

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Rhein

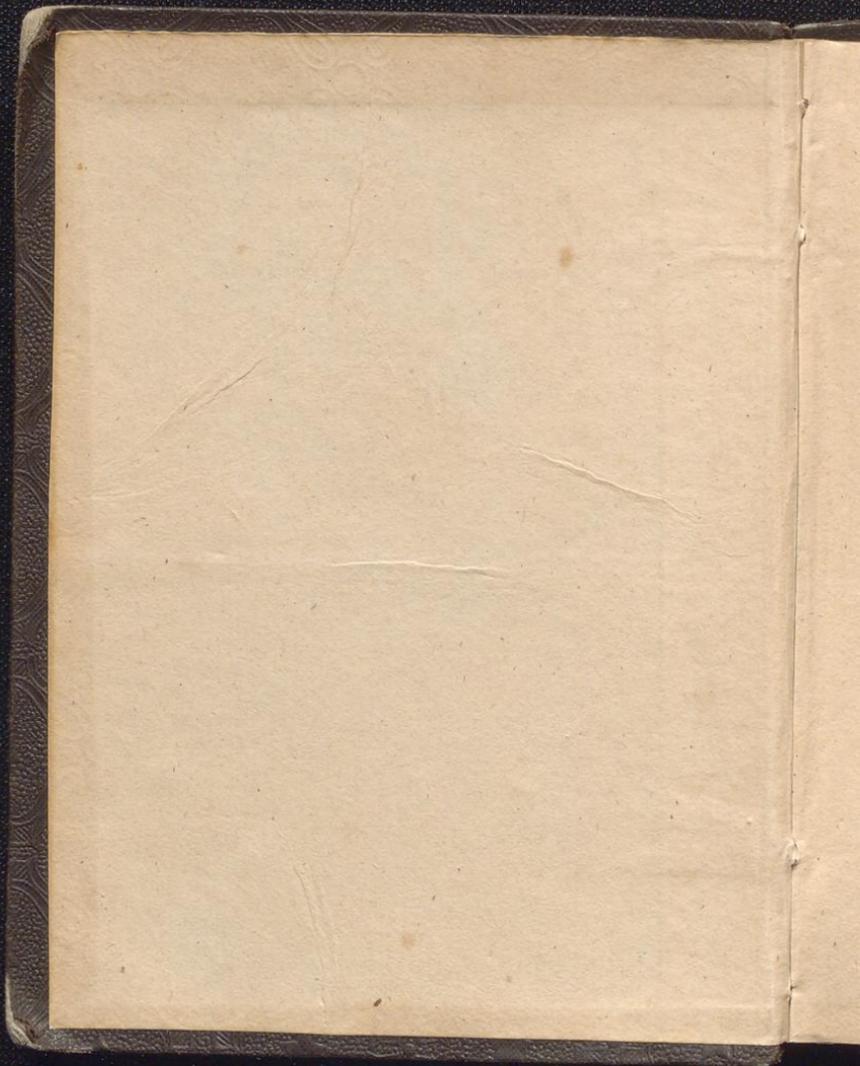
Briefe an einen Freund

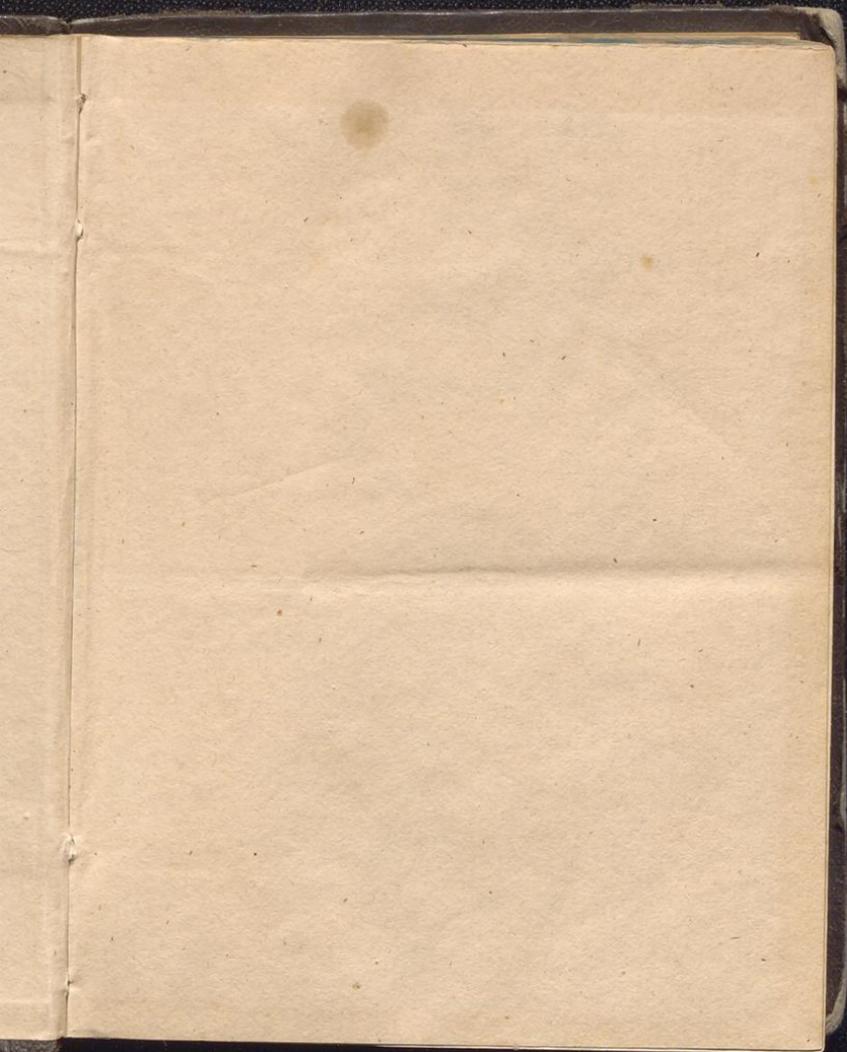
Hugo, Victor

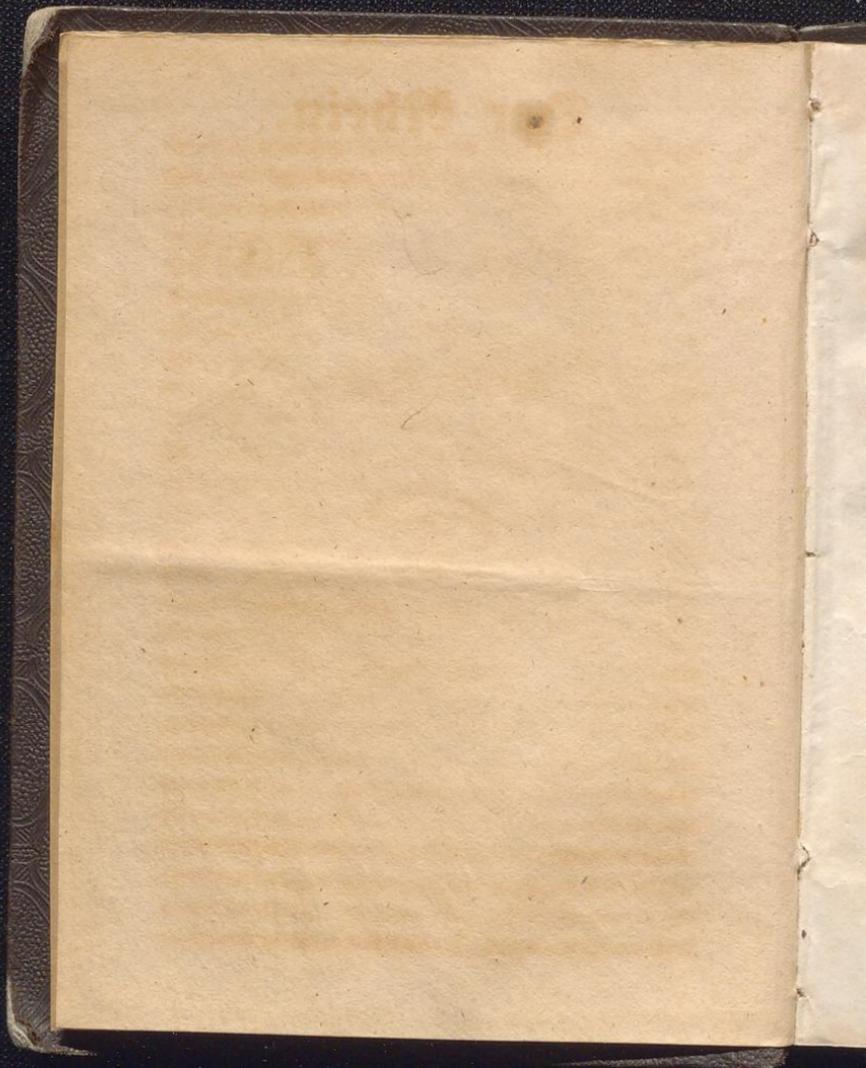
Frankfurt a. M., 1842

[urn:nbn:de:bsz:31-144495](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-144495)









Der Rhein.

Briefe an einen Freund

von

Victor Hugo.

Deutsch

von

C. Dräxler-Mansfred.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main, 1842.

Verlag von J. D. Sauerländer.

Tv

58 A 2303,2

7

Ein und zwanzigster Brief.

Das Märchen vom schönen Pecopin und von
der schönen Bathilde.

Bingen, August.

Ich habe Ihnen eine der berühmtesten Sagen vom Falkenberg versprochen, ja vielleicht die schönste derselben, die traurige Geschichte von Guntram und Liba. Ich habe mir's jedoch überlegt. Warum Ihnen Dinge erzählen, die Sie in der nächstbesten Sagensammlung und dort besser erzählt finden, als ich es kann? Da Sie aber durchaus eine Geschichte für Ihre Kinder wollen, nun wohl an, hier ist eine. Es ist ein Märchen, welches Sie wenigstens in keinem Märchenbuche finden. Ich sende es Ihnen so wie ich es unter dem zertrümmerten Gemäuer des alten Schlosses geschrieben, den unheimlichen Sonn-Wald vor Augen und so zu sagen unter den Einflüsterungen der Bäume, der Vögel und des Windes aus der Ruine. Ich hatte eben mit dem alten französischen Soldaten gesprochen, der hier Ziegenhirt und in Folge dieses fast zum Wilden und zum Hexenmeister geworden

ist: freilich ein sonderbares Loos für einen Tambour-Maitre des sieben und dreißigsten leichten Regiments. Dieser gute Mensch, vormals ein Kind der voltairischen Truppen der Republik, schien mir jetzt an Feen und Gnomen zu glauben, wie er vordem an den Kaiser geglaubt hat. Einsamkeit übt jederzeit Einfluß auf die Geisteskraft; sie entwickelt die Poesie, die immer im Menschen schlummert; jeder Hirt ist ein Träumer.

Ich schrieb also dieses Märchen am Orte selbst, in der Grabenschlucht verborgen, auf einem Steinblock sitzend, der ursprünglich ein Felsen gewesen, im zwölften Jahrhundert ein Thurm und dann wieder ein nackter Felsblock wurde, — pflückte von Zeit zu Zeit, um daran zu riechen, eine wilde Blume, eines jener so süß duftenden und so kurz dauernden Windglöckchen und blickte dabei bald in's grüne Gras, bald an den leuchtenden Himmel, indes sich über den Ruinen der Falkenburg goldgeränderte Wolken zertheilten.

Und nun hier die Geschichte.

M ä r c h e n.

I.

Eingang.

Der schöne Pecopin liebte die schöne Bathilde, und die schöne Bathilde liebte den schönen Pecopin. Pecopin war der Sohn des Burggrafen von Conek und Bathilde

war die Tochter des Ritters von der Falkenburg. Des einen war der Wald, des andern das Schloß. Was war daher natürlicher als Schloß und Wald vereinigen? Die beiden Väter verständigten sich und verlobten ihre Kinder.

An diesem Tage, es war ein Tag im April, erschlossen Flieder und Weißdorn im Walde ihre Blüten im Sonnenschein; tausend kleine Wasserfälle, Schnee und Regen in Bächlein verwandelt, Winterweh in Frühlingsluft umgeschaffen, sprangen lieblich und rauschend von den Bergen, und die Liebe, der April des menschlichen Lebens, klang, glänzte und blühte in den Herzen der beiden Verlobten.

Pecopin's Vater, ein alter biederer Ritter, die Ehre des Nahegau's, starb kurz nach der Verlobung, seinen Sohn segnend und ihm Bathilden empfehlend. Pecopin weinte viel, dann aber wandte sich nach und nach sein Auge von dem Grabe, worin der Vater verschwunden, zu den süßen leuchtenden Zügen seiner Braut und er tröstete sich. Wenn der Mond aufgegangen, wer denkt da noch der untergegangenen Sonne?

Pecopin besaß alle Eigenschaften eines Edelmannes, eines jungen Mannes und eines Mannes. Bathilde war eine Königin in ihrem Schlosse, eine heilige Jungfrau in der Kirche, eine Nymphe im Walde und eine Fee bei der Arbeit.

Pecopin war ein großer Jäger und Bathilde eine schöne Spinnerin. Zwischen Spindel und Waidtasche

aber giebt es keinen Haß. Die Spinnerin spinnt während der Jäger jagt. Ist er abwesend, so tröstet und zerstreut sie die Kunkel. Die Meute bellt, das Mädchen schnarrt. Die Meute, die schon fern und kaum mehr zu hören ist, vereinigt sich mit dem Tone eines in den Gebüschcn verhallenden Hornes und kuffert ihr noch leise zu: Denk an deinen Geliebten! Das Spinnrad, das die schöne Nachdenkliche die Augen hernieder zu lenken nöthigt, schreit ganz laut mit seiner hohen strengen Stimme: Denk an deinen Gemahl! Und wenn Geliebter und Gemahl nur Einer sind, dann geht es schon gut.

Verlobt also immerhin die Spinnerin dem Jäger und besorget nichts.

Man muß indessen gestehen, daß Pecopin die Jagd etwas stark liebte. Saß er zu Pferde, den Falken auf der Faust, hörte er das wilde Gekläff seiner krummbeinigen Leithunde, dann hielt ihn nichts, er flog dahin und vergaß Alles. Aber man soll keine Sache überschreiten. Das Glück liegt in der Mäßigung. Haltet daher eure Wünsche im Gleichgewicht und eure Lüste im Zügel. Wer die Pferde und die Hunde zu sehr liebt, beleidigt die Frauen; wer die Frauen zu sehr liebt, beleidigt Gott.

Sah Bathilde, und das geschah oft, Pecopin bereit zum Jagdzug auf seinem Rosse sitzen, das vor Freude wieherte und stolzer schien als wenn es den großen Alexander im Kaiserstaate trüge, sah sie Pecopin ihm

schmeicheln, den Hals mit der Hand streicheln, die Sporen aus den Weichen thun und dem Parabegaul ein Büschlein Gras zur Aufmunterung darreichen, dann war Bathilde auf das Pferd eifersüchtig. Sah Bathilde, das edle stolze Fräulein, der Stern der Liebe, Jugend und Schönheit, Pecopin seiner Dogge schön thun und ihn diesen plattnasigen Kopf mit weiten Nasenlöchern, lap-pigen Ohren und schwarzem Maule an sein schönes männliches Antlitz heranziehen, dann war Bathilde auf den Hund eifersüchtig.

Eraurig und verlegt ging sie auf ihr heimliches Kämmerlein und weinte. Dann schmälte sie die Mägde aus und nach den Mägden ihren Zwerg. Denn der Aerger der Frauen ist wie der Regen im Walde, der zweimal herniederfällt. Bis pluit.

Des Abends kehrte Pecopin staubig und ermüdet heim. Bathilde schmollte und murrte noch ein wenig, ein Thürächchen in der Ecke ihres blauen Auges. Aber Pecopin küßte ihre kleine Hand und sie schwieg; Pecopin küßte ihre Stirne und sie lächelte.

Die Stirne Bathildens war weiß, rein und bewundernswerth wie das elfenbeinerne Jagdhorn Carls des Großen.

Dann zog sie sich in ihr Thürmchen zurück und Pecopin in das seine. Sie litt niemals, daß er ihren Gürtel berühre. Eines Abends drückte er sie leise am Ellenbogen und sie erröthete über und über. Sie war

nur verlobt, nicht vermählt. Schambastigkeit ist an Frauen das, was Ritterlichkeit an Männern.

II.

Der Vogel Phönix und der Planet Venus.

Sie beteten sich an, daß es ein Reid war.

Pecopin hatte in seinem Waffensaale auf Sonett ein großes vergoldetes Gemälde hängen, welches den Himmel und die neun Himmelskreise vorstellte und jeden Planeten in seinem eigenthümlichen Farbenlicht und nebenan die rotze Namensaufschrift desselben zeigte: Saturn, bleiweiß; Jupiter, hell aber etwas blutröthlich; Venus, morgenroth; Mercur, scharfleuchtend; der Mond, silberschimmernd; die Sonne, hochfeurig und strahlend. Pecopin löschte den Namen Venus weg und schrieb an dessen Stelle: Bathilde.

Bathilde hatte in ihrem Ankleidegemach eine gestickte Seidentapete, worauf ein Vogel abgebildet war von der Größe eines Adlers, mit goldenem Ringe um den Hals, purpurrothem Körper, blauen und Karminfedern im Schwanz und mit einem Kamme auf dem Kopfe, den ein Federbüschlein überragte. Unter diesem Wundervogel stand das griechische Wort: Phönix. Bathilde trennte das Wort auf und stickte an dessen Stelle den Namen: Pecopin.

Mittlerweile rückte der Hochzeittag allmählig näher.

Pecopin war sehr erfreut darüber und Bathilde überaus glücklich.

Unter dem Jagdgefolge auf Soneck befand sich ein Jäger, ein sehr gewandter Bursch von freier Rede aber argen Anschlägen, Namens Erilang. Dieser Mensch, vordem ein sehr schmucker Bogenschütze, ward von mehreren reichen Bäuerinnen aus Lorch zum Ehemann gewünscht, er war aber allen derlei Versuchen ausgewichen und Hundeführer im Schlosse geworden. Eines Tages als ihn Pecopin um den Grund hievon befragte, antwortete Erilang: „Gnädiger Herr, die Hunde haben sieben Arten der Wuth, die Weiber aber tausend“. Eines andern Tages, als er von der bevorstehenden Hochzeit seines Gebieters hörte, ging er verwegen zu diesem hin und sagte: „Gnädiger Herr, warum verheirathet Ihr Euch denn?“ Und Pecopin jagte ihn vom Schloß und Dienst.

Das hätte den Ritter beunruhigen können, denn Erilang war ein verschlagener Kopf und von langem Gedächtniß. Die Wahrheit aber ist, daß dieser Diener zum Hofe des Grafen der Lausitz ging, dori Jägermeister wurde und daß Pecopin nichts mehr von ihm hörte.

Die Woche vor der Hochzeit spann Bathilde in der Vertiefung des Fensters. Da benachrichtigte sie ihr Ziererg, daß Pecopin die Treppe heraufkomme. Sie wollte ihrem Bräutigam entgegenen, sprang von dem Stuhle mit geschnitzter hoher Lehne empor, ihr Fuß verwickelte sich in der Schnur des Spinnrades und sie fiel.

Die arme Bathilde erhob sich wieder. Sie hatte sich kein Leides gethan, aber sie erinnerte sich dabei, daß ein Aehnliches einstens der Schloßfrau Liba zugestoßen und ihr ward im Herzen bange.

Pecopin trat freudestrahlend ein, sprach von ihrer Hochzeit und von ihrem Glücke, und die Wolke über ihrer Seele verschwand.

III.

Worin der Unterschied dargelegt wird zwischen dem Ohr eines jungem Mannes und dem Ohr eines Greises.

Des andern Tages nach diesem Vorfalle spann Bathilde auf ihrer Stube und Pecopin jagte im Forste. Er war allein und hatte nur einen Hund bei sich. Wie er so dem Zufalle der Jagd folgte, kam er an eine Meierei, die am Eingange des Sonn-Waldes stand und die Gränze der Besitzungen von Soneck und Falkenburg andeutete. Diese Meierei beschatteten gegen Ausgang vier große Bäume, eine Esche, eine Ulme, eine Fichte und eine Eiche, welche man im Lande herum die vier Evangelisten nannte. Es schienen dies Zauberbäume zu sein. In dem Augenblicke als Pecopin unter ihrem Schatten vorüberkam, saßen vier Vögel auf den vier Bäumen: ein Häher auf der Esche, eine Amsel auf der Ulme, eine Elster auf der Fichte und ein Rabe auf der Eiche. Das vierfache Geschrei dieser gefiederten Thiere kreuzte sich in

so sonderbarer Art, daß es schien, als ob sie sich wechselweise fragten und antworteten. Ueberdies war eine Taube zu hören, die man aber nicht sah weil sie im Walde steckte, und ein Huhn, das man gleichfalls nicht sah weil es im Gehöfte der Meierei steckte. Wenige Schritte davon ordnete ein gebeugter alter Mann an der Mauer die Holzstöcke für den Winter. Als dieser Pecopin herankommen sah, wandte er sich um, richtete sich auf und sprach: Herr Ritter, hört Ihr, was die Vögel sagen? — Guter Alter, antwortete Pecopin, was kummert mich das? — Herr, meinte hinwieder der Bauer, für einen jungen Mann pfeift die Amsel, schwätzt der Hähner, kreischet die Elster, krächzt der Rabe, girt die Taube und gluckst die Henne; für einen Greis aber reden die Vögel. — Der Ritter lachte laut auf: Sieh mal, welche Träumerei! — Der Greis erwiderte ernst: Ihr habt Unrecht, Ritter Pecopin! — Du hast mich niemals gesehen, rief der junge Mann, woher weißt du meinen Namen? — Die Vögel nannten ihn eben, entgegnete der Greis. — Guter Mann, du bist ein alter Narr! sprach Pecopin und ging weiter.

Etwa eine Stunde später als er durch eine Lichtung schritt, vernahm er Hörnerklang und sah aus dem Hochwald eine Schaar prächtiger Ritter hervorkommen. Es war der Pfalzgraf, der auf die Jagd zog. Das Gefolge des Pfalzgrafen bestand aus Burggrafen, welche Herren der Schlösser, aus Wildgrafen, welche Herren der Wal-

dungen, aus Landgrafen, welche Herren der Ländereien, aus Rheingrafen, welche Herren am Rhein und aus Raugrafen, welche Herren des Kaufrechts sind. Ein Edelmann des Pfalzgrafen, Namens Garefried, erblickte Pecopin und rief diesem zu: Schöner Jäger, wollt Ihr nicht mit uns ziehen? — Wohin zieht Ihr? fragte Pecopin. — Wir suchen einen Hühnergeier auf, der zu Heimbach ist und unsere Hasanen verwüftet; wir suchen einen Habicht auf, der zu Bogtsberg ist und unsren Blau-äßen schadet; wir suchen einen Adler auf, der auf dem Rheinstein ist und unsre Lerchenfalken tödtet. — Und wann kehrt Ihr wieder heim? fragte Pecopin weiter. — Morgen, antwortete Garefried. — Ich folge Euch, sprach Pecopin. — Die Jagd dauerte drei Tage. Am ersten erlegte Pecopin den Hühnergeier, am zweiten erlegte er den Habicht und am dritten den Adler. Der Pfalzgraf war über den trefflichen Schützen höchlichst erstaunt. — Ritter von Soneck, sprach er zu ihm, ich belehne Euch mit Rheineck, das von meiner Burg Gutenfels lehnbar ist. Folget mir nach Stahleck, um dort die Belehnung zu empfangen und den Huldigungseid abzulegen in offener Bahn und vor den Schöppen, wie es die Satzung des heiligen Kaisers Carl des Großen verlangt: in mallo publico & coram scabinis. Hier hieß es gehorchen. Pecopin entsandte eine Botschaft an Bathilden, ihr trostlos anzeigend, daß der gnädigste Wille des Pfalzgrafen ihn augenblicklich nach Stahleck um eine

sehr große und wichtige Sache entbiete. — Sei ruhig, meine Geliebte, fügte er hinzu, im nächsten Monat bin ich wieder daheim. — Als der Bote abgefertigt war, folgte Pecopin dem Pfalzgrafen und begab sich mit dem Gefolge desselben in die untere Castellanei von Bacharach zur Nachtruhe. In dieser Nacht hatte er einen Traum. Er sah im Schlafe wieder den Eingang des Sonnwaldes, die Meierei, die vier Bäume und die vier Vögel vor sich. Aber die vier Vögel schrieten, pfften und sangen nicht, sondern sie sprachen. Die vierfachen Stimmen derselben, welchen sich auch die des Taubers und des Huhnes beigesellten, hatten sich zu folgendem sonderbaren Gespräch umgebildet, welches der schlafende Pecopin ganz deutlich verstand:

Häher.

Der Tauber ist im Wald.

Amsel.

Das Huhn im Hofgefeld

Und ruft: Pecopin.

Häher.

Der Tauber ruft: Bathild.

Rabe.

Der Ritter wandert.

Elfer.

Während Sie sich heim verzehrt.

Häher.

Ob er aus Aley —

Am sel.

Fez —

Kabe.

aus Bagdad wiederkehrt?

Eifer.

Ja sagt der Tauber, Nein das Huhn: die Wette gilt!

Huhn.

Pecopin!*Pecopin!

Tauber.

Bathild! Bathild! Bathild!

Pecopin erwachte; eiskalter Schweiß überrieselte ihn; im ersten Augenblick erinnerte er sich des Greises und entsetzte sich, er wußte selbst nicht warum, über diesen Traum und dieses Gespräch; dann suchte er es zu verstehen, verstand es aber nicht und schlief wieder ein; und als des Morgens der holde Tag wieder da war, als er die schöne Sonne wiedersah, die alle Schatten verscheucht und die Wolken mit Gold säumt, da dachte er nicht mehr an die vier Bäume noch an die vier Vögel.

IV.

Worin abgehandelt wird von verschiedenen Eigenschaften, die verschiedenen Gesandten eigen sind.

Pecopin war ein Edelmann von großem Rufe, von edler Geburt, von hohem Geiste und von einnehmendem Wesen. Am Hofe des Pfalzgrafen eingeführt und mit

seinem neuen Lehn bekleidet, gefiel er dem edlen Fürsten dermaßen, daß dieser eines Tages zu ihm sagte: Mein Freund, ich entbiete meinem Vetter von Burgund eine Gesandtschaft und habe Euch wegen Eures ehrenhaften Rufes zum Gesandten ausersehen. Pecopin mußte thun was sein Fürst wünschte. Zu Dijon angekommen, machte er sich durch seine schöne Redeweise so bemerkbar, daß der Herzog eines Abends, nachdem er drei Glasbecher Weines von Bacharach geleert, zu ihm sprach: Ritter Pecopin, Ihr seid unser Freund; ich habe einige vertrauliche Händel mit dem gnädigsten Herrn, dem Könige von Frankreich, und der Pfalzgraf erlaubt, daß ich Euch an den König sende, denn ich habe Euch wegen Eurer edlen Geburt für diese Botschaft ausersehen. — Pecopin begab sich nach Paris. Der König gewann ihn sehr lieb, nahm ihn eines Morgens bei Seite und sagte: Ritter Pecopin, da Euch der Pfalzgraf dem Burgunder zu Diensten für Burgund geliehet, so wird der Burgunder Euch wohl dem Könige von Frankreich zu einem Dienste für das Christenthum leihen. Ich bedarf eines sehr edlen Ritters, der von meiner Seite dem Miramoulin der Mauren in Spanien gewisse Vorstellungen machen soll und ich habe Euch um Eures hohen Geistes willen für diese Sendung ausersehen. Man kann dem Kaiser seine Wahlstimme, dem Papste sein Weib verweigern; einem Könige von Frankreich weigert man nichts. Pecopin machte sich auf den Weg nach Spanien. Zu Granada

XIX.

2

nahm ihn der Miramoulin sehr huldreich auf und lud ihn zu den Festtänzen im Alhambra. Da gab es täglich Feste, Stab- und Lanzenrennen, Falkenjagden und Pecopin nahm als Kämpfer und Jäger lebhaften Antheil. In seiner Eigenschaft als Moricaud hatte der Miramoulin die schönsten Blaufüße, Saker- und tunesische Falken und auf seinen Jagden gab es prachtvolle niegesehene Flüge. Inzwischen aber vergaß Pecopin der Aufträge des Königs von Frankreich keineswegs. Als die Unterhandlungen beendet waren, erschien der Ritter vor dem Maurenfürsten um seinen Abschied zu nehmen. — Ich nehme Euer Lebewohl an, Christenritter, sprach der Miramoulin, denn Ihr sollt auch wirklich alsogleich nach Bagdad abreisen. — Wie, nach Bagdad? rief Pecopin. — So ist es Ritter, entgegnete der Mohrenfürst, denn ich kann den Vertrag mit dem Könige von Paris nicht unterzeichnen ohne die Einwilligung des Kalifen von Bagdad, welcher Herrscher der Gläubigen ist; ich muß einen ansehnlichen Mann an den Kalifen senden und habe Euch wegen Eures einnehmenden Wesens zu dieser Botschaft ausersehen. — Wenn man bei den Mauren ist, muß man thun was die Mauren wollen. Das sind Hunde und Ungläubige. Pecopin verfügte sich also nach Bagdad. Hier begegnete ihm ein Abentheurer. Eines Tages als er unter den Mauern des Serails vorüberschritt, bemerkte ihn die Sultantin Favorite und da er so schön, so traurig und so stolz war,

faßte sie Liebe zu ihm. Sie sandte eine schwarze Sclavin an ihn, die im Stadtgarten an einer ungeheuren kleinblättrigen Linde — die man noch jetzt dort sieht — mit dem Ritter sprach, ihm einen Talisman überreichte und dazu sagte: Dies kommt von einer Prinzessin, die Euch liebt, die Ihr aber niemals sehen werdet. Bewahrt diesen Talisman. So lang Ihr ihn bei Euch tragt, werdet Ihr immer jung bleiben. Gerathet Ihr in Todesgefahr, so berührt ihn und er wird Euch retten. — Pecopin nahm auf gut Glück den Talisman, der ein sehr schöner Türkis war, worauf sich unbekannte Schriftzeichen verschlangen. Er befestigte ihn an seiner Halskette. — Jetzt edler Ritter, fügte die Sclavin scheidend hinzu, gebt wohl Acht darauf: so lange Ihr diesen Türkis am Halse tragt, werdet Ihr um keinen Tag älter; verliert Ihr ihn aber, so altert Ihr in einer Minute um alle die Jahre, die ehemals spurlos an Euch vorübergegangen. Lebt wohl, schöner Christ. — Als sie dies gesagt, ging die Negerin fort. Indessen hatte der Kalif bemerkt, wie die Sclavin seiner Favorite den Christenritter angetreten. Der Kalif war sehr eifersüchtig und ein bischen Zauberer. Er lud Pecopin zu einem Feste und als die Nacht hereinbrach, führte er den Ritter auf einen hohen Thurm. Pecopin war, ohne es zu bemerken, etwas zu nahe an die niedere Brustlehne getreten und der Kalif sprach also zu ihm: Ritter, der Pfalzgraf hat dich wegen deines hohen Rufes an den Herzog von Burgund ge-

schickt, der Herzog von Burgund hat dich wegen deiner edlen Geburt an den König von Frankreich beauftragt, der König von Frankreich hat dich wegen deines hohen Geistes an den Miramoulin von Grenada gesendet, der Miramoulin von Grenada entbietet dich wegen deines einnehmenden Wesens dem Kalifen von Bagdad; ich aber schicke dich mit deinem Rufe, deiner Geburt, deinem Geiste und deinem Wesen zum Teufel. — Als er dies letzte Wort ausgesprochen, stieß der Kalif den Ritter heftig gegen das Geländer; Pecopin verlor das Gleichgewicht und stürzte von dem hohen Thurme.

V.

Guter Erfolg eines guten Gedankens.

Wenn ein Mensch in einen Abgrund stürzt, so ist es ein furchtbarer Bliß, der ihn in diesem Augenblick durchzuckt und ihm das verschwindende Leben und den gähnenden Tod zeigt. In diesem höchsten Augenblicke sandte der verzweifelte Pecopin seinen letzten Gedanken an Bathilde und griff dabei an's Herz. Kaum aber hatte er hiebei den magischen Türkis berührt, als er sich wie auf Flügeln getragen fühlte. Er stürzte nicht mehr, er schwebte. So flog er die ganze Nacht hindurch. Als der Morgen anbrach, ließ ihn die unsichtbare Hand, die ihn gehalten, auf eine einsame Stelle am Meeresufer nieder.

VI.

Worin man sieht, daß der Teufel selbst Unrecht thut, wenn er gefräßig ist.

Um jene Zeit eben begegnete dem Teufel eine sehr unangenehme und sonderbare Geschichte. Der Teufel hat die Gewohnheit, die Seelen, die ihm zufallen, in einer Butte davon zu tragen, wie man dies auf dem Portal der Cathedral zu Freiburg in der Schweiz sehen kann, worauf er mit einem Schweinskopf auf den Achseln, einem Haken in der Hand und mit der Butte eines Lumpensammlers auf dem Rücken abgebildet ist; denn der böse Geist rafft die Seelen der Sünder aus den Haufen Unflath auf, welche das Menschengeschlecht in der Ede aller großen irdischen oder himmlischen Wahrheiten niederlegt. Der Teufel war nicht gewohnt seine Butte zu verschließen und so geschah es, Dank sei der himmlischen Schadenfreude der Engel, daß ihm viele Seelen wieder entwichen. Dessen ward der Teufel gewahr und verfaß nun seine Butte mit einem tüchtigen Deckel und diesen mit einem guten Vorlegschloß. Aber die Seelen, welche ungemein dünn und zart sind, hinderte dieser Deckel nicht sehr, und mit Hilfe der Rosenfinger der Cherubin fanden sie noch immer Gelegenheit, durch die Ritze und kleinen Oeffnungen der Butte zu entschlüpfen. Als der Teufel dies bemerkte, ward er sehr unwillig, tödtete ein Dromedar und machte sich aus dem Höcker desselben einen Schlauch, den er unter Beistand des Höllengeistes

Hermes auf das beste zu schließen wußte; und wenn er diesen Schlauch mit Seelen recht vollgefüllt hatte, fühlte er sich vergnügter als ein Schüler, der seine Tasche voll goldener Zechinen weiß. Gewöhnlich geschah es in Oberegypten an den Ufern des rothen Meeres, daß der Teufel, nachdem er den Rundgang durch die Länder der Heiden und Ungläubigen gethan, seinen Schlauch anfüllte. Jene Gegend ist ganz öde; ein sandiges Ufer nahe an einem kleinen Palmengehölze, welches zwischen Coma, wo der heilige Antonius geboren wurde, und zwischen Elisma liegt, wo der heilige Cosmas starb.

Eines Tages also, nachdem der Teufel noch bessere Jagd als gewöhnlich gemacht, stopfte er heiterer Dinge seinen Schlauch an, wandte sich dabei zufällig um und erblickte in Entfernung weniger Schritte einen Engel, der ihm zusah und lächelte. Der Teufel zuckte die Achseln und fuhr fort, alle Seelen, die er hatte, in den Sack hinauszupferchen; da fand fürwahr kein großes Aussondern statt; denn für den Kessel da unten ist alles gut. Als er fertig war, griff er den Sack mit einer Faust auf, um ihn auf die Schultern zu laden; aber er war nicht im Stand ihn vom Boden zu erheben, so viele Seelen hatte er hinein geladen und so schwer und lastend machten ihn die Sünden derselben: Er faßte also den Bettelsack der Hölle mit beiden Händen; aber der zweite Versuch war so vergeblich als der erste, der Schlauch wich nicht von der Stelle, als wäre er ein Felsentopf,

der aus dem Erdreich hervorragt. — O Bleiseelen! rief der Teufel und fieng zu fluchen an. Als er sich herumdrehte, erblickte er den schönen Engel, der ihm zusah und lachte. — Was thust Du hier? rief der Höllegeist. — Du siehst es ja, entgegnete der Engel, erst lächelte ich und jetzt lache ich. — O himmlisches Federvieh, du liebe Unschuld du! schier dich! knurrte Asmodi. Der Engel aber wurde ernst und sprach also zu ihm: Drache, vernimm die Worte, die ich dir von Dem sage, welcher der Herr ist: du sollst diese Last Seelen nicht fortschleppen können in die Hölle, es sei denn, daß ein Heiliger des Paradieses, oder ein Christ der vom Himmel gefallen, sie vom Boden aufnimmt und auf deine Schultern ladet. — Der Engel sprach, entfaltete seine Adlerschwüngen und flog davon.

Der Teufel wußte nicht, wie sich geberden. — Was will der Einfältige sagen? murkte er zwischen den Zähnen. Ein Heiliger aus dem Paradiese, oder ein Christ vom Himmel gefallen? Da werd' ich lange warten müssen, bis mir eine solche Hilfe kommt. Warum zum Henker hab ich denn den Sack auch so rasend vollgepfropft? Und dieser Dümmling, der weder Mensch noch Vogel ist, macht sich über mich lustig! Jetzt muß ich also harren bis ein Heiliger aus dem Paradiese kommt oder ein Christ vom Himmel fällt. Eine dumme Geschichte das, und man muß sagen, daß man sich dort oben mit hübschen Dingen unterhält! — Während er so

mit sich selbst sprach, meinten die Bewohner von Coma und Elisma den Donner dumpf am Himmel grollen zu hören. Es war das Gebrumme des Teufels.

Einem Kärner, der sich in den Koth hineingefahren, nußt das Fluchen wenig, das Herausfahren in die Geleise ist besser. Der arme Teufel zerbrach sich den Kopf und dachte nach. Der Verführer Eva's ist ein gar kluger Schalk. Er weiß überall beizukommen. So gut er sich in die Liebe zu drängen weiß, so gut kann er, wenn er eben will, ins Paradies schlüpfen. Er unterhält darin eine Verbindung mit dem heiligen Cyprian dem Schwarzkünstler, und weiß sich gelegentlich auch bei anderen Heiligen willkommen zu machen, indem er ihnen gewisse geheime Dienste leistet oder angenehme Worte sagt. Als Weiser kennt er die Rede, die Jedem am besten gefällt. Er faßt alle an ihren Schwächen. Dem heiligen Robert von York bringt er Haferbrötdchen mit Butter. Mit dem heiligen Cloah redet er von der Goldschmiedkunst. mit dem heiligen Theodat von der Küche. Mit dem heiligen Bischof Herrmann schwagt er vom König Childebert, mit dem heiligen Wandrill vom König Dagobert und mit dem verschnittenen heiligen Nshazad vom König Sapor. Mit dem heiligen Paul dem Einfältigen spricht er von dem heiligen Anton, mit dem heiligen Anton von seinem Schwein. Dem heiligen Wolf erzählt er viel von seiner Gemahlin Ymeniole, dem heiligen Gomer aber nichts von seiner Gemahlin Gwinmarie. Denn der

Teufel ist ein großer Schmeichler. Galle im Herzen, Honig auf den Lippen.

Mittlerweile gingen vier Heilige, die durch ihre innige Freundschaft bekannt sind, der heilige Neal der Einsiedler, der heilige Autremoine, der heilige Johann der Zwerg und der heilige Medardus an demselben Tage an den Ufern des rothen Meeres spazieren. Wie sie in tiefem Gespräche am Palmenwäldchen ankamen, erblickte sie der Teufel, bevor er noch von ihnen bemerkt wurde. Sogleich nahm er die Gestalt eines sehr alten und gebrechlichen Greises an, und stieß ein Jammergeschrei aus. Die Heiligen kamen herbei. — Was gibt es denn? fragte der heilige Neal — Ach, ach, meine hohen Herren, jammerte der Teufel, kommt mir zu Hilfe, ich fleh' Euch an. Ich habe einen sehr bösen Herrn, ich bin nur ein armer Sklave, und mein Herr, ein Kaufmann aus Fez, ist so schlimm. Ihr wißt ja, alle die aus Fez, die Mauren, Numidier, Garamanten und alle Bewohner der Tartarei, Rubiens und Egyptens, sind böse, nichtswürdig, leben in unerlaubten Ehen mit den Weibern, sind verwegen, räuberisch, gefährlich und unbarmherzig durch den Einfluß des Marsgestirns. Mein Gebieter ist überdies schwarzgallig, gelbsüchtig und schleimkrank; daher rührt bei ihm ein kalter trockner Trübsinn, der ihn furchtsam und muthlos, aber erfinderisch im Bösen macht. Das ergeht dann über uns arme Sklaven und über mich armen Alten. — Was willst du mit allen dem sagen? fragte der heilige

Autremoine mit Antheil. — Da seht nur, mein hoher Herr. Mein Gebieter ist ein großer Freund von Reisen. Er hat seine Launen. In jedem Lande, wohin er kommt, fällt es ihm bei, sich in seinem Garten einen Berg aus dem Sand auftragen zu lassen, welchen der nächste Meeresstrand darbietet, woran er sich angesiedelt. In Seeland thürmte er einen Haufen schwarzen kothigen Sandes auf; in Friesland einen Haufen untermenat mit jenen rothen Muscheln, worunter die getiegete Regelmuschel vorkommt, und im cimbrischen Chersones, den man heutzutage Jütland nennt, einen Hügel feinen Sandes, untermischt mit jenen weißen Muscheln, worunter nicht selten die morgenrothe Tellmuschel . . . — Hol dich der Teufel! unterbrach ihn der heilige Neal, welcher etwas ungeduldiger Natur ist. Komm zur Sache. Wir verlieren schon eine Viertelstunde damit, deine Aufsätze anzuhören; ich zähle die Minuten. — Der Teufel verneigte sich demüthigst: Ihr zählt die Minuten, hoher Herr, das ist eine edle Weise. Ihr seid gewiß vom Mittag her, denn Alle von dort sind scharfsinnig und den mathematischen Wissenschaften ergeben, weil sie dem Kreise der Irsterne näher stehen als die übrigen Menschen. — Dann fing er wieder zu wehklagen an und schlug mit der Faust gegen seine Brust: Ach, ach, meine Prinzen, ich habe einen so bösen Herrn! Um seinen Berg aufzuführen, zwingt er mich armen Greis diesen Schlauch am Meeresufer mit Sand zu füllen, und auf meinen

Achseln heimzuschleppen. Ist ein Gang geschehen, so muß ich gleich wieder anfangen, und das geht so vom Morgen bis in die Nacht. Will ich ausruhen, will ich schlafen, erliege ich der Beschwerde, oder ist der Sack nicht voll gefüllt, so läßt er mich peitschen. Ach ich bin so unglücklich, so geschlagen und so gebrechlich! Gestern machte ich tagesüber sechs Gänge; als der Abend kam, war ich so müde, daß ich den angefüllten Sack nicht mehr auf die Schultern zu heben im Stande war; die ganze Nacht brachte ich hier zu und weinte neben meiner Last und zitterte vor dem Zorn meines Herrn. O meine hohen Herrn, meine gütigen Herrn, helft mir aus Gnade und Mitleid die Last auf meinen Rücken wälzen, damit ich heimkehre, denn zögret ich noch länger, so läßt mich mein Gebieter tödten. Ach, ach!

Als sie diese Jammerrede angehört, fühlten sich der heilige Neal, der heilige Autremoine und der heilige Zwerg Johann tief bewegt, der heilige Medardus aber weinte, was auf der Erde einen vierzigstägigen Regen erzeugte.

Aber der heilige Neal sprach zum Teufel: Ich kann dir nicht helfen, mein Freund, es thut mir sehr leid; denn ich müßte meine Hand an diesen Schlauch legen, der ein lebloses Ding ist, und eine Stelle der heiligen Schrift verbietet ausdrücklich, leblose Dinge zu berühren, wenn man davon nicht unrein werden will.

Der heilige Autremoine sprach zum Teufel: Ich kann dir nicht helfen, mein Freund, es thut mir sehr leid;

denn ich erwäge, daß dies eine gute Handlung wäre, und die guten Handlungen haben den Nachtheil, daß sie den, der sie ausübt, zur Eitelkeit verleiten; ich will mich ihrer daher enthalten, um in meiner Demuth zu verbleiben.

Der heilige Johann der Zwerg sprach zum Teufel: Ich kann dir nicht helfen, mein Freund, es thut mir sehr leid; denn wie du siehst bin ich so klein, daß ich kaum an deinen Gürtel reiche; wie sollt' ich es anfangen, diese Last auf deine Schultern zu heben?

Der heilige Medardus sprach in Thränen aufgelöst zum Teufel: Ich kann dir nicht helfen, mein Freund, es thut mir sehr leid; denn ich bin so erschüttert, daß mir die Arme zerbrochen sind.

Und sie gingen ihres Weges weiter.

Der Teufel gerieth in Wuth: Seh' Einer die Kerle! rief er, als die Heiligen fortgingen. Welche Schulfüchse, welche Narren mit ihren langen Bärten! Mein Ehrenwort darauf, sie sind noch dümmere als der Engel!

Wenn Einer von uns sich erzürnt, so hat er wenigstens die Zuflucht, Denjenigen, der ihn aufgebracht, zum Teufel zu schicken. Dem Teufel fehlt dieses Vergnügen. Daher nimmt sein Jorn immer die Wendung, daß er sich gegen sich selbst aufs höchste erbittert.

Wie er so fluchte und das wuthflammende Auge gegen den Himmel, seinen Feind, richtete, bemerkte er einen schwarzen Punkt in den Wolken. Dieser Punkt wurde

immer größer und kam immer näher; der Teufel sah hin; es war ein Mensch, ein Ritter mit Helm und Rüstung, ein Christ, — denn er trug das rothe Kreuz am Halse — der aus den Wolken fiel.

Sei gelobt, wer da will! schrie der Höllegeist und hüpfte vor Freuden. Ich bin gerettet. Da kommt mein Christ. Mit vier Heiligen konnt' ich nicht ans Ziel gelangen, ich müßte nicht der Teufel sein, wenn ichs nicht mit einem Menschen könnte.

In diesem Augenblick ward Pecopin sanft am Ufer niedergelassen und setzte den Fuß auf die Erde.

Wie er den Alten gewährte, der wie ein Sklave neben seiner Last ausruhte, ging er auf diesen zu und fragte ihn: Wer seid Ihr, Freund? und wo befinde ich mich?

Der Teufel winselte erbarmungswürdig: Ihr seid am Strande des rothen Meeres, gnädiger Herr, und ich bin der Unglücklichste aller Glenden. — Dann sang er ihm dasselbe Lied vor wie den Heiligen und bat ihn zum Schlusse, er möge ihm helfen, den Sack auf den Rücken zu bringen.

Pecopin schüttelte den Kopf: Guter Mann, die Geschichte ist sehr unwahrscheinlich.

Aber schöner Herr, der Ihr vom Himmel gefallen, antwortete der Teufel, die Cure ist es noch mehr und doch ist sie wahr.

Das ist richtig, meinte Pecopin.

Und was meint Ihr, fuhr Asmodi fort, daß ich dabei thun soll? ist es meine Schuld, wenn mein Unglück ein ungläubliches Aussehn hat? Ich bin an Sack und Geist arm; ich weiß nichts zu erfinden; ich sollte vielleicht meine Klagen und Leiden besser zusammenstellen, aber ich weiß nur die Wahrheit hineinzulegen. Wie das Fleisch, so die Suppe.

Das geb' ich zu, sagte Pecopin.

Und endlich, schloß der Höllegeist, was verschlüge Euch's denn, wenn Ihr, ein junger kräftiger Mann, einem schwachen Alten hälftet, diesen Sack auf seine Schultern laden?

Das wirkte bei Pecopin. Er beugte sich, hob den Schlauch mit Leichtigkeit in die Höhe, hielt ihn in den Armen und wollte ihn eben dem Alten, der gebückt vor ihm stand, auf den Rücken legen.

Noch einen Augenblick und es wäre geschehen.

Der Teufel hat seine Fehler und diese verderben ihn. Er ist sehr gefräßig. In diesem Augenblicke kam ihn die Lust an, Pecopin's Seele zu den anderen, die er bereits hatte, hinzuzufügen; aber hiezu mußte Pecopin erst todt sein.

Er rief daher mit leiser Stimme einem unsichtbaren Geiste und gab diesem in dunklen Worten einen Auftrag.

Die ganze Welt weiß, daß der Teufel, wenn er mit andern Geistern der Unterwelt Gespräche führt, ein Ge-

misch von Italienisch und Spanisch spricht. Er mengt auch hie und da ein lateinisches Wort hinein.

Dies wurde bewiesen und klar dargethan bei vielerlei Gelegenheiten, besonders aber in dem Prozesse des Doctor Eugenio Torralba, der zu Valladolid am 10. Januar 1528 angefangen und am 6. Mai 1531 mit dem Auto-dase des genannten Doctors entsprechend beendigt wurde.

Pecopin kannte sich in vielen Dingen aus. Er war wie gesagt ein geistvoller Ritter und schier der Mann um eine Besper zu halten. Er war in den Wissenschaften bewandert. Er verstand die Sprache des Teufels.

In dem Augenblicke wo er dem Alten den Sack auf den Rücken legen wollte, hörte er diesen leise sagen: *Bamos, non cierra occhi, verbera, frappa, y echa la piedra.* (*Bamos, bleib' unsichtbar, aber schlag' zu und laß den Stein niederfallen.*) Das war wie ein Blitz für Pecopin.

Ein Verdacht stieg in ihm auf. Er erhob die Augen und erblickte in ungeheurer Höhe über sich einen großen Stein, den irgend ein unsichtbarer Riese über seinem Haupte hielt.

Zurückspringen, mit der Linken nach dem Talisman mit der Rechten nach dem Dolche fahren und mit diesem den Schlauch heftig durchstechen, das war bei Pecopin das Werk eines Augenblicks, als wäre er der Wirbelwind, der in derselben Secunde herankommt, niedersährt, herumkreist, blitzt, donnert und einschlägt.

Der Teufel stieß einen fürchterlichen Schrei aus. Die Seelen flohen durch das Loch, das ihnen Pecopin's Dolch geöffnet, und ließen in dem Schlauche alle ihre Schwärzen, Sünden und Verbrechen zurück, einen schreulichen Klumpen, ein abscheuliches Geschwür, das vermöge der Anziehungskraft des Teufels an diesen ansog und anwuchs und, überzogen von der rauhen Dromedars-haut, für ewig einen Höcker zwischen seinen Schultern bildete. Seit jener Zeit ist Asmodi bucklig.

In dem Augenblick aber als sich Pecopin zurückwarf, ließ der unsichtbare Riese den großen Stein sinken, der auf den Fuß des Teufels fiel und diesen zerschmetterte. Seit jener Zeit hinkt Asmodi.

Dem Teufel steht wie dem lieben Gott der Donner zu Diensten; aber des Teufels Donner ist ein gräßlicher, unterer, der aus der Erde heraufkommt und die Bäume entwurzelt. Pecopin fühlte, wie der Meeresstrand unter ihm zitterte, und wie eine schreckliche Wolke ihn einhüllte; ein schwarzer Rauch machte ihn blind, ein schauerhaftes Getöse raubte ihm das Gehör; es schien ihm als ob er umgestürzt würde und rollend über den Boden hinstreifte, gleich einem todten Blatte, das der Wind fortführt. Er verlor die Besinnung.

VII.

Wohlmeinende Vorschläge eines alten Weisen, der sich in eine Blätterhütte zurückgezogen.

Als er wieder zu sich kam hörte er eine sanfte Stimme sagen: Phi smä, was im Arabischen so viel sagen will als: er ist im Himmel. Er fühlte eine Hand auf seiner Brust ruhen und dann hörte er eine ernste langsame Stimme antworten: Lö, lö, machi mouth, was so viel bedeutet als: nein, nein, er ist nicht todt. Er schlug die Augen auf und sah einen Greis und ein junges Mädchen neben sich. Der Alte war schwarz wie die Nacht; hatte einen langen schneeweißen Bart in kleine Flechten gewunden wie die alten Magiker und war in eine faltelose grünseidene Decke gehüllt. Das Mädchen war kupferroth, hatte große Augen wie Porzellan, Lippen wie Korallen, und in Nase und Ohren goldene Ringe. Sie war sehr schön.

Pecopin befand sich nicht mehr am Meeresufer. Der Athem der Hölle, der ihn in die Welt hineingeweht, hatte ihn in ein Thal voll wunderbar geformter Felsspitzen und sonderbar gestalteter Bäume gerollt. Er erhob sich. Der Greis und das Mädchen betrachteten ihn mit freundlichen Blicken. Er näherte sich einem jener Bäume; die Blätter schrumpften zusammen, die Zweige zogen sich zurück, die Blüthen, die erst blaßweiß gewesen, wurden roth und der ganze Baum schien sich von ihm abzuwenden. Pecopin erkannte den Schaam-

baum und schloß daraus, daß er Indien verlassen und sich im Lande Pudiferan befinde.

Indessen gab ihm der Greis ein Zeichen; Pecopin folgte ihm und bald saßen der Alte, das Mädchen und Pecopin auf der Matte in einer aus Palmblättern zusammengesetzten Hütte, deren Inneres, voll von Edelsteinen aller Arten, wie eine lodernde Gluthpfanne schimmerte.

Der Greis wandte sich zu Pecopin und sprach zu ihm in deutscher Sprache: Mein Sohn, ich bin der Mann der Alles weiß; der große äthiopische Steinkundige, der Taleb der Araber. Ich heiße Zin-Eddin für die Menschen und Evilmerodach für die Geister. Ich bin der erste Sterbliche, der dieses Thal betreten, du bist der zweite. Ich habe mein Leben damit zugebracht, der Natur die Wissenschaft der Dinge abzulassen und den Dingen das Wissen des Geistes einzulösen. Durch mich und meinen Unterricht und die Strahlen, die seit hundert Jahren aus meinen Augen niederströmen, geschieht es, daß in diesem Thale die Steine leben, die Pflanzen denken und die Thiere urtheilen. Ich lehre den Veltkan sich blutig ritzen, um seine Zungen von Biperstichen zu heilen, die blinde Schlange Fenchel fressen um wieder sehend zu werden, den starbunden Bären die Bienen aufstören, damit sie ihm die Augen stechen. Ich wies dem zwangsbärmigen Adler den Stein Dettites, der ihn leicht Eier legen macht. Wenn sich der Säher

mit Lorbeerblättern ausreingt, die Schildkröte mit Schierling, der Hirsch mit Eschenwurz, der Wolf mit Kraun, das Wildschwein mit rankendem und die Turteltaube mit Erd=Spheu; wenn die Pferde, vom Blut gequält, sich selbst am Hinterschengel eine Ader öffnen; wenn die Sterneidechse zur Zeit der Mause selbst ihre Haut verschlingt, um sich von der fallenden Sucht zu befreien; wenn die Schwalbe die Augenkrankheit ihrer Jungen mit dem kalidonischen Steine vertreibt, den sie weit überm Meere holen muß; wenn das Wiesel sich mit Raute versteht, sobald es die Ratter angreift, — dann war ich es, mein Sohn, der sie das gelehrt. Bis her hatte ich nur Thiere zu Schülern. Ich wartete auf einen Menschen. Da erschienst du. Sei mein Sohn. Ich bin alt. Ich hinterlasse dir meine Hütte, meine Edelsteine, mein Thal und meine Wissenschaft. Du heirathest meine Tochter, welche Aissab heißt und schön ist. Ich werde dich lehren den Hyacinth=Rubin vom Gold=Rubin unterscheiden, die große Perlenmuschel in Salz stecken und das erstorbene Feuer fahler Rubine durch Einlegung in Weinessig wieder beleben. Jeder Tag im Essig giebt ihnen ein Jahr neuer Schönheit. Friedlich wollen wir unser Leben damit hinbringen, Diamanten aufzusuchen und Wurzeln zu essen. Sei mein Sohn!

Dank, verehrungswürdiger Vater, antwortete Peco=pin, ich nehm' es freudig an.

Als die Nacht kam, machte er sich aus dem Staube.

VIII.

Der wandernde Christ.

Lange Zeit irrte er in der Welt herum. Alle Reisen erzählen die er gemacht, hiesse die ganze Welt beschreiben. Er ging baarfuß und in Sandalen; er bestieg alle Reithiere, den Esel, das Pferd, das Maulthier, das Kamehl, den Zebra, den Waldefel und den Elephanten. Er schiffte auf allen möglichen Fahrzeugen, auf den runden Schiffen im Ocean und auf den länglichen im mittelländischen Meere, auf Last- und Ruderschiffen, auf Galeeren und Gallionen, großen und kleinen Fregatten, Felucken, Polaken und Tartanen, auf Barken, Nachen und Rähnen. Er wagte sich auf die ausgehöhlten Baumstämme der Indier von Bantam und auf die lebernen Chaluppen auf dem Euphrat, von welchen Herodot gesprochen. Er wurde von allen Winden verschlagen, vom südöstlichen und vom mittäglichen Sirocco, vom Nord- und vom Nord-West-Wind. Er durchzog Persien, Pegu, Bramaz, Tagatai, Transiane, Sagistan und Kasubi. Er sah Monomotapa wie Vincent-le-Blanc, Sofala wie Pedro Ordonez, Ormus wie Fines, die Wilden wie Acofia und die Riesen wie Malherbe de Vitre. Er verlor vier Fußzehen in der Wüste wie Jeronimo Costilla. Er sah sich siebenmal verkauft wie Mendez Pinto, wurde Galeerenruderer wie Tezeus und wäre bald Eunuch geworden wie Parisol. Er hatte die Geschwürkrankheit, woran die Neger sterben; den Scorbut,

der Avicenne in Schrecken setzte, und die Seekrankheit, welcher Cicero den Tod vorzog. Er bestieg so hohe Berge, daß er auf ihren Gipfeln Blut, Galle und Schleim auswarf. Er gerieth auf eine Insel, die man wohl zuweilen ohne sie zu suchen findet, aber wenn man sie sucht niemals finden kann, und ergründete, daß die Bewohner dieser Insel gute Christen sind. In Midelpatie im Norden, gewährte er ein Schloß an einer Stelle, wo keines steht; aber die Blendungen des Nordscheins sind dort so stark, daß man darüber nicht erstaunen darf. Er lebte mehrere Monate hindurch, gern gesehen und gut gehalten, bei dem Könige von Mogor Ekebas, von dessen Hofe er später alle die Dinge erzählte, welche seither die Engländer, die Holländer, ja selbst die Väter Jesuiten niedergeschrieben haben. Er wurde gelehrt, denn er hatte die zwei große Meister der Gelehrsamkeit: Neise und Unglück. Er studirte die Fauna und die Flora unter allen Himmelsstrichen. Er beobachtete die Richtung der Winde aus den Wanderungen der Vögel, und die der Gewässer aus den Wanderungen der Cephalopoden. Er sah in unterseeischen Gegenden den ommastrephes giganteus gegen den Südpol und den ommastrephes sagittatus nach dem Nordpol ziehen. Er sah die Völker und die Ungeheuer wie der alte Grieche Ulysses. Er erwarb sich Kunde von allen Wunderthieren: vom Rosmar, vom Schwarzrall, vom Solendgus, von den Garagians, die den Meeradlern ähnlich, von den Binschwänzen der

Insel Komor, vom Calzbock in Schottland, von den Antenalen die in Horben ziehen, von den Alkatrazen, die so groß wie Gänse sind, vom Moraros der größer als ein Jonashai, von den Peymons auf den Maldiven-Inseln, welche Menschen fressen, vom Fisch Manar, der einen Ochsentopf hat, vom Vogel Klafi, der aus gewissen verfaulten Holzgattungen entsteht, vom kleinen Saru, der schöner als ein Papagei singt und endlich vom Boran, dem Pflanzenthiere in der Tartarei, das eine Wurzel in der Erde hat und alles Gras rings um sich abweidet. Er tödtete auf der Jagd einen Seetriton von der Gattung yapiara und wußte einer Flußtritonin von der Gattung haëpapina sogar Liebe einzulösen. Eines Tages ward er auf der Insel Manar, die etwa hundert Meilen von Goa entfernt ist, von den Fischern herbeigerufen, die ihm sieben Seemenschen und neun Meerfräulein wiesen, so sie in ihren Netzen gefangen. Er hörte den nächtlichen Lärm des Meerschmiedes und er aß von hundert dreiundfünfzig Fischarten, die es im Meere giebt und die sich alle im Netze der Apostel befanden, als sie dieses auf Befehl des Herrn auswarfen. In Scythien durchschoss er mit Pfeilen einen Greif, den die arimaspiischen Völker bekriegten, um das Gold das er bewachte, zu bekommen. Diese Völker wollten ihn zum Könige machen, aber er machte sich fort. Er erlitt endlich Schiffbrüche bei mancher Gelegenheit und vorzugsweise bei dem Kap Gardafu, welches die Alten promontorium

aromatorum nannten; und unter allen diesen Abenteuern, Irrfahrten, Mühseligkeiten, Heldenthaten, unter Arbeit und Glend hatte der wackere und getreue Ritter Pecopin nur ein Ziel, nach Deutschland zurückzukehren, nur eine Hoffnung, wieder in der Falkenburg zu erscheinen, und nur einen Gedanken, Bathilde wiederzusehen.

Dank sei es dem Talisman der Sultanin, den er immer bei sich trug, er konnte, wie wir wissen, weder älter werden, noch sterben.

Nichtsdestoweniger zählte er gar traurig die Jahre. Als er endlich im Norden Frankreichs wieder ankam, waren fünf Jahre verstrichen, seit er Bathilden verlassen. Oft dachte er daran des Abends, wenn er seit dem Frühroth auf dem Wege war, dann setzte er sich auf einen Stein am Rande der Straße und weinte.

Dann tröstete er sich wieder und faßte Muth: Fünf lange Jahre, dachte er, aber ich soll sie nun wiedersehen! Sie zählte fünfzehn Jahre, — was thut's, sie wird nun zwanzig zählen. — Seine Kleider waren Lumpen, seine Schuhe zerfetzt, von den Füßen floß das Blut, aber Kraft und Freude waren wiedergekehrt und er schritt von neuem fort.

So gelangte er an die Vogesen.

IX.

Worin man sieht, mit was sich ein Zwerg in einem Walde unterhalten kann.

Eines Abends nachdem er den ganzen Tag zwischen den Felsen herumgegangen und einen Pfad, um zum Rheine herniederzusteigen, gesucht hatte, kam er an ein Gehölz aus Tannen, Eschen und Ahornen bestehend. Er zögerte nicht, hineinzugehen. Er war etwa eine Stunde fortgeschritten, als plötzlich der Pfad, dem er gefolgt war, in einer Waldlichtung verschwand, welche mit Stechpalmen, Wachholder und wilden Himbeeren besät war. Seitwärts von der Lichtung lag ein Sumpf. Erschöpft von Müdigkeit, sterbend von Hunger und Durst und gänzlich entkräftet, blickte er nach allen Seiten herum, ob sich ihm kein Strohdach, keine Köhlerhütte, oder das Feuer eines Hirten zeige, als plötzlich ein Flug Brandenten ganz nahe an ihm vorüberzog und mit Geschrei die Flügel schlug. Pecopin bebte als er diese fremden Vögel wieder sah, die ihre Nester unter der Erde machen, und von den Bauern auf den Vogesen die Kaninchen-Enten genannt werden. Er bog die Büschel der Stechpalmen auseinander und sah nun grünen und blühen, zu allen Seiten, Steinbrech, Engelswurz, Niesewurz und großen Enzian. Als er sich niederbeugte, um sich davon zu überzeugen, fiel ihm eine große Niesemuschel auf dem Rasen ins Auge. Er nahm sie auf. Es war eine jener Niesemuscheln aus Bolognien welche erbsengroße Perlen

enthalten. Er erhob das Auge und eine große Ohreule schwebte über seinem Kopfe.

Yecopin fing an unruhig zu werden; es war auch Stoff dazu da. Diese Stachpalmen, diese Himbeeren, diese Brandenten, diese Niesmuschel, diese Ohreule flößten alle eben kein großes Vertrauen zu diesem Orte ein. Er fühlte sich mit Schrecken erfüllt und fragte sich ängstlich, wo er denn sei, als ein entfernter Gesang erklang. Er spitzte das Ohr. Es war eine heifere, zerbrochene, ärgerliche, schrillende, zugleich dumpfe und schreiende Stimme, die Folgendes sang:

Mein kleiner See, der schattenreich umflüßte,
Erzeuget Amphitrite'n und Neptun;
Mein armer Teich, so unbekannt, je nun!
Nährt Fürst Neptun und Fürstin Amphitrite.

Ich bin der Zwerg, doch zweier Riesen Ahn,
Mein Tropfen schafft den Doppeloocean.

Es schickt mein Fels, den Vögel niemals schauen,
Ihr einen Fluß, der blau, ihm einen grün;
Es schäumt die Grotte, die kein Strahl beschien,
Für ihn den grünen Fluß, für sie den blauen.

Ich bin der Zwerg, doch zweier Riesen Ahn,
Mein Tropfen schafft den Doppeloocean.

Es schmückt mir ein Smaragd die Perlenkrone,
Ein Saphir glänzt in meinem feuchten Schrein:
Mein Smaragd schmilzt und wird der schöne Rhein,
Mein Saphir schmilzt und flutet hin als Rhone.

Ich bin der Zwerg, doch zweier Riesen Ahn,
Mein Tropfen schafft den Doppeloocean.

Pecopin konnte nicht länger zweifeln; der arme ermüdete Wanderer befand sich in dem berühmten Haine „des letzten Ganges“. Dieser ist ein Gehölz voll Irrgänge, Räthsel und Verlockungen, unter denen der Zwerg Roulon umherschreitet. Der Zwerg Roulon bewohnt einen See in den Vogesen auf einem Berggipfel, und weil er von dort aus ein Bächlein der Rhone und eines dem Rheine zusendet, so rühmt sich der alberne Großsprecher, Vater des mittelländischen Meeres und des Oceans zu sein. Sein Vergnügen ist es, im Walde herumzustreichen und die Reisenden zu verwirren. Der Wanderer der in den Hain „des letzten Ganges“ getreten, tritt nimmer wieder hinaus.

Diese Stimme, dieser Gesang waren Gesang und Stimme des bösen Zwerges Roulon.

Ganz außer sich warf sich Pecopin mit dem Angesicht gegen die Erde. Himmel! rief er, es ist um mich geschehen, niemals werde ich Bathilden wieder sehn!

Es wäre möglich, sprach Jemand dicht neben ihm.

X.

Mit Hunden und Pferden!

Er drehte sich herum; ein alter Herr in einem prachtvollen Jagdanzuge stand wenige Schritte vor ihm. Dieser Edelmann war vollkommen angethan; ein Hirschfänger mit geschmücktem Goldgriff schlug an seine Hüften und an seinem Gürtel hing ein mit Messing ausgelegtes Büf-

felhorn. Es lag etwas Fremdartiges, Sonderbares, Leuchtendes in diesem blassen Gesichte, das vom letzten Schimmer des Abendroths beschienen, glänzte. Der alte Jäger, so plötzlich an einem solchen Orte und zu solcher Stunde erschienen, wäre euch gewiß verdächtig vorgekommen wie mir selbst, aber im Haine „des letzten Ganges“ denkt man nur an Roulon; der Alte war kein Zwerg und das war Pecopin genug.

Der alte Mann war übrigens von recht freundlichem, gefälligem und einnehmendem Wesen. Und wiewohl als vollkommener Jäger herausgeputzt, war er so alt, so schwach, gebeugt und gebrechlich, die Hände so runzlich und voll Falten, die Augenbrauen so schneeweiß, und die Beine so mager, daß es Mitleid erregt hätte, sich vor ihm zu fürchten. Wenn man sein Lächeln genauer untersuchte, so war es wie das alltägliche und nichts sagende Lächeln eines schwachen Königs.

Was wollt Ihr von mir? fragte Pecopin.

Dich Bathilden wiebergeben, antwortete der alte Jäger immer lächelnd.

Wann?

Jage nur eine Nacht mit mir.

Welche?

Die soeben beginnt.

Und ich werde Bathilden wiedersehen?

Sobald die Nacht unserer Jagd vorüber und nach

ihr die Sonne aufgegangen ist, bring ich Dich an das Thor der Falkenburg.

In der Nacht jagen?

Warum nicht?

Das ist aber sehr sonderbar.

Yah!

Und sehr mühsam.

Behüte!

Und Ihr seid so alt.

Kümmere Dich nicht um mich.

Aber ich bin so müde, ich bin den ganzen Tag gegangen, ich sterbe vor Hunger und Durst, sagte Pecopin, ich könnte kein Pferd besteigen.

Der Alte löste eine damascirte Silberflasche vom Gürtel und reichte sie ihm, sagend: Da trink!

Gierig führte Pecopin die Flasche an den Mund. Kaum hatte er ein Paar Schlücke gethan, so fühlte er sich neubelebt. Er war jung, gesund, heiter und kräftig. Er hatte geschlafen, gegessen und getrunken. Es wollte ihn sogar gemahnen, als ob er zu viel getrunken hätte.

Wohlan, rief er, gehen wir, eilen wir, jagen wir die ganze Nacht hindurch, ich bin's zufrieden; aber ich werde Bathilden wiedersehen?

Sobald diese Nacht vorbei ist, im nächsten Morgenroth.

Und wer haftet mir für Euer Versprechen?

Meine Gegenwart und die Hilfe so ich Dir bringe.

Ich hätte Dich hier vor Hunger, Müdigkeit und Elend sterben und dich dem Herumstreicher am See Noulon überlassen können, aber ich fühlte Mitleid mit Dir.

Ich folge Euch! sprach Pecopin. Also bei Sonnenaufgang an der Falkenburg.

Holla, ihr Andern, herbei zur Jagd! schrie der Alte seine Stimme anstrengend.

Indem er dies in den Holzschlag hineinrief und sich dahin wandte, sah Pecopin, daß er bucklig war. Hierauf that der Jäger einige Schritte und Pecopin sah, daß er hinkte.

Auf den Ruf des Alten trat ein Haufen Ritter, angethan wie Prinzen und beritten wie Könige aus dem Dickicht des Waldes hervor.

Sie reihten sich in tiefem Stillschweigen um den Alten, welcher ihr Gebieter schien. Alle waren mit Waidmessern und Saufedern bewaffnet: er allein führte ein Horn. Die Nacht war hereingebrochen, aber rings um die Edelherrn standen zweihundert Diener mit zweihundert Fackeln.

Ebbene, sprach der Gebieter, ubi sunt los perros? (Wohlan, wo sind die Hunde?)

Dieses Gemisch von Italienisch, Spanisch und Latein mißfiel Pecopin.

Aber der Alte verbesserte sich schnell und rief ungeduldig: die Hunde! die Hunde!

Er hatte kaum gesprochen, als ein fürchterbares Ge-

belle auf der Waldlichtung hörbar wurde. Eine Meute zeigte sich.

Eine bewunderungswürdige Meute, die Meute eines Kaisers; Diener in gelben Jacken und rothen Strümpfen, Hundeführer mit wilden Gesichtern und nackte Mohren hielten sie am Koppelseil.

Niemals gab es eine vollzähligerer Hundegesellschaft. Da fand man alle möglichen Hunde nach den Racen und Instinkten in Gruppen und Züge, Koppeln und Stricke getheilt. Die erste Abtheilung bestand aus hundert englischen Doggen, hundert Windspielen an der Leine, zwölf Paar Tiger- und zwölf Paar Hirschhunden. Die zweite Reihe bildeten nur Lancierhunde aus der Barbarei, weißes Fell mit etwas Roth gesprenkelt, tüchtige Thiere die vor nichts scheuen, drei Jahre lang verlässlich bleiben, das Wildpret aufnehmen und zur hohen Jagd gehören. Die dritte Gruppe bestand aus einer Koppel Norweger, salbiges Haar etwas ins Rothe schiefend, an Stirn oder Hals eine weiße Blässe, scharfe Nase, viel Temperament, vorzugsweise auf den Hirsch gängig; dann aus grauen Hunden, die auf dem Rückgrat getiepert, mit Läufen wie die eines Hasen oder zimmitfarb mit Roth und Schwarz gestreift waren. Unter allen diesen Rüden war kein einziger Bastard. Pecu-pin, der sich darauf verstand, sah unter den Falben keinen, der gelb oder grau geschäckt, unter den grauen keinen, der silberfarb oder von falben Läufen gewesen

wäre. Alle waren sie ächt und unvermischt Furchterlich war die vierte Abtheilung, ein großes und dichtgedrängtes Gewühl jener riesigen schwarzen Doggen der Abtei von St. Albrecht in den Ardennen, kurzbeinig, langsame Läufer, aber die besten Eingreifer und hitzig und fleißig auf Füchse, Schwarz- und Stückwild. Sie waren wie die Norweger, durchweg die schönsten Racehunde, wahre Edelleute von Saurüden, am rechten Gesänge gelegen und von bester Abstammung. Die Köpfe waren mittelstark, mehr länglich als breitgedrückt, Schnauze und Nachen nicht roth sondern schwarz, der Kreuzbug geschweift, der Rücken schnicht, starke Asterklauen unter dem rechten Kniebug, die Ruthe nächst den Nieren dick, gegen das Ende dünn, das Haar unter dem Leibe rauh, starke Krallen, die Läufe trocken und fast wie bei'm Fuchse. Die fünfte Gruppe war orientalisck. Sie mußte ungeheure Summen gekostet haben; denn man sah darin nur Hunde von Palimbotra, die den wilden Stier fangen, Hunde von Eintiki, die den Löwen angreifen und Hunde von Monomotapa, welche zur Leibwache des Kaisers von Indien gehören. Aber die ganze Haß, Engländer, Barbareihunde, Norweger, Ardennen und Indier heulte gräßlich durcheinander. Ein Männer-Parlament hätte es nicht besser getroffen.

Yecopin war von dieser Meute ganz geblendet; alle seine Jagdliebhaberei erwachte wieder.

Aber sie war mit einem Male, man wußte nicht, wo-

her gekommen und er mußte sich selbst sagen, daß es unbegreiflich, wie man die Hunde, die jetzt so furchtbar bellten, bevor sie sichtbar geworden, auch gar nicht gehört habe.

Der Jagdmeister, der das ganze Waidwerk leitete, stand einige Schritte von Pecopin und zeigte diesem den Rücken. Pecopin trat auf ihn zu, um ihn um Einiges zu befragen, legte die Hand auf seine Achsel und der Mensch wandte sich um. Er hatte eine Maske vor dem Gesichte.

Darüber ward Pecopin betreten. Er ging mit sich zu Rathe, ob er denn auch wirklich dieser Jagd folgen sollte, als der Alte zu ihm herantrat: Nun, Ritter, fragte er, was sagst du zu unseren Hunden?

Ich meine, lieber Herr, daß wir, um diesen außerordentlichen Hunden zu folgen, auch außerordentliche Pferde haben müssen.

Ohne hierauf zu antworten, brachte der Alte ein silbernes Pfeischn an den Mund, das am kleinen Finger seiner linken Hand hing — gleichsam die Vorrichtung eines Mannes, der dem Unglück ausgesetzt ist, Trauerspiele aufführen zu sehen — und piff.

Bei dem Schall dieser Pfeife ließ sich ein Geräusch unter den Bäumen vernehmen, die Anwesenden machten Platz und hervortraten vier Stallknechte in scharlachrothen Livreen und führten zwei prachtvolle Kofse herbei. Das eine war ein schöner spanischer

Klepper von stolzem Gang, von glatten, schwärzlichen, gehörig ausgehöhlten und schräglauenden Hufen, mit kurzen, schrägliegenden, mondformigen Fesseln, mit trocknen Armen, woran die Muskeln ausgebrückt, mit hageren, gut abgerundeten und angefehten Knien. Er hatte Röhren wie ein schöner Hirsch, eine breite offene Brust und ein rundes, geferbtes und schwappendes Kreuz. Das andere war ein tartarischer Kenner von hoher Kruppe, gestrecktem Rücken, gut geschlossenen Flanken und sanft herablaufendem Widerrist. Sein Hals stieg in einem mittleren, nicht allzu scharfem Kämme hervor, mit wehenden krausem Kamalhaar versehen; der dicke Schweiß hing ihm bis an die Erde. Seine Stirn war starthaarig bis an die großen glanzvollen Augen, das Maul weit, die Ohren beweglich, die Rüstern offen, auf der Stirne hatte er einen Stern, zwei Bläßen an den Röhren, sein Muth war in der Blüthe, sein Alter sieben Jahre. Der erstere hatte eine Trauerkappe auf dem Kopfe, den Brustriemen für das Waffenzug und den Feldsattel. Der andere war nicht so stolz aber mehr glänzend angehöret; er hatte silbernes Gebiß, vergoldete Rosen, goldgesticktes Zaumwerk, den Königsattel, eine Brocartdecke, hängende Quasten und einen wiegenden Federbusch. Der eine stampfte, trogte, schnaubte, biß in den Zaum, zerwühlte das Gesein und verlangte nach der Schlacht. Der andere sah hin und her, wollte gelobt sein, wieherte lustig, berührte den Boden nur mit

der Hufspitze, machte Männerchen und prahlte zum Verwundern. Beide waren schwarz wie Ebenholz. — Pecopin riß die Augen vor Staunen weit auf und betrachtete die zwei herrlichen Thiere.

Nun, sagte der Alte hinkend und hufend und immer lächelnd, welchen wählst du?

Pecopin zögerte nicht lange und bestieg den Klepper. Bist du fest im Sattel? fragte der Alte.

Ja, antwortete Pecopin.

Da brach der Alte in ein lautes Gelächter aus, riß mit einer Hand Decke, Federbusch, Sattel und Geschir von dem Tartar-Kenner, faßte ihn mit der andern an den Mähnen, sprang wie ein Tiger hinauf und setzte sich mit übergeschlagenen Beinen auf das stolze Thier, welches an allen Gliedern zitterte; dann nahm er das Horn vom Gürtel und begann eine so fürchterliche Fanfare zu schmettern, daß der betäubte Pecopin meinte, der Greis habe den Donner in seiner Brust.

XI.

Welchen Dingen man sich aussetzt, wenn man ein Pferd besteigt, so man nicht kennt.

Bei dem Schalle dieses Hornes erhellten plötzlich tausend Lichter die Tiefen des Waldes, Schatten flogen durch das Gehölz und ferne Stimmen riefen: Zur Jagd! Die Meute bellte, die Rosse schnaubten und die Bäume zitterten wie im heftigsten Winde.

In diesem Augenblicke schlug eine zersprungene Glocke, die in den Finsternissen zu blöcken schien, die zwölfte Stunde.

Beim zwölften Schlage setzte der Alte nochmals sein elfenbeinernes Horn an, die Diener machten die Hunde frei, die losgelassenen Rüden fahren wie ein Haufen Steine, den die Baliste schleudert, auseinander, Geschrei und Geheul verdoppelte sich, und alle Jäger, Jagddiener, Hundeführer, der Alte und Pecopin sprengten im Galopp dahin.

Ein Galopp, so roh, heftig, reißend, funkenschlagend, wirbelnd und übernatürlich, der Pecopin erfaßte, forttrieb und davon trug, der in seinem Gehirne jeden Hufschlag des Pferdes wiederhallen machte, als ob seine Stirne der Erdboden sei, der ihn wie ein Blitz blendete, wie ein wüthes Gelage betäubte und wie eine Schlacht erbitterte; ein Galopp der zum Wirbel, ein Wirbel der zum Sturme wurde.

Der Wald war ohne Gränzen, die Jäger zahllos, Lichtungen folgten auf Lichtungen, der Wind wehlagte, die Gesträuche pfliffen, die Hunde heulten, der riesige Schattenriß eines großen Hirsches mit sechszehn Enden erschien von Zeit zu Zeit hinter den Gezweigen und floss durch Licht und Dunkel, Pecopins Roß schnaubte fürchterlich, die Bäume neigten sich herüber, um diese Jagd zu sehen und wandten sich zurück, wenn sie vorbei war, gräßliche Fanfaren erschollen, dann schwiegen sie mit einem

Male und man vernahm nur das Horn des Alten in der Ferne.

Pecopin wußte nicht wo er war. Indem er an einer von Tannen umschatteten Ruine vorbeisprengte, bei welcher sich ein Wasserfall von einer hohen Porphyrrwand herabstürzt, glaubte er das Schloß Nideck zu erkennen. Dann liefen zu seiner Linken Berge vorüber, welche die Nieder-Vogesen zu sein schienen; er erkannte nach und nach an der Gestalt ihrer vier Gipfel den Felsenbann, das Feuerfeld, den Klimont und den Untersberg. Einen Augenblick nachher war er in den Ober-Vogesen; in Zeit einer Viertelstunde war sein Pferd über den Giromagny, den Notabac, die Sulz, den Bärenkopf, den Graiffon, den Bressoir, den Lürberg und über den großen Donon und den großen Ventron hinweg. Die ungeheuren Höhen erschienen ihm im Dunkel bunt durcheinander, ohne Ordnung und Verbindung, als wenn ein Riese die große Bergkette des Elsaß untereinander gerüttelt hätte. Manchmal glaubte er die Seen unter sich zu gewahren, welche die Vogesen auf ihren Gipfeln tragen, als wenn diese Berge unter dem Bauche seines Rosses durchzögen. So sah er seinen eigenen Schatten sich im Heidenbad, im Rufensprung, im weißen und im schwarzen See abspiegeln. Aber er sah ihn nur wie die Schwalben, über den Teichspiegel hinstreichend, den ihrigen eben so schnell sichtbar werden als verschwinden sehen. So seltsam und zügellos dieser Lauf auch war, so fastete er sich doch nach

und nach, griff mit der Hand nach dem Talieman und dachte getröstet, daß er sich doch nicht vom Rhein entferne.

Plötzlich hüllte ihn ein dichter Nebel ein, die Bäume verschleierten sich, verschwanden endlich ganz, der Lärm der Jagd nahm in dieser Finsterniß zu und sein spanischer Hengst sprengte in neuer Wuth dahin. Der Rauch war so dicht, daß Pecopin kaum mehr die Ohren seines Pferdes sehen konnte. In solchen Augenblicken gehört große Geisteskraft dazu und ist es gewiß ein Verdienst, seine Seele zu Gott und sein Herz zur Geliebten zu erheben. Beides that der brave Ritter mit Inbrunst. Er dachte an den lieben Gott und an Bathilden, vielleicht sogar etwas mehr an Bathilden als an den lieben Gott, als es ihn plötzlich bedünkte, das Geheul des Windes nehme den Klang einer verständlichen Stimme an und diese spreche deutlich den Namen „Heinburg“ aus; in diesem Augenblicke erhellte eine große Fackel, die ein Waidknecht trug, den Nebel und bei ihrem Lichte sah Pecopin dicht über seinem Haupte einen Hühnergeier schweben, der von einem Pfeil durchbohrt war, aber doch flog. Er wollte den Vogel näher betrachten, da machte sein Klepper einen Satz, der Geier schlug mit den Flügeln, die Fackel verschwand im Gehölz und Pecopin verfiel wieder in Finsterniß. Kurz darauf sprach der Wind wieder und ächzte „Bogteberg“, eine neue Helle durchdrang den dunklen Schleier und Pecopin gewahrte

einen Habicht, dessen Flügel von einem Pfeile durchschossen war, der aber doch flog. Er öffnete die Augen, um zu schauen, den Mund um zu rufen, aber ehe er noch den Blick dahingerichtet und den Schrei ausgestoßen, war Helle, Geier und Pfeil verschwunden. Sein Thier hatte im Laufe nicht nachgelassen und sprang mit gesenktem Kopf gegen all' den Spud an, als wäre es das blinde Pferd des bösen Geistes Paphos oder das taube des Königs Sisyrnordach. Der Wind rief ein drittes Mal und Pecopin hörte diese Trauerstimme der Luft „Rheinstein“ sagen; ein dritter Blitz röthete die Bäume im Nebel und ein dritter Vogel flog vorüber. Es war ein Adler, dem ein Pfeil den Leib durchdrungen, und der doch flog. Da erinnerte sich Pecopin der Jagd mit dem Pfalzgrafen, zu der er sich verleiten lassen, und bebte. Aber der Lauf des Renners war so unaufhaltsam, Bäume und Gegenstände der nächtlichen Landschaft flogen so rasch vorbei, die Schnelligkeit rings um Pecopin war so unbegreiflich, daß sogar in ihm selbst nichts anhielt. Erscheinungen und Gesichte folgten so unablässig, daß er seinen trüben Erinnerungen keinen Gedanken widmen konnte; denn dieser zog durch sein Gehirn wie der Wind. In der Ferne tönte immerfort der Jagdlärm und von Zeit zu Zeit schrie der riesige Hirsch der Nacht im Dickicht.

Nach und nach hatte sich der Nebel gehoben. Jetzt wurde die Luft lauwarm, die Bäume veränderten die

Gestalt, Korfbäume, Pistazien, Aleppo-Fichten erschienen zwischen dem Gestein, ein großer weißer Mond mit einem unermesslichen Hofe beleuchtete traurig die Gebüsche; und doch war dies kein Mondlicht.

In einem Hohlwege hiniagend riß Pecopin von einem steilen Nebenrand ein Büschel Gräser aus. Im faulen Lichte musterte er die Pflanzen und fand darunter die heilsame Wollblume der Ebenen, den sadien Ehrenpreis und das Steckenkraut, dessen häßliche Blätter in Klauen auslaufen. Eine halbe Stunde später war die Luft noch wärmer geworden, eine wunderbare Luftspiegelung des Meeres erhellte zeitweise das Gehölz, er bückte sich noch einmal an den Wegrand herab und griff wieder Pflanzen auf, die seine Hand zufällig erreichte. Diesmal war es die silberfarbene Bohnenstaude von Cetta, die Stern-Anemone von Nizza, die See-Lavater von Toulon, der blutrothe Storchschnabel aus den Nieder-Pyrenäen, kenntlich an seinen fünfspitzigen Blättern, und die große Astranzie, deren Strahlenblume, wie der Planet Saturnus, zwischen einem Ringe hervorblüht. Pecopin erkannte daß er mit rasender Eile sich vom Rheine entferne; er hatte zwischen beiden Handvoll Pflanzen mehr als hundert Stunden zurückgelegt; er war über die Vogesen und Ebenen geflogen und flog jetzt über die Pyrenäen. — Lieber den Tod! dachte er und wollte sich vom Pferde stürzen. Aber bei der Bewegung die er machte um aus dem Sattel zu kommen, fühlte er

seine Füße wie von zwei Eisenhänden festgehalten. Er blickte hinunter. Die Steigbügel hatten ihn ergriffen und klammerten ihn fest. Es waren lebende Steigbügel.

Das ferne Getöse, Gewieher und Gebelle tobte fort; das Horn des alten Jägers, der in bedeutender Entfernung der Jagd vorausritt, tönte unheimliche Weisen und durch die großen grünblauen windgebogenen Zweige sah Yecopin die Hunde durch Wasser voll zauberhafter Lichtwiederscheine schwimmen.

Der arme Ritter ergab sich, schloß die Augen und ließ sich fortschleppen.

Einmal schlug er sie wieder auf; die Siedhize einer tropischen Nacht schlug ihm ins Gesicht; fernes Gebrülle von Tigern und Schakalen tönte bis zu ihm; er sah zertrümmerte Pagoden, auf deren Gipseln ernst und in langen Reihen Geier, Eulen und Störche saßen; Bäume von sonderbarem Wachstum geberdeten sich in tausendfältigen wunderbaren Gestalten in den Thälern; er erkannte den Banian und den Boabab, der Kenonbuhy pffiff, das Dyra-rameum zitterte, der kleine Gonambuch sang. Yecopin war in einem indischen Walde.

Er schloß die Augen.

Dann öffnete er sie nochmals. In einer Viertelstunde war auf den Gluthauch des Aequators ein Eiswind gefolgt. Die Kälte war furchtbar. Unter den Füßen des Pferdes schrillte der Raufreif. Rennthiere,

Morgelinen und Satyr = Insecten erschienen hinter dem Schleier des Nebels. Die Rauigkeit von Berg und Wald war unbeschreiblich. Am weiten Horizont ragten nur zwei oder drei Felsen in schwindelnder Höhe empor, um welche Neven und Strandjäger kreisten, und hinter erbärmlich schwarzem Grün zeigten sich große weißliche Bogen, welchen der Himmel Schneeflocken zuwarf und welche Schaumflocken zum Himmel emporspritzten. Pecopin flog durch die Lärchenbäume Siarriens am Nordcap hin.

Einen Augenblick später verdichtete sich die Nacht, Pecopin sah nichts mehr, aber er vernahm ein schreckliches Gebrause und erkannte daß er an dem Strudel Maelstrom, dem Tartarus der Alten und dem Nabel des Meeres, vorüberziehe.

Was war das nur für ein Schreckenswaid, der über die ganze Erde hinlief?

Von Zeit zu Zeit erschien der Sechszehnder wieder, immer fliehend und immer verfolgt. Die Schatten und das Getöse stürzten sich bunt durcheinander auf seine Fährte und das Horn des Alten übertrönte Alles, selbst das Gebrause des Strudels Maelstrom.

Plötzlich hielt der Klepper und blieb fest stehen. Das Gebelle ließ nach und Alles um Pecopin ward still. Der arme Ritter, der seit einer Stunde die Augen geschlossen hatte, öffnete sie jetzt. Er hielt vor einem riesigen grauenvollen Gebäude, dessen beleuchtete Fenster Blicke nieder

zu schießen schienen. Die Facade des Baues war schwarz wie eine Maske und lebendig wie ein Gesicht.

XII.

Beschreibung einer bösen Nachtherberge.

Was dieses Gebäude war, wäre schwer zu beschreiben. Ein Haus befestigt wie eine Feste, eine Feste so prachtvoll wie ein Schloß, ein Schloß furchtbar wie eine Höhle, und eine Höhle stumm wie ein Grab.

Man hörte keine Stimme, man sah keinen Schatten darin.

Rings um das Schloß, dessen Umfang etwas Uebernatürliches hatte, erstreckte sich so weit das Auge reichte, der Wald. Am Horizont war kein Mond mehr; man sah nur hier und da einzelne Sterne, roth wie Blut.

Das Roß war am Fuße einer Vortreppe stehen geblieben, die zu einer großen verschlossenen Thüre führte. Pecopin sah rechts und links und er meinte längs der Facade noch viele andere Vortreppen zu sehen, vor welchen die übrigen Jäger gleich ihm zu halten und schweigend zu warten schienen.

Pecopin zog seinen Dolch und fuhr damit an dem Marmorgeländer der Vortreppe hin, als plötzlich das Horn des Alten ganz nahe, wahrscheinlich an der Hinterseite des Schlosses, so mächtig, fürchterlich und betäubend erklang wie die stürmenden Fosaunenlöse des bösen Engels. Dieses Horn, dessen Schall sichtbar die Bäume

danieder beugte, schmetterte in der Finsterniß ein größliches Hallali.

Es schwieg. Kaum hatte es geendet, als die Thore des Schlosses mit beiden Flügeln nach außen aufsprangen, als hätte ein innerer Wind sie alle auf einmal heftig aufgestoßen. Ein Meer von Licht strömte heraus.

Der Klepper stieg die Stufen der Vortreppe hinan und Pecopin trat nun zu Pferd in einen großen beleuchteten Saal.

Die Wände dieses Saales waren mit gestickten Tapeten bedeckt, worauf Scenen aus der römischen Geschichte abgebildet waren. Die Mittelstücke des Getäfels waren mit Cypressenholz und Elfenbein ausgelegt. Oben lief eine Galerie voll Blumen und Bäume herum, und in der Ecke unter einem Rundhimmel war ein Empor für Frauen mit Azat gedielt. Der übrige Fußboden war ein Mosaik und stellte den trojanischen Krieg vor.

Nirgends eine Seele; der Saal war leer. Unheimlich machte sich diese Lichtfülle in dieser Verlassenheit.

Der Klepper, der von selbst ging und dessen Schritt auf dem Boden hell erklang, bewegte sich langsam durch diesen Saal nach einem zweiten, der gleich beleuchtet, groß und öde war.

Breite Felder mit Schnitzwerk aus Cedernholz umgaben dieses Gemach und auf diesen Feldern hätte ein räthselhafter Künstler Bildnerrien aus Perlmutter und Gold ausgelegt. Da gab es Schlachten, Jagden, Feste

welche Schlösser in Kunstfeuerwerk prangend, von Faunen und Wilden belagert und eingenommen, vorstellten, Gefechte und Seeschlachten auf allen erdenklichen Fahrzeugen, die in einem Ocean von Türksisen, Emaragden und Saphiren schwammen, welche die Wellungen des salzigen Wassers und das Gewoge des Meeres wunderbar nachahmten.

Ueber diesen Gemälden zeigte ein Fries, von dem meisterhaftesten Grabstichel bearbeitet, die drei Arten irdischer geistesbegabter Geschöpfe in ihren unzähligen wechselseitigen Beziehungen: die Riesen, die Menschen und die Zwerge; und überall in diesen Bildern demüthigten Riesen und Zwerge den Menschen, der so viel kleiner als die Riesen und so viel dümmer als die Zwerge erschien.

Der Plafond schien hinwieder dem menschlichen Geiste eine Ehrenrettung, aber eine sehr boshafte, angedeihen zu lassen. Er bestand ganz aus aneinander gereihten runden Schaustücken, worauf in düsterem Glanze und mit plutonischen Kronen geschmückt, die Bildnisse aller Menschen prangten, welchen die Erde nützliche Erfindungen verdankt und die aus diesen Grunde „die Wohlthäter der Menschheit“ genannt werden. Jeder befand sich hier wegen der von ihm gemachten Erfindung. Arabus wegen der Heilkunde, Dädalus wegen der Irzgeräthen, Pisisrates wegen der Bücher, Aristoteles wegen der Bibliotheken, Tubalkain wegen der Ambosse, Architas

wegen der Kriegsmaschinen, Noe wegen der Schifffahrt, Abraham wegen der Geometrie, Moses wegen der Trompeten, Amphiktyon wegen der Traumdeutung, Friedrich der Rothbart wegen der Falkenjagd und der Lyoneser Bachou wegen der Quadratur des Circels. In den Ecken der Böschung und in den überhängenden Bogen sammelten sich gleichsam als Hauptgruppen an diesem irdischen Sternenhimmel v'ele berühmte Gesichter, wie Flavius, der den Kompaß erfunden, Christophorus Columbus, der Amerika entdeckt; Botargus, der die Saucen der Küche erfunden, Mars, der den Krieg, Faust, der die Druckerkunst, der Mönch Schwarz, der das Schießpulver, und der Papst Pontian, der die Cardinäle erfunden hat.

Viele unter diesen berühmten Personen kannte Pecopin nicht, und zwar aus dem wichtigen Grunde, weil sie zur Zeit, wo diese Geschichte spielt, noch nicht geboren waren.

Der Ritter kam so, indem er sich dem Schritte seines Thieres überließ, durch eine lange Reihe prachtvoller Säle. In einem derselben fand er auf der östlichen Wand folgende Aufschrift in Goldbuchstaben: „Der „Caoue der Araber, anderwärts Kaffe genannt, ist eine „Pflanze, die im türkischen Reiche in Ueberfluß wächst, „die man in Indien das Wunderkraut nennt, und folgendermaßen zubereitet: Nimm eine halbe Unze ihrer Frucht, zerreiße sie zu Pulver, schütte dies in eine

„Pinte gewöhnlichen Wassers worin es drei bis vier
„Stunden verbleibt; dann laß es kochen, bis ein Drittel
„davon verdampft ist. Trinke dies allmählig, als ob
„du davon schlürfest. Leute von Stande versüßen das
„Getränk mit Zucker und würzen es mit grauem Ambra.“

„Auf der westlichen Wand war folgende Legende zu
lesen: „Das griechische Feuer regt sich im Wasser und
„wird bereitet aus Weidenkohlen, Salz, Branntwein,
„Schwefel, Pech, Weisrauch und Campher, welches ohne
„alle andere Beimischung unter dem Wasser brennt und
„Alles verzehrt.“

Zu einem andern Saale hing statt allen Schmuckes
das sehr ähnliche Portrait jenes Bedienten, der bei den
Festen des Trimalktion um die Tafel herumging und
mit süßer Stimme die Namen aller Saucen sang, zu
welchen Venzion gethan wird.

Überall Lichter, Fackelstühle, Kron- und Armleuchter,
die aus Stahl- und Kupferspiegeln wiederstrahlten und
unermesslich reiche Säle erleuchteten, in welchen Pecopin
keinem lebenden Wesen begegnete und durch die er star-
ren Blickes und erschütterten Geistes hinschritt, einsam,
unruhig, bestürzt und voll jener wirren unaussprechli-
chen Gedanken, welche den Träumer im dunklen Walde
beschleichen.

Endlich gelangte er zu einer röthlichen metallenen
Thüre, über welcher in Laubwerk von Edelsteinen sich

ein großer goldener Apfel rundete, worunter folgende zwei Zeilen standen:

Von Adam rührt die Mahlzeit her,
Doch rührt von Eva das Dessert.

XIII.

Wie das Wirthshaus so die Tafel.

Während er den traurig ironischen Sinn dieser Inschrift entdeuten wollte, ging die Thüre langsam auf, das Pferd schritt hinein und dem Ritter war's wie Einem, der aus vollem Sonnenglanz in eine finstere Höhle tritt. Die Thüre ging hinter ihm wieder zu und der Ort wo er sich nun befand, war so finster, daß er blind geworden zu sein vermeinte. In ziemlicher Entfernung bemerkte er einen bleichen Schein. Nach und nach gewöhnte sich sein, vom Licht der eben durchschrittenen Vorgemächer geblendetes Auge an das Dunkel, und er sieng an wie im Nebel die tausend hochragenden Pfeiler eines unermesslichen babylonischen Saales zu unterscheiden. Der Dämmerchein inmitten des Saales gewann Ausdruck, Gestalten erschienen darin und nach einigen Augenblicken sah Vecopin im Mittelpunkt eines Waldes gewundener Säulen eine große Tafel, blaß beleuchtet von einem Leuchter mit sieben Armen, auf welchen sieben blaue Flammen zitterten.

Zu oberst an dieser Tafel saß auf einem Throne aus grünem Gold ein lebendiger eherner Riese. Dieser

Niese war Nimrod. Zu seiner Rechten und Linken saß in eisernen Lehnstühlen eine dichte Reihe blasser schweigsamer Gäste, die Einen mit der maurischen Mütze geschmückt, die Andern reicher mit Perlen geziert als der König Bisnagar.

Pecopin erblickte hier alle berühmten Jäger, welche Spuren in der Geschichte hinterlassen haben: den König Mithrobuzanes, den Tyrannen Machanidas, den römischen Consul Amilius Barbula II, den Seekönig Nollo, Sventibold, den ungerathenen Sohn Arnulphs, Königs von Lothringen. Haganon, den Günstling Karls von Frankreich, Herbert, Grafen von Poitiers und Ahn des berühmten Hauses Reçignevoisin, den Pabst Vitalianus, Fardulfus den Abt von St. Denis, Athelstan, König von England und Agirold, König von Dänemark. An Nimrods Seite stützte sich auf den Ellenbogen der große Cyrus, welcher zweitausend Jahre vor Christo das persische Reich gründete und welcher auf der Brust sein Wappen hatte: dieses ist bekanntlich ein ungeschwänzter Silberlöwe im grünen Felde, gekrönt mit Goldlorbeer, die Einfassung ein Rand von Gold und Roth worin acht Dreiblätter mit Silberspigen.

Die Tafel war nach kaiserlicher Etikette besetzt und an ihren vier Ecken saßen vier erlauchte und berühmte Jägerinnen: die Königin Emma, die Königin Ogiva, Mutter von Louis=d'Outre=mer, die Königin Gerberge

und Diana, welche in ihrer Eigenschaft als Göttin gleich den übrigen drei Königinnen einen Thronhimmel und ein besonderes Vestek hatte.

Keiner der Gäste sprach, keiner blickte auf. Ein großer leerer Platz inmitten des Tisches schien anzudeuten, daß hier die Gerichte aufgetragen werden sollten, und ringsherum funkelten in glänzenden Flaschen die tausenderlei Getränke aller Lande, der Reiswein von Bengalen, das destillierte Wasser von Sumatra, der Arrak von Japan, der Pamplis der Chinesen und der Pechmez der Türken. Da und dort schäumte in großen mit Schmelzwerk gezierten Steinkrügen der Trank, welchen die Norweger Wel, die Gothen Buska, die Kärnthner Bo, die Slavonier Oll, die Dalmatier Biö, die Ungarn Ser, die Böhmen Pivo und welches wir Bier nennen.

Neger welche Teufeln glichen, oder Teufel welche Negern glichen, umstanden die Tafel schweigend, Servietten im Arm und Wasserkannen in der Hand. Jeder Gast hatte, wie es sich ziemt, seinen Zwerg zur Seite, Madame Diana überdies ihr Windspiel.

Indem Pecopin in den dunkelsten Theil des außerordentlichen Gemaches hinsah, bemerkte er im Säulenwalde der Vertiefung dieses vielleicht endlosen Saales eine Menge von Zuschern, alle zu Pferde wie er selbst und in Jagdkleidern: Schatten vermöge des Dunkels, Bildsäulen vermöge ihrer Regungslosigkeit, Gespenster durch ihr Schweigen. Unter den näher Stehenden glaubte er

die Herren zu erkennen, die den alten Jäger im Daine „des letzten Ganges“ umgaben. Wie gesagt, Gäste, Diener, Zuseher hielten ein peinliches Stillschweigen und eher als einen Athemzug dieser Menge hätte man die Steine eines Grabes flüster hören können.

Es war sehr kalt in diesem Dunkel. Pecopin fror bis ins Mark und doch fühlte er Schweiß vom ganzen Körper rieseln.

Jetzt erscholl mit einem Male wieder das Gebell, erst fern, dann heftiger, dann freudig und wild; dann klang das Horn des Alten schmetternd darein und führte mit grauenhafter Meisterschaft ein ganz neues und fürchterliches Hallali aus, welches viele Jahrhunderte später Roland de Latre durch eine nächtliche Eingebung wieder auffand und das diesem großen Tonkünstler die Ehre verschaffte, von Papst Gregor XIII. am 6. April 1574 zum Ritter vom heiligen Petrus mit dem goldenen Sporne *de numero participantium* ernannt zu werden.

Bei diesen Tönen erhob Nimrod das Haupt, der Abt Gardulfus drehte sich halb um und Cyrus, der sich bis jetzt auf den rechten Ellenbogen gestützt, lehnte sich nun auf den linken.

XIV.

Neueste Art vom Pferde zu fallen.

Gebell und Hornklang kam näher; eine große Thüre jener gegenüber, durch welche Pecopin gekommen, sprang

weit auf, und der Ritter sah aus einer langen finstern Galerie die zweihundert Fackelträger eine große goldene Schüssel auf ihren Achseln tragend herbeikommen, in deren Mitte bedeckt von reichlicher Sauce der Sechszehnder schwärzlich und bratendampfend lag.

Vor den Dienern, deren zweihundert Fackeln roth wie Kohlenglut schimmerten, ritt der alte Jäger, das Büffelhorn in der Hand, auf dem beschäumten tartarischen Renner. Er blies nicht mehr, aber er lächelte sehr verbindlich inmitten des unerhörten Geheuls der Meute, die den Hirsch begleitete und die noch immer von dem maskirten Jagdmeister geführt wurde.

In dem Augenblick als der Zug aus der Galerie in den Saal bog, wurden die Fackelflammen der Diener blau und die Hunde still. Diese furchtbaren Doggen mit Löwenrachen und Tigergebrüll folgten ihrem Führer langsam, den Kopf gesenkt, den Schwanz zwischen die Beine gedrückt, mit angstvoll zitterndem Rücken und bittenden Augen zu dem Tische, woran die geheimnißvollen Gäste immer bleich, regungslos und stumm saßen.

Als er an die Tafel herangetreten, sah der Alte diesen traurigen Nachtmaleffern ins Gesicht, brach in ein Lachen aus und sprach: *Hombres y mugeres, or çà, vosotros, belle signore, domini et dominae, amigos mios, comment va la besogne?* (Männer und Frauen, ihr alle, schöne Damen und Herren, meine Freunde, wie geht es?)

Du kommst sehr spät, entgegnete der Mann von Erz.

Das kommt daher, weil ich einem Freunde meine Jagd zeigen wollte, antwortete der Alte.

Gut, erwiederte Nimrod, aber sieh da hin.

Zugleich erhob er den Daumen seiner rechten Hand und deutete über seine Schulter nach dem Hintergrunde des Saales. Pecopins Auge folgte maschinenartig dem Winke des Riesen und sah in der Ferne auf dem schwarzen Gemäuer weißliche Oeffnungen sichtbar werden, als wären hier Fenster, auf die der erste Morgendämmer fällt.

Wohlan, rief der Jäger, so müssen wir eilen.

Und auf ein gegebenes Zeichen schickten sich die zweihundert Fackelträger mit Hilfe der Neger an, den gebrauchten Hirsch auf die Tafel an die Seite des siebenarmigen Leuchters zu bringen.

Da drückte Pecopin die Sporen tief in die Weichen seines Kleppers, der ihm zum Erschaunen jetzt gehorchte, vielleicht weil die Nähe des Tages den Zauber entkräftete. Er trieb sein Ross zwischen die Diener und die Tafel, erhob sich in den Bügeln, riß das Schwert heraus, betrachtete fest und reihum alle die unheimlichen Gesichter an dem langen Tische und den alten Jäger, und rief mit donnernder Stimme: Beim Himmel! wer ihr auch sein mögt, Gespenster, Larven, Erscheinungen, Blendwerke, Kaiser oder Teufel, ich verbiete euch jeden

weiteren Schritt, oder bei dem Grabe und bei Gott, der mir helfen möge! ich will euch lehren und selbst dich, du Mann von Erz, wie schwer der Eisenschuh eines lebenden Ritters den Kopf eines Gespenstes trifft. Ich bin in der Gespensterhöhle, aber ich will darin nach meiner Lust und Laune wirkliche und fürchterliche Dinge vollbringen; mischt euch nicht darein, ich rathe euch. Und du, der mich betrogen, elender Alter, meinst du, du könntest einen jungen Mann äffen, weil du mit der Kraft eines Stieres in dein Horn hineinbläsest. Setze dich zur Wehre, oder bei der heiligen Messe, ich schneide dir das Gedärm aus dem Leibe und wärst du der König Pluto selber.

Ah, seid Ihr hier, mein Lieber, sprach der Alte, gut, Ihr müßt mit uns essen.

Das Lächeln, welches diese verbindliche Einladung begleitete, erbitterte Pecopin. — Stelle dich zur Wehre, alter Schalk! Du hast mir ein Versprechen gethan und mich betrogen!

Hoho, warle das Ende ab, was weißt du denn?

Wehre dich, sage ich!

Ei, ei, mein guter Freund, Ihr nehmt die Dinge unrecht.

Gib mir Bathilden wieder, du hast es versprochen!

Wer sagt Euch, daß ich Euch sie nicht wiedergebe?
Aber was wollt Ihr dann mit ihr?

Sie ist meine Braut, du weißt es wohl Elender, ich heirathe sie.

Das gibt höchst wahrscheinlich ein unglückliches Paar mehr, entgegnete achselzuckend der Alte. Aber was kummert das mich? Die Dinge müssen nun einmal so werden. Den Männlein und Weiblein hienieden wird das böse Beispiel von dem Ehepaar da oben gegeben, Sonne und Mond, die führen auch eine gräuliche Wirthschaft und sind nie beisammen.

Genug des Scherzes, schrie der Ritter, oder ich ver-
nicht alle diese Gespenster zusammt ihren Göttinnen und
reinige diese Höhle.

Der Alte entgegnete mit einem Gauner-Lächeln: Reini-
ge, Freund, reinige! hier das Recept dazu: Senes-
blätter, Rhabarber und schwefelsaure Magnesia. Die
Senesblätter fegen den Magen aus, die Rhabarber säu-
bert den Zwölffingerdarm und die schwefelsaure Mag-
nesia reinigt die Eingeweide.

Wüthend stürmte Pecopin mit dem Schwerte auf ihn
ein; aber kaum hatte sein Pferd einen Schritt vorwärts
gethan, so fühlte er wie es zitterte und sich sentte. Er
blickte auf. Ein kalter weißer Strahl des Tages drang
in die Höhle und schlich auf dem bläulichen Boden hin.
Mit Ausnahme des alten Jägers, der noch immer lä-
chelte und regungslos da stand, fingen alle Anwesenden
an zu erlöschen. Leuchter und Fackeln erstarben; die
Augen der Gespenster, welche bei Pecopins Beleidigun-
gen nochmals aufgeflammt, hatten keinen Blick mehr, und
durch den großen ehernen Rumpf des Riesen Nimrod

Konnte Pecopin deutlich wie durch eine Glascheibe die Pfeiler der Hinterwand unterscheiden.

Sein Pferd wurde unfühlbar und zerfloß sachte unter ihm. Pecopins Füße waren nahe daran den Boden zu berühren.

In diesem Augenblicke krächte der Hahn. Es lag etwas fürchterliches in diesem hellen, metallenen, schwingenden Tone, der Pecopins Ohr wie eine Stahlklinge durchfuhr. In demselben Augenblick wehte ein frischer Luftzug herein, sein Pferd zerging unter ihm, er wankte und fiel fast. Als er sich aufrichtete war alles verschwunden.

Er sah sich allein, aufrecht stehend, das Schwert in der Hand, in einer von Gebüschern verrammelten Thalschlucht, unfern eines von Felsen herabschäumenden Wassers und vor dem Thore eines alten Schlosses. Der Tag brach an. Er erhob das Auge und stieß einen Freudenschrei aus. Dieses Schloß war die Fäldenburg.

XV.

Worin man die Lebensart kennen lernt, deren sich der liebe Gott am liebsten bedient.

Der Hahn krächte zum zweiten Mal. Sein Ruf kam aus dem Schloßhofe. Dieser Hahn, dessen Stimme den Zauberpallast und allen Schwindel der nächtlichen Jagd zerstioben machte, hatte vielleicht am gestrigen Abend die

Brosamen auf gelesen, die täglich von Bathildens gegener Hand in den Hof herabfielen.

O Macht der Liebe! Allgewalt des Herzens! Warmer Strahlenschein holdrer Leidenschaft und schöner Jahre! Kaum hatte Pecopin diese geliebten Thürme wieder erblickt, als in ihm frisch und leuchtend das Bild seiner Braut aufstieg und ihn mit so freudigem Licht erfüllte, daß sich darin der ganze Jammer seiner Vergangenheit, die Gesandtschaften, die Könige, die Reisen, die Gespenster und der schauerliche Wirbel der Erscheinungen wie ein Nebel auflöste.

Gewiß mit so stolz gehobenem Haupte und so strahlendem Blicke stieg der gekrönte Priester, von welchem das Speculum historiale erzählt, nicht aus dem Kreise der Schatten empor, nachdem er das düstere und glanzvolle Innere des ehernen Drachen besucht. Und weil diese gräßliche Gestalt dem Auge Desjenigen erscheint, der diese Geschichte erzählt, so ist es an der Zeit, einen Fluch über sie auszusprechen und hier den falschen Weisen zu brandmarken, der zwei Gesichter hatte, eines gegen das Licht, das andere gegen die Finsterniß gewendet, und der zugleich für Gott der Paps Sylvester II. und für den Teufel der Schwarzkünstler Gerbert war.

Gegenüber von Verräthern und Doppelmenschen ist der Faß Pflicht. Jeder Pariser schuldet im Vorübergehen einen Stein an Perinet Lecterq; jeder Spanier

an Graf Julian; jeder Christ an Judas und jeder Mensch an Satan.

Vergessen wir übrigens nicht, daß Gott unabänderlich das Licht der Finsterniß, das Gute dem Bösen, den Engel dem Teufel gegenüber stellt. Die ernste Lehre der Vorsehung beruht auf diesen ewigen erhabenen Gesetzsägen. Es scheint Gott spreche ohne Unterlaß: Wählet! Im eilften Jahrhundert stellte er dem cabbalistischen Priester Gerbert den reinen, ehrsamten und gelehrten Emuldus entgegen. Der Schwarzkünstler wurde Papst, der fromme Doctor Arzt. Und so konnten die Menschen unter demselben Himmel, unter denselben Ereignissen und zur selben Zeit die weiße Kunst im schwarzen Rocco und die schwarze Kunst im weißen Rocco erblicken. —

Pecopin hatte sein Schwert eingesteckt und ging mit großen Schritten auf das Schloß zu, dessen Fenster bereits vom Sonnenstrahl erhellt, dem Morgenroth zuzulächeln schienen. Als er schon der Brücke nahte, von welcher heut zu Tage nur noch ein Bogen steht, vernahm er eine Stimme hinter sich sagen: Nun Ritter Soneck, hab' ich Wort gehalten?

XVI.

Worin die Frage beantwortet wird, ob man Jemand, den man nicht kennt, wieder erkennen kann.

Er drehte sich um. Zwei Männer standen im Gehbüsch. Der eine davon war der maskirte Jagdmeister

und Pecopin bebte als er ihn sah. Er trug ein großes rothes Schreibbuch unter dem Arme. Der andere war ein kleiner alter Mann, bucklig, hinkend und überaus häßlich. Dieser hatte zu Pecopin gesprochen, und Pecopin befragte seine Erinnerung vergeblich nach diesem Gesichte.

Mein edler Herr, sprach der Bucklige, du scheinst mich nicht zu erkennen?

So ist es, antwortete Pecopin.

Da seh' mal Einer an!

Bist du nicht der Sklave vom Ufer des rothen Meeres?

Ich bin der Jäger aus dem Haine „des letzten Ganges“, erwiderte der kleine Alte.

Es war der Teufel.

Bei meiner Ehre, versetzte Pecopin, seid was Ihr wollt; nun aber, da Ihr Euer Versprechen erfüllt habt, nun ich vor der Falkenburg stehe und meine Bathilde wiedersehen soll, bin ich der Eure, Herr, und danke Euch in Ergebenheit.

Diese Nacht beschuldigtest du mich. Was sagte ich dir?

Ihr sagtet: Warte das Ende ab.

Wohlan, jetzt dankst du mir, und ich sage wieder: warte das Ende ab! Du eilstest vielleicht zu sehr mich zu beschuldigen, jetzt eilst du vielleicht zu sehr mir zu danken.

Indem er dies sagte, war die Miene des Buckligen unaussprechlich. Ironie ist der eigentliche Zug des Teufels. Pecopin zitterte.

Was wollt Ihr damit sagen?

Der Teufel deutete auf den maskirten Jagdmeister:
Erkennst du diesen wieder?

Ja.

Kennst du ihn auch?

Nein.

Der Fremde nahm die Maske ab: es war Erilang.
Pecopin wankte. Der Teufel fuhr fort:

Ich war in deiner Schuld, Pecopin. Ich verdanke dir zwei Dinge: diesen Buckel und diesen Klumpfuß. Ich bin ein pünktlicher Schulbner. Ich suchte deinen ehemaligen Diener Erilang auf, um mich von deinen Liebhabereien zu unterrichten. Er erzählte mir, daß du die Jagd liebst. Da sagte ich: ei, wie Jammerschade wär' es, dem schmucken Jägersmanne nicht die wilde Jagd zu zeigen! Bei Sonnenuntergang fand ich dich in jener Waldlichtung; du warst im Haine „des letzten Ganges“. Ich kam eben recht; der Zwerg Roulon wollte dich für sich in Empfang nehmen, da nahm ich dich mit mir.

Pecopin bebte unwillkürlich. Der Teufel fügte hinzu:

Hättest du nicht deinen Talisman, ich hätte dich behalten. Aber ich lasse die Dinge gern gehen, wie sie

sind, und die Rache muß in verschiedenen Saucen zubereitet werden.

Was willst du aber damit sagen, Höllengeist? brachte Pecopin endlich mit Anstrengung vor.

Der Teufel sprach weiter: Um Erlang für seine Auskünfte zu belohnen, gab ich ihm mein Portefeuille. Er hat jetzt gute Einkünfte.

Böser Hohnredner, wirst du endlich sagen, was das alles heißt? wiederholte Pecopin.

Was versprach ich dir?

Daß sobald unsere nächtliche Jagd vorüber und die Sonne aufgegangen ist, du mich an das Thor der Falkenburg bringen wolltest.

Da bist du.

Sprich Höllengeist, ist Bathilde vielleicht todt?

Nein.

Hat sie sich vermählt?

Nein.

Hat sie den Schleier genommen?

Nein.

Ist sie vielleicht nicht mehr auf der Falkenburg?

Doch.

Und liebt sie mich noch?

Zimmer.

In diesem Falle und wenn du Wahrheit sprichst, rief Pecopin aufathmend als ob sich ein Berg von seiner

Brust gewälzt, wer du auch seist und was auch geschehe, nimm meinen Dank.

Gut, entgegnete der Teufel, du bist zufrieden und ich bin es auch.

Nach diesen Worten faßte er Erlang in seine Arme, wiewohl dieser groß und er klein war, wand den mißgestalteten Fuß um den andern, drehte sich auf dem Absatz herum, und Pecopin sah wie er gleich einem Bohrer in die Erde hineindrang. In einem Augenblick war er verschwunden.

Die Erde, die sich über dem Teufel schloß, ließ ein kleines violettes Flämmchen mit grünen Funken aufzischen, das in Luftsprüngen und Sägen lustig in den Wald hineinhüpfte, wo es einige Zeit an den Bäumen gleichsam angehängt fest stehen blieb und diese mit tausendfältigen Lichtfärbungen beschimmerte; wie es der Regenbogen thut, der sich auf Baumblätter herabsenkt.

XVII.

Kleinigkeiten am Thore.

Pecopin zuckte mit den Achseln. — Bathilde lebt, dachte er, Bathilde ist frei, Bathilde liebt mich! Was soll ich noch fürchten! Vorgestern Abends, ehe ich dem bösen Geiste begegnet, waren es grade fünf Jahre, daß ich sie verlassen. Gut dann! jetzt sind es also fünf Jahre und ein Tag, und ich werde sie schöner als jemals wieder-

sehen. Die Frauen sind das schöne Geschlecht und zwanzig Jahre sind das schöne Alter.

In jener Zeit der gewaltigen Treue machte man sich wenig aus fünf Jahren.

So mit sich selbst sprechend, nahte er dem Schlosse und erkannte freudig jeden vorspringenden Stein am Portal wieder, jeden Zahn des Fallgatters und jeden Nagel an der Zugbrücke. Er fühlte sich glücklich und willkommen. Die Schwelle des Hauses, das uns als Kinder gesehen, lächelt beim Wiedersehen den Männern wie das herzlich zufriedene Antlitz einer Mutter.

Als er über die Brücke schritt, sah er am dritten Pfeiler eine sehr schöne Eiche, deren Wipfel über das Geländer hoch heraufragte. Das ist doch sonderbar, sagte er für sich, hier gab es doch sonst keinen Baum. Dann erinnerte er sich, daß er etwa drei Wochen vor dem Tage, wo er der pfalzgräflichen Jagd begegnete, hier mit Bathilden das Spiel der Eichel und Knöchelchen gespielt habe und daß er, wie er sich an's Geländer gelehnt, gerade an dieser Stelle eine große Eichel in den Graben habe fallen lassen. Teufel, dachte er, aus der Eichel ist in fünf Jahren eine Eiche geworden. Das nenn' ich gutes Erdreich.

Auf der Eiche saßen vier Vögel und schwätzten durcheinander, ein Häher, eine Amsel, eine Elster und ein Rabe. Pecopin achtete wenig auf sie, ebensowenig als auf einen Tauber, der im Taubenschlag gurrte, und ein

Huhn welches im Schloßhof glückte. Er dachte nur an
Vatstide und eilte sehr.

Die Sonne war aufgestiegen und die Vogteiknechte
ließen die Zugbrücke nieder. Als er in das Thor Schritt
hörte er hinter sich ein Lachen, das von fern zu kommen
schien aber sehr vernehmlich und lang war. Er sah sich
draußen überall um, erblickte aber Niemand. Das war
der Teufel, der in seiner Höhle lachte.

Unter der Wölbung war ein Wasserbehälter, den
Schatten und Widerschein zu einem Spiegel umschufen.
Der Ritter beugte sich darüber. Nach den Mühselig-
keiten so langer Irrfahrt, die ihm kaum noch Lumpen
auf dem Leibe gelassen, und besonders nach den Erleb-
nissen des furchtbaren nächtlichen Jagdritts fürchtete er
vor sich selbst zu erschrecken. Keineswegs. War es die
Kraft des Talismans der Sultanin, war es die Wir-
kung des Trankes, den ihm der Teufel gereicht, er war
hübscher, frischer, jugendlicher und erholter als je. Was
ihn aber am meisten staunen machte, war, daß er sich
mit ganz neuen und prachtvollen Gewändern angethan
erblickte. Seine Gedanken waren so verwirrt, daß er
sich durchaus nicht besinnen konnte, zu welcher Zeit der
Nacht er neu gekleidet worden. Er war sehr schön. Er
hatte die Kleidung eines Fürsten und das Aussehen eines
Genie's.

Während er sich zwar erstaunt aber doch nicht ohne
Selbstgefälligkeit betrachtete, hörte er ein zweites, noch

viel vergnügteres Gelächter. Er drehte sich um und sah Niemand. Das war der Teufel, der in seiner Höhe lachte.

Er ging durch den Ehrenhof. Die Kriegsteute neigten sich von den Mauerzinnen; keiner erkannte ihn und er auch keinen. Die Hausmägde in kurzen Röcken schlugen das Linnen auf den Waschplätzen, und wandten sich herum; keine erkannte ihn und er auch keine. Aber er war von so stattlichem Aussehen, daß man ihn ungehindert gehen ließ. Eder Anstand läßt großen Namen vermuthen.

Er kannte seinen Weg und wandte sich nach der kleinen Thurmterre die zu Bathildens Stübchen führte. Wie er so über den Hof schritt, schienen ihm die Wände des Schlosses viel schwärzer und rissiger geworden; der Ephen an der nördlichen hatte sich außerordentlich ausgebreitet, die Weinstöcke an der südlichen waren ungreiflich stark geworden. Aber was wundert sich ein liebendes Herz viel über schwarze Mauern und über ein paar Blätter weniger oder mehr?

Als er an das Thürmchen kam, hatte er Mühe es wieder zu erkennen. Die Treppe war eine Wendeltreppe und ehe Pecopin abreiste, ließ Bathildens Vater den gewölbten Zugang ganz neu aus weißem Heidelberger Sandstein herstellen. Jetzt war dieser Zugang, der nach Pecopins Rechnung fünf Jahre stehen mochte, ganz braun voll Risse und Löcher, worin Gräser wucherten, und be-

herbergte drei oder vier Schwalbennester. Aber was wundert ein liebendes Herz sich viel über ein Paar Schwalbennester?

Wenn die Blitze Treppen hinanschössen, so würde ich Pecopin mit ihnen vergleichen. In einem Nu war er im fünften Stockwerk an der Thüre von Bathildens Gemach. Diese Thüre wenigstens war weder geschwärzt noch verändert; sie war wie immer rein, freundlich, fleckenlos, mit ihren silberglänzenden Beschlägen, mit ihren Astnoten in dem hellen Holze gleich den Augen eines hübschen Mädchens, und man sah wohl, daß es dieselbe jungfräuliche Thüre war, welche das Schloßfräulein täglich von den Mägden waschen ließ. Der Schlüssel war im Schlosse als hätte Bathilde Pecopin erwartet.

Er hatte nichts zu thun als an diesem Schlüssel zu drücken und einzutreten. Er hielt noch. Er war ganz athemlos vor Freude, Zärtlichkeit und Glück, ein wenig wohl auch durch die fünf Treppen. Große Feuerrosen drehten sich vor seinen Augen und es schien ihm, daß sie sich ihm auf Wangen und Stirne setzten. Ein Gebrause erfüllte seinen Kopf; sein Herz pochte ihm in den Schläfen.

Als er sich von diesem ersten Augenblick erholt hatte, als es in ihm wieder ruhiger wurde, horchte er. Wer beschriebe alles was sich in dieser armen liebetrunkenen

Seele regte? Er hörte durch die Thüre den schnarrenden Ton eines Spinnrädchens in der Stube.

XVIII.

Woraus kluge Leute lernen, welche die abscheulichste aller Gleichnißreden ist.

Nach dem strengen Tone war es nicht Bathildens Rädchen; es war vielleicht das einer ihrer Frauen: denn dicht an ihrer Stube hatte Bathilde ihr Bekämmerlein wo sie oft ganze Tage hinbrachte. Sie spann viel, aber sie hetete noch mehr. Pecopin sagte sich das alles wohl vor, und doch hörte er mit süßem Beben dem Tone des Rades zu. So sind nun einmal die Thorheiten des Menschen der liebt, und die ein geist- und herzvoller Mann am leichtesten begeht.

Augenblicke wie der, worin Pecopin jetzt schwebte, bestehen aus Entzücken, das noch schwelgen, und aus Ungeduld, die nicht mehr warten will; einige Zeit schwankt die Wage, dann siegt die Ungeduld. Zitternd legte Pecopin endlich die Hand an den Schlüssel, drehte daran, das Schloß wich, die Thüre ging auf — und er trat ein.

Ah, dachte er, ich irrte doch, es ist nicht Bathildens Spinnrad.

In der Stube spann wirklich Jemand, aber dies war ein altes Weib. Ein altes Weib wäre zu wenig gesagt, es war eine alte Fee, denn nur die Feen allein

erreichen ein so fabelhaftes Alter, eine solche hundertjährige Gebrechlichkeit. Und diese Ehrenfrau mußte hoch über hundert Jahre alt sein. Man denke sich, wenn man kann, ein armes kleines menschliches oder übermenschliches Wesen, gebeugt, gefaltet, gebrechlich, lothfarb, verschoben, beschuppt, gerunzelt, zusammengeschrumpft, elend und mürrisch, weiß von Haar und Augenbrauen, schwarz von Lippen und Zähnen, übrigentheils gelb, mager, fahl, glattglänzend, erdfahl, wackelnd und häßlich. Und will man sich einen Begriff von diesem Gesichte machen, worin tausend Furchen nach dem Munde hin wie Nadspeichen nach der Nase liefen, so denke man, das unverschämte Gleichnißwort der Lateiner — anus lebendig vor sich zu sehen. Dieses ehrwürdige und entseßliche Wesen saß oder kauerte vielmehr nahe am Fenster, die Augen auf das Mädchen gesenkt und die Spindel in der Hand wie eine Parze.

Wahrscheinlich war die gute Alte ganz taub, denn bei dem Geräusche welches die Thüre und der eintretende Pecopin machte, rührte sie sich nicht.

Indessen hatte der Ritter doch sein Varett abgethan, wie es sich vor Personen so hohen Alters ziemt, ging einen Schritt vorwärts und fragte: Gute alte Frau, sagt wo ist Bathilde?

Die Hundertjährige erhob die Augen, ließ den Faden sinken, begann an allen ihren kleinen Gliedmaßen zu zittern, stieß einen matten Schrei aus, erhob sich halb

vom Stuhle, streckte gegen Pecopin die langen Geripp-
hände aus, heftete den geisterhaften Blick auf ihn und
rief mit schwacher rasselnder Stimme, die aus einem
Grabe zu kommen schien: Barmherziger Himmel! Ritter
Pecopin! was begehrt Ihr? bedarf Eure Seele der
Messen? O mein gütiger Gott! Pecopin, Ihr seid also
tobt und Euer Geist steigt zu mir herab?

Behüte! meine gute Alte — entgegnete Pecopin, brach
in ein Lachen aus und sprach sehr laut, damit Bathilde
ihn auf ihrem Bekämmerlein höre, war aber doch ein
wenig darüber betreten, daß die Alte seinen Namen
wußte — ich bin nichts weniger als tobt. Nicht mein
Geist erscheint hier, nein ich Pecopin selbst, ein ehrliches
Gespenst mit Fleisch und Bein. Ich verlange keine
Messen, sondern einen Kuß von meiner Braut, von Ba-
thilden, die ich mehr als jemals liebe. Verstehst Ihr mich,
gute Alte?

Als er so gesprochen, stürzte die Alte in seine Arme.
Es war Bathilde.

Ah, die nächtliche Jagd des Teufels hatte hundert
Jahre gedauert!

Bathilde war nicht tobt, Dank sei es dem Himmel
oder der Hölle, aber in dem Augenblick, da Pecopin, so jung
und vielleicht schöner als er je gewesen, sie wiederfand
und wieder sah, zählte das arme Mädchen hundert fünf-
und zwanzig Jahre und einen Tag.

XIX.

Schöne und kluge Worte der vier zweifüßigen
besiederten Philosophen.

Außer sich stürzte Pecopin fort. Er stürmte die Treppe hinab, rannte über den Hof, stieß das Thor auf, lief über die Brücke, sprang die Böschung hinauf, eilte in die Thalschlucht, setzte über den Bach, durchwühlte das Gefräch, sprengte den Berg hinan und flüchtete in den Wald von Soneck. Er irrte den ganzen Tag umher, erschreckt, verstört, verzweifelnd, wahnsinnig. Bathilden liebte er noch immer, aber er entfegte sich vor jenem Gespenste. Er wußte nicht mehr wo seine Seelenkraft, sein Gedächtniß, sein Herz geblieben. Als der Abend herankam und er den Thürmen seiner Heimathsburg nahte, riß er die reichen höhnischen Gewänder, den Schmuck des Teufels, von seinem Leibe und schleuderte sie in den tief unten vorüberschießenden Waldbach. Dann rautte er sich das Haar aus, als er plötzlich bemerkte daß ihm ein Büschel grauer Haare in der Hand verblieb. Nun zitterten mit einmal seine Knie, seine Lenden beugten sich, er mußte sich an einen Baum klammern, die Hände waren fürchterlich gerunzelt. Im Ausbruche des Schmerzes und ohne zu wissen was er that, hatte er auch den Talisman an seinem Halse erfaßt, die Kette davon zerrissen und ihn mit den Kleidern in den Abgrund geworfen.

Und die Worte der schwarzen Sklavin erfüllten sich

auf der Stelle. In einer Minute alterte er um hundert Jahre. Des Morgens hatte er seine Liebe, des Abends seine Jugend verloren. In diesem Augenblicke hörte er zum drittenmal an diesem Unglückstage Jemand hinter sich auflachen. Er drehte sich um und sah Niemand. Das war der Teufel der in seiner Höhle lachte.

Was thun nach diesem letzten Verluste? Er nahm von der Erde einen Reisigstock auf, den ein Holzfeser vergessen, stützte sich darauf und schleppte sich mühsam gegen sein Schloß hin, das glücklicherweise ganz nahe war. Als er dort ankam, sah er im letzten Strahl der Abenddämmerung einen Hähner, eine Elster, eine Amsel und einen Raben über dem Thore zwischen den Dachfahnen sitzen und ihn gleichsam erwarten. Er hörte ein Huhn, das er nicht sah, „Pecopin! Pecopin!“ rufen. Und er hörte einen Tauber, den er auch nicht sah, „Bathilde! Bathilde! Bathilde!“ rufen. Da erinnerte er sich seines Traumes zu Bacharach und der Worte, die einst — ach es sind schon hundert fünf Jahre her! — der alte Mann an ihn richtete, welcher an der Mauer die Holzstöcke für den Winter ordnete: „Herr, für einen jungen Mann pfeift die Amsel, schwagt der Hähner, krächzt die Elster, krächzt der Rabe, girt die Taube und gluckst die Henne; für einen Greis aber reden die Vögel.“ — Er schärfte das Ohr und vernahm folgendes Gespräch:

Am sel.

Bist endlich Du zurück, mein schöner Jägersmann!

Häher.

Man geht für einen Tag und Jahre werden's dann.

Rabe.

Du machtest Jagd auf Habicht, Aar und Geierwild.

Elster.

Daß nach dem Liebesvogel lieber Du gezielt!

Huhn.

Pecopin! Pecopin!

Tauber.

Bathild! Bathild! Bathild!

Zwei und zwanzigster Brief.

Singen.

Mainz, 15. September.

Sie zürnen mir in Ihrem letzten Briefe, mein Freund, und Sie haben ein wenig Recht und ein wenig Unrecht. Unrecht haben Sie darin, was die Kirche von Epernay betrifft, denn ich habe das eigentlich nicht geschrieben, was Sie gelesen haben wollen. Zu gleicher

Zeit aber haben Sie Recht, denn es scheint, daß ich nicht klar genug gewesen. Sie schrieben, daß Sie Erkundigungen wegen der Kirche zu Epernay eingezogen, „daß ich mich geirrt, indem ich selbe Herrn Poterlet-Galichet zugeschrieben, daß Herr Pot. Gal., ein braver, würdiger und ehrenhafter Bürger von Epernay, dem Bau der Kirche ganz fremd sei, und daß es überdies in der Stadt noch zwei sehr geachtete Männer Namens Poterlet gebe: einen Ingenieur von seltenen Verdiensten und einen jungen hoffnungsvollen Maler.“ Ich unterzeichne das alles; ich selbst habe vor zehn Jahren einen jungen liebenswürdigen Maler Namens Poterlet gekannt, welcher, wenn ihn der Tod nicht im fünf und zwanzigsten Jahre geraubt hätte, jetzt ein großes Talent für das Publikum wäre, wie er es im Jahre 1829 für seine Freunde war. Aber ich sagte nicht, was Sie mich sagen lassen. Lesen Sie meinen Brief, ich glaube den zweiten, noch einmal; ich schreibe darin die Kirche von Epernay durchaus nicht dem Herrn Galichet zu. Ich sage bloß: „Die Kirche hat unwillkürlich den Eindruck auf mich gemacht, als sei sie erbaut von u. s. w.“ Ein Scherz der nur auf die Kirche fällt.

Nachdem dies berichtet, komme ich von Epernay wieder nach Bingen. Der Uebergang ist rasch und weit; aber Sie gehören zu jenen freundlichen und fleißigen Zuhörern, die von der Nothwendigkeit der Dinge und

den Naturgesetzen durchdrungen, dem Dichter einen Sprung und dem Denker einen Schritt erlauben.

Bingen ist eine freundliche und schöne Stadt, zu gleicher Zeit weiß und schwarz, ernst wie eine alte, heiter wie eine neue Stadt, die sich seit dem Consul Drusus bis zu Kaiser Carl dem Großen, von Carl dem Großen bis zum Erzbischof Willigis, von Willigis bis auf den Kaufmann Montemagno, von dem Kaufmann Montemagno bis zu dem Geisterseher Holzhausen, von Holzhausen bis auf den Notar Faber, welcher jetzt in dem Drusus'schlosse residirt, nach und nach und Haus um Haus in dem Y, welches der Rhein und die Nahe bildet, angehäuft und erweitert hat, wie sich der Thau tropfenweise in dem Lilienkelche anhäuft. Genehmigen Sie mir diesen Vergleich, welcher den Fehler hat blumigt, zugleich aber auch das Verdienst wahr zu sein, indem er getreulich und für alle denkbaren Fälle das Anwachsen einer Stadt am Zusammenflusse zweier Wässer ver sinnlicht.

Alles trägt dazu bei, Bingen zu einer Art erbauter Antithese in Mitten einer Landschaft zu machen, welche selbst eine lebendige Antithese ist. Links vom Flusse und rechts vom Strome gedrängt, entwickelt sich die Stadt in Form eines Dreiecks rings um eine gothische Kirche, welche an einer römischen Citadelle lehnt. In der Citadelle welche aus dem ersten Jahrhundert rührt und lange Zeit ein Schlupfwinkel der Raubritter gewesen, ist

ein Pfarrgarten; in der Kirche die aus dem fünfzehnten Jahrhundert, sieht man das Grabmal eines halben Herenmeisters, jenes Bartholomäus von Holzhausen, welchen der Kurfürst von Mainz wahrscheinlich als Schwarzkünstler verbrennen lassen, wenn er ihn nicht als Astrologen besoldet hätte. Von der Mainzer Seite strahlt, funkelt und grünt die berühmte paradiesische Ebene herüber, welche das Rheingau eröffnet. Von der Coblenzer Seite runzeln die finstern Leyenberge die Stirnen. Von hier lächelt die Natur wie eine schöne, nackt ins Gras gestreckte Nymphe; von dort droht sie wie ein niedergeworfener Riese.

Tausenderlei Erinnerungen, die eine durch den Wald, die andere durch einen Felsen, die dritte durch ein Gebäude hervorgerufen, mischen und drängen sich in dieser Ecke des Rheingaus. Da unten die grüne Berglehne ist der herrliche Johannisberg; an seinem Fuße das fürchterliche viereckige Schloß, welches den äußern Winkel der Stadt Rüdesheim deckt, hat den Römern als Brückenkopf gebient. Auf dem Gipfel des Niederwalds, Bingen gerade gegenüber, am Rande eines herrlichen Waldes, auf dem Gebirge welches jetzt die Einfriedung des Rheines eröffnet, und in vorgeschichtlichen Zeiten den Eingang verlegte, erhebt sich ein kleiner Tempel mit weißen Säulen, gleich der Rotunde eines Pariser Caffees über dem ernst und stolzen Ehrenfels, welches im zwölften Jahrhundert von Erzbischof Siegfried erbaut worden:

finstere Thürme, die ehemals eine furchtbare Besatzung und jetzt eine prächtige Ruine bilden. Das Spielzeug beherrscht und demüthigt die Festung. Auf der andern Seite des Rheins, auf dem Kuppertsberg, der nach dem Niederwald sieht, in den Ruinen des Klosters von Disibodenberg ist der Wunderbrunnen, den die heilige Hildegardis gegraben, ein Nachbar des abscheulichen Thurmes welchen Hatto erbaut. Weinreben umgeben das Kloster, Strudel den Thurm. Schmiede haufen im Thurm, preussische Mauthbeamte in dem Kloster. Das Gespenst Hatto's hört den Ambos tönen und der Geist Hildegardis sieht die Verbleiung der Waaren-Ballen.

In einem merkwürdigen Gegensatz haben der Aufruhr des Civilis, welcher die Drususbrücke zerstörte, der pfälzische Krieg, welcher die Willigis-Brücke abbrach, die Legionen des Tutor, die Fehden der Gau grafen Adolph von Nassau und Desider von Hsemburg, die Normannen im Jahr 890, die Bürger von Kreuznach im Jahr 1279, der Erzbischof Balduin von Trier im Jahr 1334, die Pest von 1349, die Ueberschwemmung von 1458, der Pfalz-Bogt Goler von Ravensberg im Jahre 1496, der Landgraf Wilhelm von Hessen im Jahre 1504, der dreißig-jährige Krieg, die Armeen der Revolution und des Kaiserreichs, kurz alle Verheerungen nach und nach diese heitere und glückliche Ebene durchschritten, während die reizendsten Gestalten der Kirche und Sage, Gela, Jutta, Liba, Guda, Gisela, die sanfte Tochter des Brömser,

Hildegardis, die Freundin des heil. Bernhard, Hiltrudis, die Bäuerin des Papstes Eugen, der Reihe nach diese düstern Felsen bewohnten. Der Geruch des Blutes liegt noch auf der Ebene und der Duft der Heiligen und Schönen erfüllt noch das Gebirge.

Je näher man diese schöne Gegend betrachtet, desto mehr vervielfältigen sich vor dem Blicke und den Gedanken ihre Gegensätze und spinnen sich unter tausend Gestalten fort. In dem Augenblick wo die Nahe unter den steinernen Brücken-Bogen und dem Geländer hervorkommt, auf welchem der heffische Löwe dem preussischen Adler den Rücken zeigt, (was die Hesseu sagen läßt, daß er Verachtung, und die Preußen, daß er Furcht zeige) in dem Augenblick, wo die Nahe, langsam und ruhig vom Donnersberg herabsteigend, unter dieser Gränz-Brücke hervorstießt, erfaßt der erzgrüne Arm des Rheines rasch die blonde gleichgültige Flußbraut und schleppt sie in das Bingerloch. Was in diesem Abgrunde geschieht, wissen nur die Götter. Aber gewiß ist es, daß Jupiter noch niemals eine schläfrigeren Najade einem brausenderen Flusse vermählt hat.

Die Kirche von Bingen ist außen und innen grau angemörtelt. Das ist unsinnig. Indessen erkläre ich, daß die abscheulichen Restaurationen, die man jetzt in Frankreich vornimmt, mich mit dem Mörtel endlich ganz ausföhnen werden. Im Vorbeigehen sei bemerkt, daß ich nichts Bedauernswürdigeres kenne, als die jetzt vol-

lendei Restauration der Abtey von Saint-Denis und die eben begonnene der Notre-Dame von Paris. Ich werde gewiß eines Tages auf diese zwei barbarischen Vorgänge zurückkommen. Ich kann mich immer eines Gefühls persönlicher Schande nicht erwehren, wenn ich bedenke, daß die erstere vor unseren Thoren und die letztere im Mittelpunkt von Paris selbst vollzogen wurde. Wir alle sind durch unser Stillschweigen, durch unsere Duldung und Trägheit mitschuldig an diesem doppelten Bauverbrechen, und auf uns Zeitgenossen wird die Nachwelt einst mit Recht ihren Tadel und Unwillen laden, wenn sie im Angesicht zweier entformten, verderbten, parodirten, verstümmelten, entstellten, entehrten und unkenntlich gewordenen Baue von uns Rechenschaft begehren wird über jene zwei bewundernswürdigen Basiliken, die schönsten unter den schönen Kirchen, die berühmtesten unter den berühmten Baudenkmalern, davon das eine die Metripole des Königthums, die andere die Metropole Frankreichs gewesen.

Senken wir in vorhinein die Köpfe. Solches Wiederherstellen ist nicht besser als Niederreißen.

Das Anmörteln ist an sich nur dumm: es ist keine Verwüstung. Es besudelt, verkleistert, beschmutzt, befaubt, beflert, macht lächerlich und häßlich; aber es zerstört nicht. Es schmiegt sich an den Gedanken eines Cesar Cefarino oder eines Erwyn von Steinbach wie an den eines Gautier-Garguille und legt eine Gipsmaske

darüber; nichts mehr. Man wäscht diese arme, mit Weiß, Gelb, Roth oder Grau beklebte Facade ab und erblickt wieder lebendig das ehrwürdige Antlitz der Kirche vor sich.

Auf der Höhe des Klopp, wenn sich die Sonne neigt, niedersitzen und von da die Stadt zu seinen Füßen und rings um sich den weiten Horizont überblicken; sehen wie sich die Gebirge bräunen, die Dächer rauchen, die Schatten länger werden und die Verse Virgils in der Landschaft leben; mit demselben Athemzug den Duft der Bäume, die Luft des Flusses, den Hauch der Berge und die Ausdämpfung der Stadt an sich ziehen, wenn der Wind lau, die Jahreszeit mild und der Tag schön, ist ein inniges, auserwähltes, unaussprechliches Gefühl, voll kleiner heimlicher Entzückungen, welche die Großartigkeit des Schauspiels und die Erhabenheit der Anschauung in Ehrfurcht halb zurückdrängt. An den Fenstern der Dachstübchen singen junge Mädchen, die Augen auf ihre Arbeit geheftet; heiter zwitschern die Vögel in den Eppuranen der Ruine; die Straßen wimmeln von Volk und dieses Volk macht einen Lärm mit seiner Arbeit und seinem Glücke; Rachen kreuzen auf dem Rheine, man hört die Ruder das Wasser schlagen und sieht die Segel zittern; Tauben fliegen um die Kirche herum; der Strom spiegelt, der Himmel erleuchtet; ein schräger Sonnenstrahl röthet in der Ferne den Staub auf der herzoglichen Straße von Rüdeshelm nach Biberich und macht die schnellen Wagen erglänzen, welche in einer goldenen

Wolke von vier Sternen gezogen dahin zu fliegen scheinen. Die Wäscherinnen am Rhein breiten ihre Linnen über die Büsche; die Wäscherinnen an der Nahe schlagen das ihre, kommen und gehen mit nackten Beinen und schmutzigen Füßen auf das Tannensloß das am Ufer angebunden und lachen irgend einen Touristen aus, der den Ehrenfels zeichnet. Mitten in diesem freundlichen Gemälde raucht von den Bergen beschattet der Mäusethurm.

Die Sonne geht unter, es wird Abend, die Nacht sinkt nieder, und nun bilden alle Dächer der Stadt nur ein einziges großes Dach, die Berge drängen sich in einen finstern Haufen zusammen, in welchem die breite weiße Klarheit des Rheines verschwindet. Nebelschleier erheben sich langsam vom Horizont zum Zenith; das kleine Dampfschiff, von Mainz nach Bingen, nimmt seine Nachtstation längs dem Ufer gegenüber dem Hôtel Victoria ein; die Wäscherinnen kehren mit ihren Körben auf den Köpfen auf bunten Wegen nach Hause zurück; der Lärm verhallt, die Stimmen schweigen; ein letzter roßiger Schimmer, der dem Abglanz der andern Welt auf dem blassen Gesichte eines Sterbenden gleicht, färbt noch einige Zeit hindurch den bleichen, hageren, steinalten Ehrenfels auf der Zinne seines Berges. Dann erstrbt auch er, und nun scheint es, daß der Thurm Hattos, zwei Stunden vorher kaum bemerkt, mit einemmale wache und sich der Landschaft bemächtige. Sein Rauch,

fast unsichtbar als der Tag glänzte, röthet sich jetzt allmählich im Widerschein der Schmiede und wird, wie die Seele eines Bösewichts, der sich rächt, immer leuchtender je dunkler der Himmel wird.

Ich war vor einigen Tagen auf der Plattform des Klopp und während sich dieses ganze Gedankenbild vor mir verwirklichte, schweifte mein Geist, Gott weiß wohin, als plötzlich unter einem Dache zu meinen Füßen ein kleines beleuchtetes Fenster aufging, woraus sich ein junges Mädchen lehnte und ich hörte nun von einer reinen frischen Stimme folgendes Lied nach einer langsamen traurigen Melodie singen:

Plas mi cavalier frances,
E la dona catalana,
E l'onraz del ginoes,
E la court de Castelana,
Lou cantaz provencales,
E la danza trevisana,
E lou corps aragones,
La mans a kara d'angles,
E lou donzel de Toscana.

Ich erkannte die schönen fröhlichen Verse Friedrich Barbarossas, und ich kann nicht beschreiben, welchen Eindruck es auf mich gemacht, in dieser römischen Ruine, die zur Villa eines Notars geworden, mitten im Dunkel, beim fernen Schimmer eines Kerzenlichtes, zweihundert Tausen von dem zur Schmiede verwandelten Mäuseturm,

vier Schritte weit vom Hôtel Victoria und zehn von einem Dampfschiff-Omnibus diese Verse des Kaisers zu hören, die zum populären Liebe geworden, dieses Gedicht des Ritters, das jetzt zum Liebe eines Mädchens geworden, diese romanischen Reime von einem deutschen Munde betont, diese Heiterkeit einer vergangenen Zeit, jetzt in Melancholie umgewandelt, diesen lebendigen Strahl aus den Kreuzzügen, welcher die Schatten bis zu unserer Zeit durchdringt und plötzlich sein Licht bis auf mich, den armen erschreckten Träumer wirft.

Da ich Ihnen hier von Musik erzähle, die ich am Rheinufer gehört, warum sollte ich Ihnen nicht auch sagen, daß ich zu Braubach in dem Augenblick als unser Dampfschiff dort hielt, um die Reisenden auszuladen, Studenten auf dem Fichtenstamme aus irgend einem Murgklosse sitzen sah und jenes bewunderungswürdige Lied Quasimodo's singen hörte, welches eine der vorzüglichsten und originellsten Schönheiten in der Oper der Mademoiselle Vertin ist? Zweifelnd Sie nicht, mein Freund, die Zukunft wird dieser ernstern und trefflichen Composition, welche bei ihrem Erscheinen mit solcher Heftigkeit zerrissen und mit solcher Ungerechtigkeit geachtet wurde, ihre verdiente Stelle anweisen. Das Publikum, welches so oft von den gehässigen Anregungen, die jedes große Werk umgeben, mißbraucht wird, muß jenen leidenschaftlichen Vannspruch, den die Parteien, die musikalischen Rivalitäten und die literarischen Coterien

damals einstimmig geschleudert, wieder durchsehen und wird eines Tages diese milde und tiefe Musik, so würdevoll und kräftig, so anmuthig und so wehmüthig, zu bewundern wissen; eine Schöpfung in welcher sich so zu sagen in jeder Note das Sanfteste und das Gewaltigste vereint, das Herz eines Weibes und der Geist eines Denkers. Deutschland läßt ihr bereits Gerechtigkeit widerfahren und Frankreich wird es demnächst thun.

Da ich den örtlichen Merkwürdigkeiten, welche nutzbar gemacht werden, mißtraue, so gestehe ich Ihnen, daß ich weder das wunderbare Ochsenhorn, noch das Brautbett, noch die eiserne Keite des alten Brömser besehen habe. Zum Ersatz aber besuchte ich die Burg von Müdesheim, welche gegenwärtig von einem einsichtsvollen Eigenthümer bewohnt wird, der es verstanden, daß diese Ruine ihr verfallenes Aussehen behalten müsse, um als wahrer Palast zu gelten. Bauten sind wie Edelleute: je älter desto edler. Ein bewundernswürdiges Schloß diese Burg! römische Keller, romanische Mauern, ein Ritteraal, dessen Tisch von einer mit Blumenzierrathen versehenen Lampe, wie jene am Grabe Carl des Großen, beleuchtet wird, Glasmalereien aus der Renaissance, fast homerische Molossen die im Hofe bellen, eiserne Laternen aus dem dreizehnten Jahrhundert im Gemäuer befestigt, schmale Wendeltreppen, Verließe deren Abgrund Schrecken erregt, Todtenuhren in einer Art von Weinhaus aufgestellt, kurz eine Reihe schwarzer und schreckhafter Dinge,

auf deren Gipfel sich ein großer Busch von Grün und Blumen ausbreitet. Das sind die tausenderlei Ruinenpflanzen, welche der jetzige Eigenthümer, ein Mann von wahrem Geschmack, unterhält, hegt und dicht werden läßt. Das bildet eine duftige und bebuschte Terrasse, von welcher man die Herrlichkeiten des Rheines bewundert. In diesem riesigen Strauße giebt es sogar Alleen, in denen man wandelt. Von fern ist das Ganze eine Krone, in der Nähe ein Garten.

Die Höhen des Johannisbergs schützen dieses ehrwürdige Schloß und verwahren es vor dem Nordwind. Der milde Südwind dringt durch die nach dem Rheine geöffneten Fenster herein. Ich kenne keinen reizendern, keinen anregenderen Hauch als den Südwind. Er macht eine Menge lachender, tiefer, ernster und edler Gedanken in dem Haupte erwachen. Indem er den Körper wärmt, scheint er zugleich den Geist zu erhellen. Die Athenienser, welche sich darauf verstanden, drückten diese Idee in einem ihrer genialsten Bildwerke aus. Auf dem Basrelief, den Thurm der Winde vorstellend, erscheinen die kalten Winde häßlich und struppig, mit dummen Gesichtern und wie Barbaren angethan; die milden und warmen Winde aber sind wie griechische Philosophen gekleidet.

Zu Bingen sah ich zuweilen in der Ecke des Saales worin ich speiste, zwei Tische ganz verschieden gedeckt. An dem einen saß ganz allein ein großer bairischer Ma-

jor, der etwas französisch sprach und täglich ein ächtes deutsches Mittagmahl von fünf Gerichten, fast ohne es zu berühren, an sich vorübergehen ließ. An dem andern Tische lehnte trübfinnig vor einer Schüssel Sauerkraut ein armer Teufel, der, nachdem er seine karge Portion verzehrt, sein Mahl fortsetzte, indem er die reichlichen Trachten seines Nachbars mit den Augen verschlang. Ich habe niemals als im Angesichte dieser lebendigen Parabel d'Ablancourts Worte besser verstanden: „Die Vorsehung giebt gern das Geld auf die eine und den Appetit auf die andere Seite.“

Der arme Teufel war ein junger Gelehrter, blaß, ernsthaft und bärtig, sehr mit Entomologie beschäftigt und ein wenig in ein Dienstmädchen vom Hause verliebt, was eben ein Geschmaç des Gelehrten ist. Uebrigens ist ein verliebter Gelehrter für mich ein Räthsel. Wie verträgt sich die Leidenschaft, ihre Sprünge, ihre Hitze, ihre Eifersucht und all ihr Zeitverlust mit dieser ruhigen Verkettung ernster Studien, kalter Experimente und pünktlicher Beobachtungen, welche das Leben eines Gelehrten ausmachen? Können Sie sich zum Beispiële denken, auf welche Weise der gelehrte Huxham verliebt sein konnte, welcher in seiner schönen Abhandlung: *De aëre et morbis epidemicis*. vom Jahre 1724 bis 1746 Monat für Monat die Menge der Regen, welche in Plymouth gefallen, durch zwei und zwanzig auf einander folgende Jahre gewissenhaft aufgezeichnet hat?

Stellen Sie sich Romeo vor, das Auge an einem Microscop und die siebzehntausend Facetten eines Fliegenauges zählend; oder Don Juan mit einer Zwilchschürze den Paratartrat des Antimoniums oder den Parataratrobinat der Pottasche analysirend; oder Othello über eine Linse erster Rundung gebückt und die Gaillonellen und die Gonphonemen des chinesischen Fossilmeßles suchend.

Wie dem nun sei und zum Poffen aller Theorie des Gegentheils, mein Entomologe war verliebt. Er schwätzte zuweilen, sprach besser französisch als der Major, hatte das schönste System der Welt, besaß aber keinen Sou.

Ich liebe die Systeme, obwohl ich nicht viel davon halte. Descartes träumt, Huyghens verbessert die Träume des Descartes und Mariotte verbessert die Verbesserungen des Huyghens. Wo Descartes Sterne sieht, sieht Huyghens Kugeln und Mariotte Nadeln. Was ist mit Allen dem bewiesen? nichts als die Kleinheit des Menschen und die Größe Gottes.

Aber das ist immerhin Etwas.

Doch wie gesagt, ich liebe die Systeme. Systeme sind Stufen, auf denen man zur Wahrheit steigt.

Mitunter kam mein junger Gelehrter zur Zeit der Table d'hôte eine Flasche Bier zu trinken; ich nahm eine Zeitung zur Hand, setzte mich an ein Fenster und beobachtete. Die Table d'hôte im Hotel Victoria war sehr bunt und wenig übereinstimmend, wie Alles was

der Zufall durch Nebeneinandersetzung erschafft. Am obersten Ende saß eine ziemlich alte englische Dame mit drei hübschen Kindern. Eher eine Wartefrau als eine Amme, eher eine Tante als eine Mutter. Ich bedauerte die armen Kleinen herzlich. Die Hand der alten Dame war ein wahrhaftes Ohrfeigen-Magazin. Der Major speiste zuweilen an der Seite dieser Dame, um sich Appetit zu machen. Er plauderte mit einem Pariser Advokaten auf Ferien, der nach Baden ging, weil wie er sagte, man dahin gehen müsse, indem alle Welt hingehet. Neben dem Advokaten saß ein edler würdiger Herr mit weißen Haaren, mehr als achtzig Jahre alt, welcher jenes milde Aussehen hatte, das die Nähe des Grabes verleiht, und der gerne horazische Verse citirte. Da er keine Zähne mehr hatte, so klang das Wort mors in seiner Aussprache wie mox: was in dem Munde dieses Greises einen gar trüben Anklang erhielt.

Gegenüber von dem Alten war ein Herr, der französische Verse machte und eines Tages seinen Nachbarn nach dem Essen eine Dithyrambe in freien Versen über Holland vorlas, worin er hochtrabend von den Worten (harangues) sprach, welche aus dem Meere herauf tönen. Worte aus dem Meere! Ich meinestheils gestehe, daß ich darin höchstens Häringe gefunden habe.

Vollzählig wurde der Kreis durch zwei dicke elsaßische Kaufleute, die im Schmuggelhandel mit Wieselfellen reich geworden, jetzt Wahl- und Jury-Männer sind, ihre

Pfeifen rauchten und sich dabei wechselseitig immer dieselben Geschichten vorerzählten. Waren sie damit zu Ende, so fingen sie wieder von vorn an. Da sie jederzeit die Namen der Personen, von denen sie sprachen, vergessen hatten, so sagte der Eine immer „Herr Ding-da“ und der Andere „Herr So und So“. Sie verstanden sich dabei.

Der Versmacher, der Poet wenn Sie wollen, — war ein lustiger Kumpan; philosophisch, constitutionell, ironisch und voltairisch, der sich darin gefiel, wie er sagte, die Vorurtheile zu untergraben, indem er alle Gemeinplätze gegen veraltetes Wesen aufstufte, der sich aber eigentlich darin gefiel, viele hohe, geheimnißvolle und heilige Dinge, welche die Menschen verehren, in den Staub zu ziehen. Er liebte es, wie er sich ausdrückte, heftige Lanzenstöße gegen die menschlichen Irrthümer zu führen; und wiewohl es ihm niemals gelang, die eigentlichen Windmühlen des Jahrhunderts anzugreifen, so nannte er sich doch in seiner Heiterkeit den Don Quichotte. Ich aber nannte ihn den Don Quichoque (den Anstößigen).

Mitunter geriethen der Poet und der Advokat, obwohl Beide wie geschaffen, um sich zu verstehen, in Streit. Der Poet war, um sein Portrait vollständig zu geben, ein unverständlicher Verstand, ein in Allem wirrer Geist, einer jener hastigen Menschen, die plappern, wenn sie reden und kriecheln, wenn sie schreiben. Der Advokat vernichtete ihn durch sein Uebergewicht. Zuweilen aber

ermuthigte sich der Poet und ärgerte den Andern. Dann sprach der verlegte Advokat zwei Stunden hindurch mit so klarer, fließender, geläufiger, durchsichtiger und unerschöpflicher Beredsamkeit, wie der Hahn meines Springbrunnens spricht, wenn ihm das Mundrohr eingesetzt worden.

Der Entomologe, der Geist besaß, machte sich wieder einen Spas daraus, den Advokaten zu vernichten. Er sprach ernstlich gut, ließ sich gern vom ganzen Saale bewundern und blickte von Zeit zu Zeit nach der Seite hin, ob ihm der schmutze Küchenbesen zuhöre.

Er hatte eines Tages eine sehr passende Rede über Tugend, Ergebung und Entfagung gehalten; aber er hatte nichts gegessen. Die Philosophie aber ist ein sehr mageres Abendbrod, wenn jede andere Beilage fehlt. Ich lud ihn einmal ein mit mir zu speisen, und obwohl er aus den wenigen Worten die ich gesprochen, kaum errathen konnte, aus welchem Lande ich sei, so nahm er es doch an. Wir plauderten. Er gewann mich lieb und wir machten einige Ausflüge nach der Mäuseinsel und auf dem rechten Rheinufer mitssammen. Ich bezahlte den Schiffer.

Eines Abends als wir von Hatto's Thurm zurückgekehrt waren, bat ich ihn mit mir zu soupiren. Der Major befand sich am Tische. Mein gelehrter Gesellschafter hatte auf der Insel einen schönen Käfer mit azurnem Panzer gefunden, zeigte mir ihn und sagte: „Es

giebt doch nichts Schöneres als diese blauen Schenkelkäfer (les sagres bleues).“ Der Major welcher zugehört, konnte sich nicht enthalten hierauf zu erwiedern: „Ei mein Herr, die Kreuzdonnerwetter (les sacrebleu) sind wohl zuweilen gut, um Soldaten und Pferde in Bewegung zu setzen, was aber so Schönes daran sein soll, sehe ich nicht ein“.

Das sind alle meine Abenteuer in Bingen. Uebrigens obwohl die Stadt nicht groß ist, so ist sie doch eine von denjenigen, wo vom Comissionär bis zum Schiffer, vom Schiffer bis zum Fremdenführer, vom Fremdenführer bis zur Hausmagd, von der Hausmagd bis zum Kellner der unerschöpfliche Wasserfall jener Trinkgelber reichlich niedersürzt, die ich Ihnen bereits früher beschrieben und an deren Ende der Reisende auf dem Boden seiner dünnen, leeren und erschöpften Börse anlangt.

Seit Bacharach bin ich aus den Thalern, Silbergrotschen und Pfennigen heraus und in die Gulden und Kreuzer hinein gekommen. Das Dunkel wird noch dichter. Hören Sie, wenn man sich in einen Kaufladen hineinwagt, welches Gespräch man mit dem Kaufmann führt: — Wie theuer ist das? — Der Kaufmann antwortet: Einen Gulden drei und fünfzig Kreuzer, mein Herr. — Drücken Sie sich deutlicher aus. — Mein Herr, es macht einen Thaler zwei Silbergrotschen und acht Pfennige preussisch. — Verzeihen Sie, das versteh ich auch noch nicht.

Im französischen Gelde? — Mein Herr, ein Gulden gilt zwei Franken, drei Sous und eine Centime; ein preussischer Thaler gilt drei und drei Viertel Franken; ein Silbergroshen gilt zwei Sous und einen halben; ein Kreuzer drei Viertel eines Sou, und ein Pfennig drei Viertel eines Mark's. — Dann antworte ich wie jener Don Cesar (aus Rüy Blas), den Sie kennen: „Jetzt ist mir Alles klar“, ich öffne meine Börse auf gutes Glück und baue auf die alte Ehrlichkeit, welche wahrscheinlich jener Altar der Ubier ist, von welchem Tacitus spricht. Ara Ubiorum.

Durch die Aussprache wird das Dunkel noch vermehrt. Kreuzer heißt bei den Hessen Creusse, bei den Badensern Crische und in der Schweiz Crüche.

Drei und zwanzigster Brief.

M a i n z .

Mainz, September.

Mainz und Frankfurt sind, wie Versailles und Paris heut zu Tage nur eine und dieselbe Stadt. Im Mittelalter lagen zwischen diesen zwei Städten acht Stunden,

das heißt zwei Tagereisen; heut zu Tage werden sie durch fünf Viertelstunden getrennt oder vielmehr ange-
nähert. Zwischen der kaiserlichen und der kurfürstlichen
Stadt hat unsere Civilisation jenen Verbindungsdraht
gespannt, den man die Eisenbahn nennt. Eine reizende
Eisenbahn, die stellenweise am Main hinzieht, und durch
eine grüne, reiche und große Ebene, ohne Viaducte, ohne
Tunnels, ohne Ausgrabungen und Anschüttungen, auf
einfachen Holzeinlagen unter den Schienen hinläuft;
eine Eisenbahn, welche wie ein Dorfweg von Aepfel-
bäumen freundlich beschattet wird; die ohne Graben und
Gitter auf gleichem Boden der melancholischen Gut-
müthigkeit der deutschen Straßenzungen überlassen ist,
und auf welcher uns der ganzen Länge nach eine unsicht-
bare Hand nach einander Obst- und Küchengärten und
bebaute Felder weist und sie dann wieder hastig fort-
reißt und bunt in den Hintergrund der Landschaft schiebt,
gleich Stoffen, die der Käufer zurückgewiesen.

Frankfurt und Mainz sind wie Lüttich bewunderungs-
würdige Städte, die der gute Geschmack verwüftet. Ich
weiß nicht welche ägende Kraft dieser neuen matten
Bauerei, diesen Gips-Colonnaden, diesen Theater-Kirchen
und diesen Palast-Lusthäuschen inwohnt: Das aber ist
gewiß, daß sich alle armen alten Städte schnell in dieses
abscheuliche Gewühl weißer Häuser umschmelzen. Ich
hoffte zu Mainz die Martinsburg, die ritterliche Refe-
renz der kurfürstlichen Erzbischöfe bis ins siebenzehnte

Zahrhundert, zu sehen; die Franzosen haben ein Hospital daraus gemacht, die Hessen es niedergedrissen, um den Freihafen zu vergrößern. Das Kaufhaus, im Jahre 1317 von dem berühmten Bunde der hundert Städte erbaut, prachtvoll geschmückt mit den Steinbildern der sieben Kurfürsten mit ihren Wappenschildern, über welchen zwei colossale Figuren den Reichsschild hielten, es ward abgebrochen, um einen Platz zu gewinnen. Ich rechnete darauf, mich gegenüber in der Gastwirthschaft der drei Kronen einzuwohnen, welche seit 1360 von der Familie Cleemann eröffnet worden und daher gewiß die älteste Gastwirthschaft Europa's ist; ich erwartete ein Wirthshaus zu finden, wie es der Chevalier Grammont beschreibt, mit ungeheuren Schornsteinen, einem großen Saale mit Pfeilern und Balken, dessen ganze Wand eine mit Blei zusammengehaltene Fensterfronte ist, und außen einen Eckstein, von dem aus die Maulesel bestiegen werden. Ich ging nicht einmal hinein! Die alte Wirthschaft Cleemann ist jetzt eine Art falsches Hôtel Maurice mit Einseztrosen aus Pappstein an den Plafonds und an den Fenstern mit jenem Luxus an Drapperien und jener Armuth an Vorhängen, welche die deutschen Gasthöfe charakterisirt.

Eines Tages wird Mainz mit dem Hause de bona Monte und dem Hause Zum Jungen das machen, was Paris mit dem ehrwürdigen Pfeilerhaus der Hallen gemacht hat. Man wird, um irgend eine abscheuliche

Facade mit einer abscheulichen Büste an die Stelle zu setzen, das Geburtshaus jenes Johann Gensfleisch niederreißen, des Edelmannes vom Hofe des Kurfürsten Adolph von Nassau, welchen die Nachwelt unter dem Namen Gutenberg kennt, wie sie unter dem Namen Molière den Kammerdiener Ludwig des XIV., Jean-Baptiste Poquelin kennt.

Nur die alten Kirchen vertheidigen noch ihre Umgebung; um seine Kathedrale herum muß man Mainz so wie man um seinen Dom herum Frankfurt suchen muß.

Köln ist eine gothische Stadt, welche sich in der romanischen Epoche verspätet; Frankfurt und Mainz sind zwei gothische Städte, welche bereits in der Renaissance, ja an vielen Stellen sogar in dem Grottenwerk- und chinesischen Geschmacke versunken sind. Daber haben Mainz und Frankfurt das sonderbare Aussehen flamändischer Städte, welche sie von allen übrigen Rheinstädten unterscheidet und absondert.

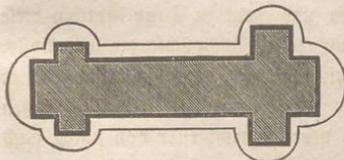
Man fühlt es zu Köln daß die ernstest Erbauer des Domes, Meister Gerhard, Meister Arnold und Meister Johann noch lange Zeit die ganze Stadt mit ihrem Ddem erfüllt haben. Es scheint daß diese drei großen Schatten vier Jahrhunderte lang über Köln gewacht, die Kirche Plectrudis, die Annakirche, das Grabmal Theophanias und das goldene Gemach der eilftausend Jungfrauen beschützt, dem falschen Geschmack den Weg

versperrt und kaum die fast classischen Erfindungen der Renaissance gebildet haben; daß sie die Reinheit der Giebeln und Archivolten gewahrt, alles Muschelwerk Ludwig des XV., wo es sich hervorwagte, ausgejätet und die schwunghaften Giebel und strengen Bauten des vierzehnten Jahrhunderts in der ganzen lebhaften Scharfartigkeit ihrer Umrisse erhalten haben, — und daß sie sich nicht eher, wie der Löwe vor dem Esel, als vor der dummen und verdammungswürdigen Kunst der Pariser Baumeister aus der Kaiserzeit und der Restauration zurückgezogen haben. Zu Mainz und Frankfurt hat die Rubens-Baukunst, die geschwelleste strohende Linie, die reiche flamändische Laune, die dicke unentwirrbare Verschlingung der Gitterwerke mit Blumen und Thieren beladen, die unererschöpfliche Manigfaltigkeit der Ecken und Thürmchen, die seltene Erscheinung der Farbe, der hausbäckige, angeschwollene und reichhaltige Umriß, worin mehr Gesundheit als Schönheit liegt, die Frage, 'der Triton, die Najade, der rieselnde Delfin, die ganze fleischige und kräftige heidnische Bildnerei, der übermäßige übertriebene und ausschweifende Zierrath, kurz der glänzendste schlechte Geschmack seit Anbeginn des siebenzehnten Jahrhunderts die Stadt überfallen und nach seiner poetischen Laune die alte und ernste deutsche Bauweise bebuscht und bekränzt. So sieht man überall nur verzierte gemoldete und gestreifte Vorderseiten, Mauergiebel wie Kochtöpfe, Granaten, Tannenzapfen, Halbsäulen und

Grottenwerk, die da aussehen wie Krebschlüpfe, und Giebelbächer mit dreifachen Keilfäustel geschnörkelt wie die Staatsperücke Ludwig des XIV.

Aus der Vogel-Perspective betrachtet hat Mainz und Frankfurt, das eine am Rhein das andere am Main, dieselbe Lage wie Köln und daher nothwendig auch dieselbe Gestalt. Am gegenüber liegenden Ufer erzeugte die Mainzer Schiffbrücke Castel, die Frankfurter Steinbrücke Sachsenhausen, so wie die Kölner-Brücke Deuz erzeugt hat.

Der Dom zu Mainz hat wie die Kathedralen zu Worms und Trier keine Facade, sondern schließt an seinen beiden Enden mit zwei Chören. Es sind dies zwei romanische Apsiden, deren jede ihr Transept hat, die sich gegenüber liegen und durch ein großes Schiff verbunden werden. Man könnte sagen es sind zwei Kirchen, durch eine Art von Facade an einander geschweißt. Die zwei



Kreuze berühren und vereinigen sich an ihren Füßen. Diese geometrische Anordnung erzeugt in der Höhe

sechs Glockenthürme, das heißt über jeder Apsis einen großen Thurm zwischen zwei kleinen, so wie der Priester zwischen dem Diacon und Subdiacon: eine Symbolik welche, wie ich bereits anderwärts gesagt, die große Fensterrose zwischen den zwei Nebenfensern an unsern Kathedralen hervorgebracht hat.

Die beiden Apsiden, deren Vereinigung die Kathedrale von Mainz hervorbringt, sind aus zwei verschiedenen Zeiträumen und zeigen, wiewohl sie im geometrischen Aufriß und bis auf die Dimensionen fast gleich scheinen, als Gebäude einen vollkommenen und schlagenden Gegensatz. Die Erste weniger große rührt aus dem zehnten Jahrhundert. Sie wurde im Jahre 979 begonnen und im Jahre 1009 beendet. Die Andere, deren großer Thurm zweihundert Fuß hoch ist, wurde nur wenig später angefangen, aber im Jahre 1190 ein Raub der Flammen, und seit jener Zeit fügte jedes Jahrhundert seinen Stein dazu. Vor hundert Jahren fiel der damals herrschende Geschmack über den Dom her: die volle Blüthe der Pompadour-Baukunst legte ihre Steinwürfe, ihr Falbelzeug und Astwerk um die byzantinischen Auszackungen, um die lombardischen Nuten und um die saronischen Massiv-Bogen und heut zu Tage bedecken diese wunderlichen und fragenhaften Auswüchse die alte Apsis. Der große Thurm, ein breiter, starker, auf mächtiger Grundfläche ruhender Keel, mit drei blumengezierten Diademen geschmückt, deren Durchmesser von unten nach oben abnimmt, rings in Rosen und Facetten behauen, scheint eher aus Edelsteinen als aus Steinen gebaut. Auf dem ernstern, einfachen, byzantinisch-gothischen Thurme, der ihm gegenüber liegt, haben neuere Baumeister wahrscheinlich aus Oekonomie eine gleichzulaufende Spitzkuppel errichtet, die an ihrer Grundfläche auf einem Kreise ge-

spitzter Siebel ruht, welcher der eisernen Krone der Lombardischen Könige gleicht; eine ganz nackte Zinkkuppel, ohne Vergoldung und Schmuckwerk von leicht schwellendem Schnitt, welche an den alten Kopfschmuck der Bischöfe aus den ersten Zeiten gemahnt. Man ist versucht zu sagen, die strenge Tiara Gregor des VII. blicke nach der prachtvollen Bonifaz des VIII. hinüber. Ein erhabener Gedanke, hingestellt, gebaut und in Stein gehauen von der Zeit und dem Zufall, den beiden großen Bauweiskern.

Dieses ehrwürdige Ganze ist rosenroth angemörtelt: Alles von oben bis unten, die beiden Apsiden, das große Schiff und die sechs Thürme. Die Sache wurde mit Wahl und Geschmack ausgeführt: man hat das blasse Rosenroth für den byzantinischen und das scharfe für den Pompadour=Thurm bestimmt.

Wie der Münster zu Aachen hat die Kathedrale von Mainz auch ihre ehernen Thore mit Löwenköpfen; die zu Aachen sind römisch. Als ich Aachen besuchte und diese Thore sah, forschte ich vergeblich, wie Sie sich erinnern werden, nach dem Sprunge, den der Teufelshuf daran hervorgebracht, als Satan, wüthend daß er eine Wolfsstätt einer Bürgerseele verschlungen, auf die Straße hinausfuhr. Die Thore des Mainzer Domes empfiehlt keine ähnliche Geschichte. Sie sind aus dem elften Jahrhundert und wurden von dem Erzbischof Willigis der nun längst zerstörten Liebfrauenkirche geschenkt, wo man

XIX. 8

sie wegnahm, um sie in das majestätische romanische Portal des Domes einzufügen. Auf beiden Flügeln stehen oben in römischen Schriftzügen die der Stadt im Jahre 1135 von dem Erzbischof Adalbert, dem zweiten Kurfürsten von Köln, verliehenen Privilegien. Darunter sieht man auf einer einzigen Zeile folgende viel ältere Inschrift:

WILGVSVS ARCEPS EX METALL
SPECIE VALVAS EFFELERAT PRIMVS

Das Innere von Mainz erinnert an die flamändischen Städte, das Innere seiner Kathedrale an die belgischen Kirchen. Das Schiff, die Nebenkapellen, die beiden Apfiden sind ohne Glasmalereien, ohne Mysterien, weiß angestrichen von unten bis oben, aber herrlich eingerichtet. Von allen Seiten treten Fresken, Gemälde, Tafelleien, gewundene und vergoldete Säulen vor das Auge; die wahren Juwelle dieses großen Baues aber sind die Grabmäler der kurfürstlichen Erzbischöfe. Der Boden der Kirche ist damit ausgelegt, die Altäre erheben sich darüber, die Pfeiler sind damit gestützt, die Mauern damit bedeckt; es sind herrliche Marmor- und Steinplatten, mitunter durch Bildhauerkunst und Bearbeitung werthvoller als die Goldplatten des salomonischen Tempels. Ich fand, theils in der Kirche, theils im Kapitelsaal und Kloster, ein Grabmal aus dem achten Jahrhundert, zwei

aus dem dreizehnten, elf aus dem sechszehten, acht aus dem siebenzehten und neun aus dem achtzehten Jahrhundert; in Allem drei und vierzig Denkmäler. Hierbei zählte ich weder die Altar-Gräber, zu denen man schwer gelangen kann, noch die Gräber auf dem Fußboden, ein dunkles verwirres Mosaik des Todes, welches unter dem Fuße der Kommenden und Gehenden täglich unkenntlicher wird.

In gleicher Weise übergehe ich die vier oder fünf unbedeutenden Grabmäler des neunzehten Jahrhunderts.

Alle diese Gräber, fünf ausgenommen, sind Ruhestätten der Erzbischöfe. Auf diesen acht und dreißig Cenotaphen, welche ohne Zeitordnung und nach Zufall in dem Walde byzantinischer Säulen mit räthselhaften Kapitälern zerstreut liegen, entwickelt sich die Kunst von sechs Jahrhunderten und rankt und streckt ihr undurchdringliches Gezweig aus, von welchem, wie eine Doppelfrucht, die Geschichte der Ideen und zugleich die Geschichte der Ereignisse herabfällt. Hier erscheinen Liebenstein, Homburg, Gemmingen, Heusenstein, Brandenburg, Steinburg, Ingelheim, Dalberg, Elz, Stadion, Weinsberg, Ostein, Leyen, Henneberg, Thurn und Taxis, fast alle große Namen des rheinischen Deutschlands, hinter diesen hellbunten Strahlen, welche die Gräber in die Finsternisse der Kirchen werfen. Alle Spielarten der Zeit, der Kunst und die Launen der Verstorbenen mengen sich auf diesen verschiedenen Epitaphen. Die Mausoläen des

achtzehnten Jahrhunderts thun sich halb auf und lassen ihre Gerippe sehen, welche in langen fleischlosen Fingern Bischofsmützen und Churhüte halten. Die Erzbischöfe, welche Zeitgenossen Richelieu's und Ludwig des XIV., schlafen ausgestreckt in ihren Sarkofagen, oder auf die Ellenbogen gestützt. Die Arabesken der Renaissance bohren ihre Gabelchen und drängen ihre Wunderthiere in das zarte Blätterwerk des fünfzehnten Jahrhunderts und lassen unter tausenderlei allerliebsten Verschlingungen kleine Statuen, lateinische Distichen und farbige Wappenschilder sehen. Bedeutungsvolle Namen wie Mathias Burheeg, Conradus Rheingraf, prangen zwischen dem geschorenen Mönche, welcher die Geistlichkeit, und zwischen dem behelmten Ritter, welcher den Adel vorstellt, unter der reinen Gize mit dem gleichseitigen Dreieck aus dem vierzehnten Jahrhundert; und auf der gemalten und vergoldeten Platte des dreizehnten Jahrhunderts krönen riesige Erzbischöfe, mit apokalyptischen Ungeheuern zu ihren Füßen, mit beiden Händen zugleich Könige und Kaiser, die kleiner sind als sie. In dieser erhabenen Stellung, mit Augen ägyptischer Mumien starr nach uns blickend, sieht man Siegfried, der zwei Kaiser krönte: Heinrich von Thüringen und Wilhelm von Holland, und Peter Aspeld, der zwei Kaiser und einen König krönte: Ludwig von Baiern, Heinrich den VII. und Johann von Böhmen. Waffen, Wappentüchel, Kronen, Churhüte, Cardinalshüte, Scepter, Schwerter, Krumm-

fläbe sind im reichen Ueberflusse haufenweise auf diesen Grabmälern und bemühen sich vor dem Auge des Besuchenden jene große und gewaltige Gestalt wiederherzustellen, welche den Vorsitz vor den neun Kurfürsten Deutschlands hatte, und der Erzbischof von Mainz hieß. Ein Chaos welches bereits halb im Dunkel verschwunden, fürstliche und berühmte Dinge, ehrwürdige oder furchtbare Sinnbilder, woraus diese mächtigen Fürsten eine Idee der Größe gestalten wollten und woraus bloß eine Idee des Nichts hervorgeht.

Eine merkwürdige Sache und welche beweist, daß die französische Revolution ein Beschluß der Vorsehung und eine nothwendige, fast berechenbare Folge des ganzen europäischen Gesamtzustandes gewesen ist, daß was sie zerstört, sich auch nimmer wieder erhoben hat. Sie erschien zur bestimmten Stunde, wie ein Holzhacker um seine Arbeit zu enden, und schlug in Hast und bunt durcheinander alle die alten, von dem Herrn geheimnißvoll bezeichneten Bäume um. Man fühlt es, wie ich schon anderwärts angedeutet, daß in ihr etwas Göttliches, quid divinum lag. Nichts was sie niedergeschleudert, ist wieder erstanden, nichts was sie verurtheilt, hat fortgelebt, nichts was sie zerstört, hat sich wieder aufgesammelt. Hier aber sehen wir, daß das Leben der Staaten nicht an demselben Faden wie das einzelner Personen hängt; ein Schlag nach einem Reiche langt nicht hin um es zu tödten; Städte und Königreiche

werden nur dann getödtet, wenn sie bereits sterben mußten. Die französische Revolution berührte Venedig und Venedig fiel; sie berührte das deutsche Reich und das deutsche Reich fiel; sie berührte die Kurfürsten und die Kurfürsten verschwanden. Dasselbe Jahr des Abgrunds verschlang den König von Frankreich, einen Menschen fast wie Gott, und den Erzbischof von Mainz, einen Priester fast wie ein König.

Die Revolution aber zerstörte und vernichtete nicht Rom, weil Rom nicht Grundmauern, wohl aber Wurzeln hat; Wurzeln die unaufhaltsam im Dunkeln unter Rom und unter allen Völkern hinwachsen, die das ganze Erdenrund von Ort zu Ort durchbringen, und die man zu derselben Zeit, wo sie sich in China und Japan zeigen, auch auf der andern Seite der Welt erblickt.

Der Jean de Troyes von Köln, Wilhelm von Hagen, Stadtschreiber im Jahre 1270, erzählt in seiner handschriftlichen „kleinen Chronik“, welche unglücklicher Weise während der französischen Besetzung zerrissen wurde und wovon nur einige unzusammenhängende Blätter in Darmstadt sind, daß im Jahre 1247 unter der Regierung desselben Mainzer Erzbischofes Siegfried, dessen Grabmal in der Kathedrale ein so gewaltiges Ansehen gewinnt, ein alter Astrolog Namens Mabusius als Perenmeister zum Galgen verurtheilt und um daran zu sterben nach dem Steingalgen von Lorchhausen geführt worden sei, welcher die Gränze des Erzbisthums Mainz

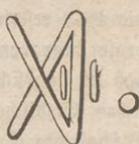
bezeichnete und einem andern Galgen gegenüber stand, welcher die Gränze des Pfalzgrafen andeutete. Als der Sterndeuter hier angelangt das Kreuz von sich wies und dabei verblieb sich einen Propheten zu nennen, fragte ihn spottend der Mönch, der ihn begleitete, in welchem Jahre die Erzbischöfe von Mainz aufhören würden? Der Alte bat, daß man ihm die rechte Hand losbinde, was auch geschah, dann hob er einen Galgennagel auf, der zur Erde gefallen war, und nachdem er sich einen Augenblick besonnen, richtete er mit diesem Nagel auf die Seite des Galgens, die nach Mainz blickt, folgendes sonderbare Polygramm ein:



(IV.)



(XX.)



(XIII.)

Hierauf übergab er sich dem Henker, während die Umstehenden über seine Thorheit und sein Räthsel lachten. Wenn man jetzt die drei geheimnißvollen Ziffern, welche der Greis geschrieben, mit einander verbindet, so erblickt man die fürchterliche Zahl: Drei und neunzig (quatrevingt-treize.)

Bemerkts muß überdieß werden, daß dieser drohende Galgen, der seit dem dreizehnten Jahrhundert auf seiner Leiste die Jahreszahl des Reichsverfalles trug, zugleich

auch die Zeit seines eigenen Verfalles enthielt. Der Galgen machte einen Theil des alten Regiments aus. Die französische Revolution hat eben so wenig die Fortdauer der Galgen als die Fortdauer der Dynastien berücksichtigt. Wie jetzt nichts mehr von Marmor ist, so ist auch nichts mehr aus Stein. Im neunzehnten Jahrhundert hat auch das Schaffot seine Majestät und Großartigkeit verloren; jetzt ist es, wie der Thron, aus Tannenholz.

Wie Aachen hatte auch Mainz nur Einen Erzbischof, einen einzigen, von Napoleon ernannten, würdigen und ehrenhaften Priester, wie man sagt, welcher von 1802 bis 1818 residirte und wie die frühern in seiner Kathedrale begraben wurde. Uebrigens muß man gestehen, daß im Angesicht jenes majestätischen Nichts der kurfürstlichen Erzbischöfe von Mainz der Hr. Louis Colmar, Bischof des Departements vom Donnersberg, ein gar ärmliches und kleines Nichts ist, in seinem rundgewölbten Grabe im Troubadour-Style, welches für die reichen Einwohner der Straße Saint-Denis das köstlichste Modell einer gothischen Penduluhr wäre, wenn man ein Zifferblatt statt eines Bischofs daran angebracht hätte. Doch hatte dieser kleine Bischof das Große an sich, daß er eine That der Revolution war und den souverainen Erzbischof vernichtete. Seit Hrn. Louis Colmar giebt es nunmehr bloß einen Bischof in Mainz, der Hauptstadt des rheinischen Pfaffen.

Ich fand auch ein arkadisches Paar brüderlicher Erzbischofe, einander gegenüber begraben, nachdem sie über dasselbe Volk geherrscht und dieselben Seelen bewacht hatten, der Eine im Jahre 1390, der Andere 1419. Johann und Adolphey von Nassau blicken in dem Schiffe der Mainzer Kirche zu einander herüber wie Adolphey und Anton von Schauenburg im Chore des Kölner Doms.

Eines der drei und vierzig Grabmäler war, wie ich bemerkte, aus dem achten Jahrhundert. Dieses Denkmal, welches keinem Erzbischof angehört, suchte ich zuerst auf und es fesselte mich lange Zeit, denn es kettete sich in meinen Gedanken an die große Grabstätte zu Aachen. Es ist das Grab Fastrada's, Gemahlin Karl des Großen. Fastrada's Grab ist eine einfache Platte aus weißem Marmor, heut zu Tage in eine Mauer eingefügt. Ich entzifferte darauf folgendes in romanischen Buchstaben und byzantinischen Abkürzungen geschriebene Epitaph:

FASTRADANA PIA CAROLI CONIVX VOCITATA
CHRISTO DILECTA IACET HOC SVB MARMORE
TECTA
ANNO SEPTENGENTESIMO NONAGESIMO QVARTO.

Hierauf folgen diese drei räthselhaften Verse:

QVEM NVMERVM METRO CLAVDERE MVSA NEGAT
REX PIE QVEM GESSIT VIRGO LICET HIC CINERESCIT
SPIRITVS HÆRES SIT PATRLE QVÆ TVRPIA NESCI.

Und darunter die Jahreszahl in arabischen Ziffern:

٧٩٤

Seit dem Jahre 794 schläft Jastrada, die zuerst in der Kirche des heiligen Alban gelegen, unter dieser Steinplatte. Tausend Jahre später, — denn die Geschichte beobachtet zuweilen bei großen Dingen eine geometrische Pünktlichkeit, — im Jahre 1794 erwachte die Gefährtin Carl des Großen aus ihrer Ruhe. Ihre alte Stadt Mainz wurde beschossen, ihre Kirche St. Alban ein Raub der Flammen, ihr Grab war offen. Man weiß nicht was zu jener Zeit mit den Gebeinen geschehen. Der Grabstein wurde in die Kathedrale überragen.

Heut zu Tage erzählt ein armer alter Schweizer mit abenteuerlicher Perücke und in einer Art von Invaliden-Uniform dieses den Besuchern.

Außer den Grabmälern, Einfassungen mit kleinen Statuen, Gemälden auf Goldgrund mit Flügelthüren, Basreliefs an den Altären, hat jede der beiden Apfiden eigenes Geräth und Einrichtung. Die alte Apfide von 978, mit zwei herrlichen byzantinischen Treppen geschmückt, rundet sich um eine prachtvolle bronzene Taufurne aus dem vierzehnten Jahrhundert. Auf der äußern Wölbung dieses großen Weibbrunnens sind die zwölf Apostel und der heilige Martin als Kirchenpatron abgebildet.

Der Deckel ward während der Beschiesung zerschmettert. Zur Zeit des Kaiserreichs, als der des guten Geschmacks, hat man das gothische Gefäß mit einer Art von Kaffe-rolle bedeckt.

Die andere Apfiss, die größere und minder alte, umgiebt, oder besser gesagt, überfüllt ein weitläufiges Gestängel von Chor aus schwarzem Eichenholz, worin der stürmische und wüthende Styl des achtzehnten Jahrhunderts sich gegen die gerade Linie mit solcher Festigkeit erhebt und empört, daß er fast zur Schönheit wird. Niemals hat dem schlechten Geschmack ein feinerer Grabstichel, eine mächtigere Phantasie, eine reichere Erfindung gebient. Vier Bildsäulen, Crescentius, der erste Bischof von Mainz im Jahre 70, Bonifaz, der erste Erzbischof im Jahre 755, Willigis, der erste Kurfürst im Jahre 1011 und Barbo, der Gründer des Domes im Jahre 1050, erheben sich ernst im Umfang des Chores und werden über dem asiatischen Thronhimmel der Erzbischöfe von der ritterlichen Gruppe des heiligen Martin mit dem Armen überragt. Am Eingang des Chores steht in dem ganzen geheimnißvollen Glanze eines hebräischen Oberpriesters Aaron, welcher den Bischof von innen, und Melchisedech, welcher den Bischof von außen vorstellt.

Der Erzbischof von Mainz vereinigte gleich den Fürstbischöfen von Worms und von Lüttich, gleich den Erzbischöfen von Köln und von Trier und gleich dem Papste,

in seiner Person das doppelte Oberprieſteramt. Er war zugleich Aaron und Melchiſedech.

Eine düſtere und ſtolze romanische Halle iſt der Capitelsaal, welcher an den Chor ſtoßt und auf prachtvollem Pompadour-Getäfel die Antitheſe der beiden großen Thürme wiederholt. Sonſt nichts als nackte Mauern, ein ſtaubiger Fußboden, durch die vielen Grabſteine hödrig, Glasreſte an den Untertheilen der Fenster, ein gemaltes Giebelfeld, den heiligen Martin, nicht als römischen Ritter, ſondern als Biſchof von Tours vorſtellend; drei große Bildereien des ſechszehnten Jahrhunderts, die Kreuzigung, die Graberhebung und die Himmelfahrt; rings um den Saal eine Steinbank für die Domherren und im Hintergrunde für den vorſitzenden Erzbischof ein breiter gleichfalls ſteinerner Sitz, der an den erſten Marmorſtuhl der erſten Päpſte mahnt, wie er noch in der Notre-Dame zu Avignon aufbewahrt wird. Tritt man aus dieſem Saale, ſo gelangt man in das Kloſter, ein Kloſter aus dem vierzehnten Jahrhundert, welches zu allen Zeiten ein ſehr ernſter Ort war und jetzt ein gar trauriger iſt. Das Bombardement von 1794 ſteht hier überall angeſchrieben. Hohe feuchte Gräſer unter welchen Geſtein, ſilbergrau vom Geiſer der kriechenden Thiere, ſchimmelt; arkadenartige Ogiven mit zertrümmerten Fenſtern; Grabſteine gleich den Fenſterſcheiben von Haubißen zerſchmettert; ſteinerne ganz gerüſtete Ritter, das Geſicht von einer Bombe zer-

schlagen und mit dieser Wunde statt des Antlitzes prangend; Lumpen einer alten Frau, die an einem Stricke trocknen; Bretterverschallungen welche hie und da die Granitmauer ersetzen; finstere Einsamkeit, tiefe Niedergeschlagenheit, nur zuweilen vom Geträchze der Raben unterbrochen, — das ist heut zu Tage das erzbischöfliche Convent von Mainz. Einer der Schichtsteine an einem Gegenpfeiler schlüpfte, von einer Kugel getroffen, durch die Gewalt des Schlages in seine Unterhöhlung hinein, ohne jedoch herabzufallen und erscheint noch fest wie die Taste eines Claviers, auf welcher ein unsichtbarer Finger ruht. Zwei oder drei traurige und schreckhafte Statuen die in einer Ecke dem Regen und Winde preisgegeben stehen, blicken schweigend in diese Trostlosigkeit hinein.

Unter den Gallerien des Klosters ist ein unbekanntes Monument, ein Basrelief aus dem vierzehnten Jahrhundert, dessen Bedeutung ich vergeblich zu ergründen suchte. Es besteht auf einer Seite aus einer Reihe angeketteter Männer in allen Stellungen der Verzweiflung; auf der andern sieht man einen Kaiser von einem Bischof begleitet und von einer Menge triumphirender Personen umgeben. Ist es Barbarossa? ist es Ludwig der Baier? ist es der Aufruhr vom Jahre 1160? ist es der Krieg derer von Mainz gegen die von Frankfurt im Jahre 1332? oder nichts von allen dem? — Ich weiß es nicht. Ich ging weiter.

Als ich aus der Gallerie treten wollte, bemerkte ich

im Schatten einen halb aus der Mauer hervortretenden steinernen Kopf, auf dem eine aus dreifachem Blumenwerk zusammengefügte Krone, wie die der Könige im elfften Jahrhunderte, ruhte.

Ich trat näher. Es waren milde und zugleich ernste Züge, eines jener Gesichter, worauf die göttliche Schönheit ausgeprägt, welche der Umgang mit großen Gedanken dem Menschenantlitz verleiht.

Darunter hatte die Hand eines Besuchers mit Kohle den Namen Frauenlob geschrieben. Ich erinnerte mich jenes Tasso von Mainz, der in seinem Leben so verläumdete, nach seinem Tode so verehrt wurde. Als Heinrich Frauenlob, ich glaube im Jahre 1318, gestorben war, wollten die Frauen von Mainz, die ihn verspottet und beleidigt hatten, seinen Sarg tragen. Diese Frauen und dieser Sarg mit Blumen und Kronen sind auf der Platte etwas tiefer als der Kopf ausgehauen. Nochmals betrachtete ich mir dieses edle Haupt. Der Bildhauer hat ihm die Augen offen gelassen. In dieser Kirche voll Grabstätten, in dieser Menge hingestreckter Fürsten und Bischöfe, in diesem entschlafenen und todtten Kloster steht nur noch der Dichter aufrecht und wacht.

Der Marktplatz, welcher die Kathedrale von zwei Seiten umgiebt, gewährt einen reichhaltigen, blumigen, und unterhaltenden Gesamteindruck. Inmitten erhebt sich ein gefälliger dreiseitiger Brunnen aus der deutschen Renaissance; ein überraschendes kleines Gedicht, welches aus

einer Anhäufung von Wappenschildern, Bischofsmützen, Flußgöttern, Najaden, Krummstäben, Füllhörnern, Engeln, Delphinen und Sirenen ein Fußgestell für die Jungfrau Maria erbaut. Auf einer der Seiten liest man den Pentameter:

Albertus princeps civibus ipse suis.

Mit etwas weniger Gutmüthigkeit, erinnert dies an die Widmung, welche der letzte Kurfürst von Trier auf den von ihm errichteten Brunnen nahe an seinem Palaste in der Neustadt von Coblenz setzen ließ: Clemens Vincelaus, elector, vicinis suis. „Seinen Mitbürgern“ klingt constitutionel; „seinen Nachbarn“ allerliebft.

Der Brunnen zu Mainz wurde von Albert von Brandenburg, der um das Jahr 1540 regierte, erbaut, dessen Grabchrift in der Kathedrale Folgendes besagt: „Albert, Cardinal-Priester zu St. Pierre-aux-Liens, Erzkanzler des heiligen Reiches, Marquis von Brandenburg, Herzog von Stettin und Pommern, Kurfürst.“ Er hat diesen Brunnen zum Gedächtniß der glücklichen Erfolge Carl des V. und der Gefangennehmung Franz des I. errichtet oder vielmehr wieder neu aufgebaut, wie es folgende Inschrift in goldenen, erst jüngst aufgefrischten Buchstaben beweist:

DIVO CAROLO V CAESARE SEMP. AUG. POST VICTORIÁ
GALLICAM REGE IP SO AD TICINŪ SVPERATO AC CAPTO
TRIVPHANTE FATALIQ. RVSTICORŪ PER GERMANIA COSPI
RATIONE PROSTRATA ALBER. CARD. ET ARCHIEP. MOG.
FONTE HVNC VETVSTATE DILAPSV AD CIVIV SVORVM
POSTERITATISQVE VSVM RESTITVI CVRAVIT.

Von der Höhe der Citadelle betrachtet, zeigt Mainz sechszehn hervortretende Dachstühle, nach welchen sich die Kanonen des deutschen Bundes freundlichst richten: die sechs Thürme der Kathedrale, zwei militairische Wachtthürme, einen Spizthurm aus dem zwölften Jahrhundert, vier flamändische Glockenthürme und endlich die Kuppel der Carmeliter, die sich dreimal wiederholt, was etwas zu viel ist. Am Abhange des Berges, welchen die Festung krönt, sitzt eine unedle Kuppel auf einer armen alten saronischen Kirche, die traurigste und demüthigste von der Welt, die sich an ein herrliches gothisches Kloster mit funkelnden Fenstern lehnt, worin die Kaiserlichen ihre Pferde aus römischen Sarkofagen tranken.

Die Schönheit der Uferbewohner des Rheins verläugnet sich auch zu Mainz nicht: nur sind die Frauenzimmer dort so neugierig wie die Flamänderinnen und zugleich wie die Elssasserinnen. Mainz ist der Verbindungspunkt, wo sich die Neugier=Spiegel von Antwerpen und die Neugier=Thürmchen von Strassburg vereinigen.

So weiß die Stadt auch ist, so hat sie doch stellenweise ihr ehrwürdiges Aussehen als Handelsstadt der rheinischen Hanfa bewahrt. Noch liest man über den Thoren: Pro celeri mercaturae expeditione. In zwei oder drei Jahren wird man dort vielleicht lesen: Roulage accéléré.

Uebrigens bewegt ein mächtiges Leben, das vom Rheine kommt, diese Stadt. Sie ist nicht weniger mit

Masken umgeben, nicht weniger von Baarenballen umlagert und nicht weniger geräuschvoll als Köln. Man geht, spricht, stößt, schiebt, langt an, reißt ab, kauft, verkauft, schreit, singt, kurz man lebt in allen Vierteln, in allen Häusern, auf allen Straßen. Des Nachts schweigt dieses übermäßige Geseummel, und man vernimmt nichts in Mainz als das Gemurmel des Rheines und das ewige Gebrause der sieben Wasser-mühlen, welche an den überflutheten Pfeilern der Brücke Carl des Großen angebunden sind.

Was auch die Congresse gethan haben, oder besser gesagt, aus Grund dessen was die Congresse gethan, die Leere welche in Mainz nach der dreifachen Herrschaft der Römer, der Erzbischöfe und Franzosen zurückgeblieben, ist nicht ausgefüllt. Kein Mensch ist hier recht zu Hause. Der Großherzog von Hessen regiert hier nur dem Namen nach. Auf seiner Beste Castel kann er lesen: *Cura confederationis conditum*; und er kann einen weißen und einen blauen Soldaten, das heißt Oesterreich und Preußen, Tag und Nacht das Gewehr im Arm vor seiner Festung Mainz spazieren gehen sehen. Auch Preußen und Oesterreich fühlen sich hier nicht heimisch: sie sind sich wechselseitig zur Last und stoßen sich mit den Ellenbogen. Offenbar ist dies nur ein provisorischer Zustand. In der Mauer der Citadelle giebt es eine Ruthe, halb in den Wall aufgenommen, eine Art verkrümmelten Säulenfußes, welchen man noch jetzt den *Ablerstein* nennt.

Das ist das Grab des Drusus. Fürwahr ein Adler, ein kaiserlicher Adler, ein furchtbarer und allgewaltiger Adler saß hier während sechszeihundert Jahren und verschwand dann. Im Jahre 1804 erschien er wieder, im Jahre 1814 flog er von neuem davon. Heut, zur selben Stunde worin wir leben, steht Mainz am Horizont von der Seite Frankreichs einen schwarzen Punkt der größer wird und näher kommt. Das ist der Adler der wiederkehrt.

Vier und zwanzigster Brief.

Frankfurt am Main.

Mainz, September.

Ich war an einem Samstag in Frankfurt. Es währte lange Zeit, daß ich auf gut Glück herumgehend mein altes Frankfurt in einem Labyrinth weißer überaus häßlicher Häuser und ungemein schöner Gärten suchte, als ich plötzlich an dem Eingange einer sonderbaren Straße ankam. Zwei lange parallele Reihen schwarzer, düsterer, hoher, unheimlicher Häuser, die fast alle gleich sind, aber doch unter sich jene leichten Unterscheidungszeichen äh-

licher Dinge haben, welche die gute Zeit der Baukunst bezeichnen; zwischen diesen dicht angränzenden und gleichsam in Angst gegeneinander gedrängten Häusern eine schmale, dunkle, schnurgerade Straße; nichts als kleine Pförtchen, über welchen sonderbar verwirrtes Eisengitter, und alle Ausgänge geschlossen; in den ebenerdigen Geschossen Fenster mit dichten eisernen Fensterladen, die gleichfalls geschlossen; in den obern Stockwerken vorragende hölzerne Bordentheile, von eisernen Stangen gehalten; dumpfes Stillschweigen, kein Gesang, keine Stimme, kein Athemzug, zuweilen das unterdrückte Geräusch von Schritten im Innern der Häuser; an den Thüren vergitterte Gucklöcher, die halb aufgelehnt in finstere Gänge blicken lassen; überall Staub, Asche, Spinnengewebe, wurmfichiges Einsinken und ein mehr gefünkeltes als wirkliches Elend; auf den Facaden der Häuser ruht ein Ausdruck von Angst und Furcht; ein oder zwei Vorübergehende in der Straße betrachteten mich mit sichtbarem Mißtrauen; an den Fenstern der obern Geschosse erschienen verstoßen schöne gepuzte junge Mädchen von brauner Gesichtsfarbe und steifen Zügen, oder es lehnten alte Weiber mit Habichtsnasen und übermäßigem Kopfschuß regungslos und bleich hinter den Glasscheiben; in den Hausgängen Haufen von Ballen und Waaren; eher Besten als Häuser, eher Höhlen als Besten und eher Gespenster als vorübergehende Menschen. — Ich war in der Judengasse und zwar an einem Sabbath.

In Frankfurt giebt es noch Juden und Christen; ächte Christen welche die Juden verachten, und ächte Juden welche die Christen hassen. Von beiden Seiten verwünscht und fliebt man sich. Unsere Civilisation, welche alle Ideen im Gleichgewichte hält und jeden Zorn sorgfältig unterdrückt, begreift freilich diese verwünschenden Blicke nicht, welche Unbekannte sich zuwerfen. Die Juden von Frankfurt leben in ihren trübseligen Häusern und ziehen sich in die Hinterhöfe zurück, um dem Athem der Christen auszuweichen. Es sind zwölf Jahre her, da hatte die Judengasse, welche im Jahre 1662 wieder aufgebaut und etwas erweitert worden, an ihren beiden Ausgängen noch eiserne Thore mit Querstangen und Wiederlagen für innen und außen. Wenn es Nacht wurde, so gingen die Juden hinein und die beiden Thore schlossen sich. Man verriegelte sie von außen wie Verpöfete, und sie verschanzten sich von innen wie Belagerte.

Die Judengasse ist keine Gasse, sie ist eine Stadt in der Stadt.

Als ich aus der Judengasse herauskam, fand ich die alte Stadt. Jetzt erst hielt ich meinen Einzug in Frankfurt.

Frankfurt ist die Stadt der Karyatiden. Ich habe noch nirgends so viele Colosse als Lastträger gesehen wie in Frankfurt. Es ist unmöglich Marmor, Stein, Bronze und Holz in rauherer Erfindung und größerem Wechsel

arbeiten, winseln und heulen zu lassen. Nach welcher Seite man sich immer wendet, so sind es arme Figuren aller Weltabschnitte, aller Style, aller Geschlechter, jeden Alters und jeder erdenklichen Erscheinung, die sich winden und jämmerlich seufzen unter ungeheuern Gewichten. Gehörnte Satyre, Nymphen mit flamändischen Busen, Zwerge, Riesen, Sphynxe, Drachen, Engel und Teufel, kurz ein ganzes unglückseliges Volk übernatürlicher Wesen, von einem Zauberer, der frech in alle Mythologien zugleich hinein sündigte, zusammengerafft, in versteinerte Gehäuse gebannt und so unter Gesimse und Tragbalken geschmiedet und mit dem halben Körper ins Gemäuer hineingezwängt. Die Einen tragen Balkone, die Andern Thürmchen, die meist Beladenen ganze Häuser. Andere erhöhen auf ihren Schultern irgend einen übermüthigen Bronze-Neger, mit einem Kleide aus vergoldetem Blech angethan, oder einen übermäßig großen römischen Kaiser aus Stein im Prachtgewande Ludwig des XIV., mit seiner großen Perücke, seinem weiten Mantel, Lehnstuhl und Estrade, mit dem Credenztisch worauf seine Krone, mit seinem Thronhimmel in langen Blättern und reichen Falten: eine colossale Maschine, die einen Audran'schen Kupferstich in erhabener Arbeit aus einem großen Steine von zwanzig Fuß Höhe wiedergiebt. Diese außerordentlichen Monumente sind Wirthshauschilder. Unter solchen titanischen Lasten beugen sich die Karyatiden in allen Stellungen der Wuth, des Schmerzes und der Erschö-

pfung. Diese neigen den Kopf, jene werfen ihn halb zurück, andere stämmen die gekrampfsten Hände auf die Hüften, oder drücken sie gegen die aufgeblähte Brust, die fast zerspringen will; da giebt es verachtende Hertuleffe, welche ein sechsstöckiges Haus mit einer Achsel stützen und die Faust der andern Hand dem Volke weisen. Da sieht man betäubte bucklige Vulkane die sich mit ihren Anien helfen, oder unglückliche Syrenen, deren Schuppenschwanz sich an den Bindesteinen gräßlich zerschmettert; dort erblickt man erbitterte Chimären, die sich wüthend unter einander verbeißen; die Einen weinen, die Andern lachen bitter, die Dritten schneiden den Vorübergehenden fürchterliche Gesichter. Ich bemerkte, daß viele Kneipstuben, die vom Gläsergetlinge wiederhallen, als Ueberhang auf Karyatiden ruhen. Es scheint daß es Geschmack der alten freien Bürger Frankfurts gewesen ihre Schmausereien von geduldigen Statuen tragen zu lassen.

Das fürchterlichste Ereigniß, welches Frankfurt treffen könnte, wäre weder die Invasion der Russen, noch der Einbruch der Franzosen, weder der europäische Krieg, der durch das Gebiet zöge, noch die alten Bürgerkriege welche neuerdings die vierzehn Quartiere der Stadt zerstörten, weder der Typhus noch die Cholera, — sondern das Erwachen, das Losbrechen und die Rache der Karyatiden.

Eine der Merkwürdigkeiten Frankfurts, die aber wie ich besorge bald verschwinden wird, ist seine Schlacht-

bank. Sie nimmt zwei alte Gassen ein. Es ist nicht möglich, ältere und schwärzere Häuser sich über üppigere Haufen frischen Fleisches beugen zu sehen. Ich weiß nicht welche efluftige Heiterkeit auf diesen sonderbar gedeckten und behauenen Facaden ruht, deren Untergeschoß wie ein tiefer weit offener Schlund unzählige Ochsen- und Schöpsenviertel zu verschlingen scheint. Blutige Metzger und rofige Metzgerinnen plaudern ganz anmuthig unter den Guirlanden von Hammelfleisch. Ein rother Bach, dessen Farbe durch zwei spülende Brunnen kaum gedämpft wird, fließt und raucht inmitten der Straße. Als ich durchkam, war sie eben voll schrecklichen Lärmens. Unerbittliche Schlachtknechte mit Herodes-Figuren richteten eben ein Blutbad unter Spanferkeln an. Die Mägde mit ihren Körben am Arme lachten zu diesem Geschrei. Es giebt lächerliche Regungen, die man nicht sehen lassen soll; indessen gestehe ich, daß wenn ich gewußt hätte, was mit einem armen kleinen Milchferkel machen, welches ein Metzgerknecht an den hintern Füßen vor mir hertrug und welches nicht schrie, weil es nicht ahnte was mit ihm geschehen sollte, ich es gekauft und gereitet hätte. Ein liebliches kleines Mädchen von vier Jahren, die, wie ich, es mitleidig ansah, schien mich mit den Augen darum zu bitten. Ich that nicht was dieses liebe Auge von mir verlangte, ich gehorchte diesem holden Blicke nicht, und ich mache mir Vorwürfe darüber. — Ein stolzes großartiges Schild, von einer eisernen Stütz-

stange gehalten, das schönste und reichste von der Welt, alle Geräthe und Insignien der Metzgerzunft aufweisend und mit der kaiserlichen Krone geschmückt, überragt und vollendet diese prachtvolle Schinderei, würdig im Mittelalter und in Paris zu sein, vor welcher dann gewiß Calatagirone im fünfzehnten Jahrhundert und Nabelais im sechszehnten erstaunt gewesen wären.

Von der Schlachtbank kommt man auf einen mäßig großen Platz, der Flanderns würdig und selbst nach dem Altenmarkt in Brüssel gerühmt und bewundert zu werden verdient. Es ist einer jener ungleich viereckigen Plätze, um den sich alle Style und alle Launen der bürgerlichen Baukunst des Mittelalters und der Renaissance, in Muster-Häusern aufgestellt, erheben, woran das Schmuckwerk nach Zeit und Geschmack in verschwenderischer Anpassung alles angewendet hat, den Schiefer wie den Stein, das Blei wie das Holz. Jeder Borderteil hat seinen Werth für sich und trägt zugleich zu der Zusammenstellung und Uebereinstimmung des ganzen Platzes bei. Zu Frankfurt wie zu Brüssel verderben zwei oder drei neue Häuser vom einfältigsten Aussehen, die hier wie zwei oder drei Dummlinge in einer geistreichen Gesellschaft erscheinen, den Gesamteindruck des Platzes und erhöhen die Schönheit der nachbarlichen alten Häuser. Ein merkwürdiger alter Bau des fünfzehnten Jahrhunderts, welcher, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, aus dem Schiff einer Kirche und der Warte eines Stadt-

hauses zusammengesetzt ist, füllt mit seinem herrlichen und zierlichen Risse eine der Seiten des Vierecks. Gegen die Mitte des Platzes erheben sich an zwei verschiedenen Stellen, die offenbar in gar keiner symmetrischen Beziehung stehen, zwei Brunnen gleich zwei lebenden Büschen, der eine aus der Renaissance der andere aus dem achtzehnten Jahrhundert. Auf diesen beiden Brunnen begegnen und trogbiten sich durch einen sonderbaren Zufall Minerva und Judith, jede auf dem Gipfel ihrer Säule, das homerische und das biblische Mannweib, die eine mit dem Medusen-, die andere mit dem Holofernes-Haupte.

Judith, schön, hochmüthig und reizend, von vier Ruhm=Syrenen umgeben, welche zu ihren Füßen in die Trompeten stoßen, ist eine heroische Tochter der Renaissance. Sie hat nicht mehr das Haupt des Holofernes, welches sie in der linken Hand emporhielt, aber sie hält in ihrer Rechten noch das Schwert und ihr Kleid erhebt sich, vom Winde getragen, bis über ihr marmornes Knie und läßt den feinen festen Fuß in der stolzeften Wendung sehen, die man denken kann.

Einige Erklärer geben vor, daß diese Bildsäule die Gerechtigkeit vorstelle, die nicht das Haupt des Holofernes, sondern eine Wage in der Hand gehalten habe. Ich glaube es nicht. Eine Gerechtigkeit die in der Linken die Wage und in der Rechten das Schwert hielte, wäre die Ungerechtigkeit. Uebrigens steht es der Ge-

rechtigkeit nicht zu, so hübsch und so hoch aufgeschürzt zu sein.

Gegenüber dieser Bildsäule erheben sich mit ihrem schwarzen Zifferblatte und ihren fünf düstern Fenstern von ungleicher Höhe die drei neben einander stehenden Giebel des Römers.

In diesem Römer wurden die Kaiser gewählt; auf diesem Plage wurden sie ausgerufen.

Auf demselben Plage wurden und werden noch die zwei berühmten Frankfurter Messen gehalten: die September-Messe im Jahre 1240 durch den Hochgeleitsbrief Friedrich des II., und die Oster-Messe im Jahre 1330 von Ludwig dem Baier gegründet. Die Messen haben die Kaiser und das Reich überlebt.

Ich ging in den Römer.

Nachdem ich lange, ohne eines Menschen ansichtig zu werden, herumgeirrt in einer großen gewundenen Unterhalle, oval gewölbt und mit Neshütten angeräumt, dann auf einer breiten Geländertreppe von Ludwig dem XII., mit schlechten Bildern ohne Rahmen umhängen, dann in einem Gewirre von Corridors und dunklen Stufengängen, nachdem ich vergeblich an allen Thüren geklopft, fand ich endlich eine Magd, die auf das Wort „Kaisersaal“ einen Schlüssel von einem Nagel in der Küche nahm und mich in den Saal der Kaiser führte.

Das gute lächelnde Mädchen geleitete mich zuerst durch das Wohnzimmer der Kurfürsten, welches jetzt, wie ich

glaube zu den Sitzungen des hohen Senates der Stadt Frankfurt verwendet wird. Hier war es, wo die Kurfürsten oder ihre Abgeordnete unter sich den Kaiser und römischen König bestimmten. Auf einem Lehnstuhl zwischen den zwei Fenstern führte der Erzbischof von Mainz den Vorsitz. Dann kamen rings um einen großen mit gelbem Leder überzogenen Tisch der Ordnung nach, jeder unter seinem am Plafond gemalten Wappenschilder, zur Rechten des Erzbischofs von Mainz, Trier, Böhmen und Sachsen; zu seiner Linken Köln, die Pfalz und Brandenburg; ihm gegenüber Braunschweig und Baiern. Der Besucher fühlt hier den Eindruck welchen einfache Dinge ausüben, die Großes bedeuten, wenn er das rohe und staubige Leder dieses Tisches, woran die deutschen Kaiser gemacht wurden, besieht und anrührt. Uebrigens ist, mit Ausnahme des Tisches, der in den angränzenden Saal gebracht worden, das Wahlzimmer heut zu Tage noch in demselben Zustande wie in dem siebenzehnten Jahrhundert. Die neun Schilder an der Saaldecke umgeben eine schlechte Freske, eine rothe Damast-Tapete, Anlege-Leuchter aus versilbertem Kupfer, Ruhmgöttinnen vorstellend, ein großer Spiegel mit gewundenen Rahmenstäbchen, welchem gegenüber im vorigen Jahrhundert ein Bildniß Joseph des II. in Lebensgröße angebracht wurde; gegenüber der Thüre ein Bildniß jenes letzten der Entföhrne Carl des Großen, der im Jahre 910, als er die Regierung antrat, starb, und den die Deut-

ſchen „das Kind“ nennen. Sonſt nichts. Das Ganze iſt ſtreng, ernſt, ruhig und giebt mehr zu denken als zu ſchauen.

Nach dem Wahlzimmer beſuchte ich den Kaiſerſaal.

Im vierzehnten Jahrhundert faſten die lombardiſchen Kaufleute, von denen dem Römer ſein Name verblieb und die darin ihre Läden aufgeſchlagen hatten, den Gedanken, den großen Saal mit Niſchen auszumauern zu laſſen, worin ſie ihre Waaren auslegen konnten. Ein Baumeiſter, deſſen Name verloren ging, maß den Umfang des Saales und brachte darin fünf und vierzig Niſchen an. Im Jahre 1564 wurde Maximilian der II. zu Frankfurt erwählt und dem Volke vom Balkone dieſes Saales gezeigt, welcher von nun an der Kaiſerſaal hieß und zur Ausrufung der Kaiſer verwendet wurde. Jetzt dachte man daran, ihn zu ſchmücken, und der erſte Gedanke war, in den rings herumlaufenden Niſchen des Saales die Bildniſſe der deutſchen Kaiſer, die ſeit der Erlöſchung des Namens Carl des Großen erwählt und gekrönt worden, aufzuſtellen und für die künftigen Kaiſer die übrigen Niſchen zu bewahren. Seit Konrad dem I. im Jahre 911 bis Ferdinand den I. im Jahre 1556 waren allein ſechs und dreißig Kaiſer zu Aachen gekrönt worden. Den neuen römischen König hinzugerechnet, blieben nur noch acht leere Niſchen für die Zukunft. Das war ſehr wenig. Die Sache wurde indeſſen doch ausgeführt und man nahm ſich vor, den Saal zu er-

weitem, sobald die Nothwendigkeit einträte. Die Fesler füllten sich nach und nach zu etwa vier Kaiser in einem Jahrhundert. Im Jahre 1764 als Joseph der II. den Kaiserthron bestieg, blieb nur noch ein leerer Platz. Man dachte neuerdings an die Verlängerung des Kaiserstaals, und den Fächern, welche vor fünfhundert Jahren der Baumeister der lombardischen Kaufleute eingerichtet, neue anzureihen. Im Jahre 1794 nahm Franz der II. der fünf und vierzigste römische König das fünf und vierzigste Fach ein. Es war die letzte Nische und er der letzte Kaiser. Als der Saal voll war, endete das deutsche Reich.

Jener unbekante Baumeister war das Schicksal; dieser geheimnißvolle Saal mit fünf und vierzig Zellen ist die deutsche Geschichte selbst, welche nach Aufhören des Stammes Carl des Großen nicht mehr als fünf und vierzig Kaiser aufweisen sollte.

In diesem länglichen, großen, kalten, fast dunklen Saale, in einer Ecke mit Ausschuß-Geräthen angefüllt, worunter ich den Ledertisch der Kurfürsten erblickte, auf seiner östlichen Seite von den fünf schmalen ungleichen Fenstern kaum erhellt, welche im Sinne des äußern Siebels pyramidalisch aufsteigen; zwischen vier hohen mit erloschenen Fresken bedeckten Mauern, unter einer Holzwölbung mit einst vergoldeten Rippen; einsam in einem Hellbunkel, welches der herannahenden Vergessenheit ähnlich sieht; grob gemalt und als Erzbüsten abge-

bildet, deren Gefelle die beiden Daten, welche ein Reich eröffnen und schließen, aufweisen; die Einen mit Lorbeerkränzen wie römische Kaiser, die Andern mit deutschen Diademen geschmückt, — blicken hier schweigend jeder in seiner düstern Höhlung, zu einander herüber: die drei Konrade, die sieben Heinrichs, die vier Otto's, der einzige Lothar, die vier Friedrichs, der einzige Philipp, die zwei Rudolphe, der einzige Adolph, die zwei Albrechte, der einzige Ludwig, die vier Carle, der einzige Wenzel, der einzige Robert, der einzige Sigmund, die zwei Maximiliane, die drei Ferdinande, der einzige Mathias, die zwei Leopolde, die zwei Josephs, die zwei Franze; die fünf und vierzig Schatten, welche in neun Jahrhunderten von 911 bis 1806 die Weltgeschichte durchschritten, das Schwert des heiligen Petrus in einer und die Weltkugel Carl des Großen in der andern Hand.

Gegenüber den fünf Fenstern fast an der Deck-Wölbung schwärzt und schuppt sich ein mittelmäßiges Gemälde, das Urtheil Salomo's vorstellend.

Wenn die Kurfürsten endlich über die Wahl des Kaisers einig waren, versammelte sich der Senat von Frankfurt in diesem Saale; die Bürger nach den vierzehn Stadtquartieren in vierzehn Abtheilungen gesondert, schauerten sich unten auf dem Platze. Alsdann gingen die fünf Fenster des Kaisersaales im Angesicht des Volkes auf. Das mittlere größte Fenster war mit einem

Thronhimmel geschmückt und blieb leer. An dem mitt-
leren der rechten Seite, wovor ein Balkon an dem ich
das Mainzer Rad bemerkte, erschien der Kaiser allein,
im großen Costume, die Krone auf dem Haupte. Zu
seiner Rechten hatte er in dem kleinen Fenster die drei
Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln. An den beiden
andern Fenstern, links von dem großen leeren, standen
in dem mittleren Böhmen, Baiern und die Pfalz, in
dem kleinen Sachsen, Braunschweig und Brandenburg.
Auf dem Plage vor dem Römer inmitten eines großen
leeren von Wachen umgebenen Vierecks war ein großer
Haufen Hafers aufgeschüttet, dann sah man eine Urne
voll Gold- und Silberstücken, einen Tisch worauf ein
silbernes Waschbecken und ein vergoldeter Pokal und
einen anderen, worauf ein ganzer gebratener Dhs. In
dem Augenblick wo der Kaiser erschien, ertönten die
Trompeten und Cimbeln, und der Erzmarshall des hei-
ligen Reichs, der Erzkanzler, der Erzmundschent, der
Erzschatzmeister und der Erzvorschneider betraten mit
ihrem Gefolge den untern Raum. Unter Freudengeschrei
und Fanfaren stieg der Erzmarshall zu Pferde bis an
den Sattelgurt in den Hafer hinein und füllte ein silber-
nes Maas damit an; der Erzkanzler nahm das Wasch-
becken vom Tische; der Erzmundschent füllte den Pokal
mit Wein und Wasser; der Erzschatzmeister fakte Mün-
zen aus der Urne und warf sie mit vollen Händen un-
ter das Volk; der Erzvorschneider schnitt ein Stück von

dem gebratenen Dshen ab. In diesem Augenblick erhob sich der Großreferendar des Reiches, rief mit lauter Stimme den neuen Kaiser aus und verlas die Eidesformel. Wann er damit geendet, antwortete der Senat in dem Saale und die Bürger auf dem Plage mit einem feierlichen: Ja. Während der Eidesformel hatte der neue Kaiser, der ohnedies schon fürchtbar aussah, die Krone abgethan und hielt das Schwert in der Hand.

Vom Jahre 1564 bis 1794 sah dieser Platz, um den sich heut zu Tage Niemand kümmert und der jetzt verlassen ist, neunmal diese majestätische Herrlichkeit.

Die Großwürden des Reichs waren von den Kurfürsten erblich erworben und wurden durch Abgeordnete bestellt. Im Mittelalter hielten es die Staaten zweiten Ranges für eine besondere Ehre und für sehr staatsklug die Erzämter bei den beiden Reichen zu bekleiden, welche das römische Reich ersetzten. Jeder Fürst strebte nach dem Kreismittelpunkt des ihm nächstgelegenen Kaiserthums. Der König von Böhmen war Erzmundschenk des deutschen, und der Doge von Venedig Obrist der Leibgarde des orientalischen Kaiserreichs.

Nach der Ausrufung im Römer kam die Krönung in der Stiftskirche.

Ich folgte dem Festgange. Aus dem Kaisersaal ging ich in den Dom.

Die Bartholomäus-Stiftskirche von Frankfurt besteht aus einem zweifachen sich durchkreuzenden Schiffe des

vierzehnten Jahrhunderts, welches ein schöner, aber leider unvollendeter Thurm des fünfzehnten überragt. Kirche und Thurm sind aus schönem rosenrothen Sandstein, welcher durch die Zeit schwarz und rostig geworden. Nur das Innere ist angemörtelt.

Wieder eine belgische Kirche! Weiße Mauern, keine Glasmalereien, reiches Geräth an Altären, mit Bildnereien, übermalten Grabmälern, Gemälden und Basreliefs. In den Schiffen ernste Marmor-Ritter, schnurrbärtige Bischöfe aus den Zeiten Gustav Adolpys mit Köpfen wie die Landsknechte, bewunderungswürdige Thürmchen aus Stein, von Feen ausgehöhlt, prachtvolle Kupferleuchter, die an die Lampe des Alchymisten von Mieris erinnern, ein Christus im Grabe im vierzehnten Jahrhundert gemalt, eine Jungfrau auf dem Sterbebette im fünfzehnten gemeißelt. Im Chor interessante Fresken, gräßliche mit dem heil. Bartholomäus, liebliche mit der heil. Magdalena; ein rohes und wildes Getäfelwerk, etwa um das Jahr 1400 entstanden; Holzbildnereien und Fresken von dem Ritter Ingelheim geschenkt, der sich in einer Ecke als Kniestück malen ließ und Gold mit rothen Sparren trug. An den Wänden eine vollständige Sammlung jener sonderbaren, der deutschen Ritterschaft eigen thümlichen Pickelhauben und furchtbaren Helme, an Nägeln aufgehangen wie eine Batterie von Pfannen und Schaumlöffeln. Zunächst der Thüre eines jener ungeheuern Uhrwerke, welche ein Haus von zwei Stockwer-

XIX.

fen, ein Buch von drei Bänden, ein Gedicht von zwanzig Gefängen, eine Welt sind. Zu oberst breitet sich auf einem geräumigen flamändischen Felde das Zifferblatt des Tages aus; darunter in einer Art von Höhle, worin sich im Dunkel eine bunte Menge großer Fäden bewegen, die man für die Füllhörner riesiger Insekten halten könnte, glänzt geheimnißvoll das Zifferblatt des Jahres. Oben rücken die Stunden, unten die Jahreszeiten vor. Die Sonne in ihrem Kranze goldener Strahlen, der Mond weiß und schwarz, die Sterne auf blauem Grunde, drehen sich in verwickelten Wendungen, welche an der andern Seite der Uhr eine Gruppe kleiner Bildwerke bewegen und verschieben, in denen Knaben Schlittschuh laufend, Greise sich wärmend, Bauern Getraide mähend, und Schäferinnen Blumen pflückend dargestellt sind. Jedesmal wenn der Zeiger eine Ziffer berührt, öffnen oder schließen sich Thüren über der Uhr und geharnischte Puppen mit Hämmern treten heraus und hinein und klopfen an der Glocke die Stunde in eigenthümlichen Pyrrhichien. Alles das lebt, pocht und knurret in dem Kirchen-Gemäuer mit einem Getöse, wie es etwa ein Pottfisch, in dem großen Heibelberger-Faß eingeschlossen, machen würde.

Die Stiftskirche besitzt eine bewunderungswürdige Kreuzigung von Van Dyck. Albrecht Dürer und Rubens haben jeder ein Gemälde hier, einen Christus auf den Knien der Jungfrau. Der Stoff ist anscheinend der-

selbe, die beiden Bilder aber sind sehr verschieden. Rubens setzte auf die Kniee der göttlichen Mutter ein Jesuskind, Albrecht Dürer legte einen gekreuzigten Christus dahin. Nichts gleicht der Anmuth des ersten Bildes, wenn nicht die bange Angst des zweiten. Jeder der beiden Maler folgte seinem Genie. Rubens wählte das Leben, Albrecht Dürer den Tod.

Ein anderes Bild, worauf Schmerz und Anmuth gemischt, ist eine kostbare Malerei auf Leder aus dem sechszehnten Jahrhundert, welche das Innere des Grabgewölbes der heil. Cäcilia darstellt. Den Rahmen bilden die Hauptmomente aus dem Leben der Heiligen. In der Mitte unter einer düstern Todengruft liegt die Heilige der Länge nach und auf dem Gesichte in ihrem goldenen Kleide und mit der Beilwunde am Halse, eine rothgefärbte Wunde, die einem lieblichen Munde ähnlich sieht, den man knieend küssen möchte. Es scheint als sollte man die Stimme der heiligen Tontünflerin erwachen und singen hören *por la boca de su herida* (mit dem Munde ihrer Wunde). Unter diesem offenen Sarge steht Folgendes in goldenen Buchstaben: *En tibi sanctissimae virginis Ceciliae in sepulchro jacentis imaginem, prorsus eodem corporis situ expressam.* Im sechszehnten Jahrhundert ließ auch wirklich ein Paps, ich glaube Leo der X., das Grab der heil. Cäcilia öffnen, und dieses Gemälde ist, wie man sagt, nur ein Abbild des wunderbaren Leichnams.

In der Mitte der Stiftskirche, am Eingang zum Chore, an dem Punkt wo sich Schiff und Transept schneiden, wurden seit Maximilian dem II. die Kaiser gekrönt. In einer Ecke des Transepts sah ich umhüllt von einem Sacke aus grauem Papier, der ihr die Gestalt eines Fallhutes gab, die übermäßig große hölzerne mit Gold belegte Krone der Kaiser, die über ihren Häuptern während der Ceremonie aufgehangen wurde, und erinnerte mich dabei, daß ich vor zwei Jahren die lilienbesetzte Tapete von der Krönung Carl des X. gerollt, mit Bindfaden gebunden und gleicher Weise verpackt auf einem Schubkarren unter dem Dachwerk der Kathedrale von Reims gesehen hatte. Zur rechten Seite der Stelle wo die Kaiser gekrönt wurden, entwickelt das gothische Gestäfel folgende Anzüglichkeit in Eichenholz: Der geschnidene heilige Bartholomäus trägt seine Haut über dem Arme und blickt mit Verachtung nach dem Teufel an seiner Linken, der auf einer prachtvollen Pyramide von Bischofsmützen, Diademen, Helmen, Tiaren, Zeptern, Schwertern und Kronen sitzt. Etwas weiter hin konnte der neue Kaiser hinter einer Tapetenwand, die man wohl absichtlich darüber hing, aufrecht an der Wand, im Dunkel wie eine unheimliche Erscheinung, jenes feinerne Gespenst des unglücklichen Pseudo-Kaisers Günther von Schwarzburg sehen, Berhängniß und Haß in den Augen, mit einem Arme das Schild mit dem kriechenden Löwen, mit dem andern den kaiserlichen Helm haltend: ein stol-

zes schreckliches Grabmal, welches zweihundert und dreißig Jahre lang der Thronbesteigung der Kaiser beigewohnt und dessen granitene Traurigkeit alle die Feste mit gemalter Pappe und vergoldetem Holze überlebt hat.

Ich wollte den Thurm besteigen. Der Glöckner der mich in der Kirche herumgeführt und kein Wort französisch versteht, verließ mich an den ersten Stufen der Wendeltreppe und ich ging allein hinauf. Oben angekommen fand ich die Treppe mit einem Quergebälke, woran eiserne Spitzen, verrammelt; ich rief, Niemand antwortete; endlich faßte ich den Entschluß, das Bollwerk einzutreten. Das Hindernis wich und ich befand mich auf der Plattform des Pfarrthurmes. Ueber meinem Haupte freundlicher Sonnenglanz; zu meinen Füßen die ganze Stadt, links der Römerberg, rechts die Zudengasse gleich einer langen unbiegsamen schwarzen Gräte zwischen weißen Häusern, da und dort ein paar Hauben alter aber wenig schadhafter Kirchen, zwei oder drei hohe Warten mit Thürmchen besetzt und mit dem Frankfurter Adler in Stein geschmückt, und im Grund des Horizonts, wie durch ein Echo, durch die drei oder vier alten Wachtthürme wiederholt, welche ehemals die Gränzen des kleinen Freistaates bezeichnen; hinter mir der Main, ein Silbertuch mit goldenen Streifen, den Strichen der Schiffe; die alte Brücke, die Dächer von Sachsenhausen und die röthliche Mauer des alten deutschen Hauses; rings um die Stadt eine dichte Einfassung von

Bäumen; hinter diesen Bäumen ein großes Kreisrund von Wiesen und bebauten Feldern, welche von den blauen Höhen des Taunus eingeschlossen werden. Während ich, ich weiß es selbst nicht welchen, Traum träumte und an dem Stumpfe des Thurmes lehnte, kam Gewölke herbei und rollte, vom Winde gejagt, am Himmel hin, breite Risse von Azur bald bedeckend bald entblößend, wobei große Streifen von Licht und Schatten auf die Erde fielen. Die Stadt mit diesem Horizont war herrlich. Die Landschaft ist nie schöner als wenn sie ihr Tigerfell anlegt. — Ich glaubte mich allein auf dem Thurme und wäre den ganzen Tag dort geblieben. Plötzlich ließ sich ein kleines Geräusch neben mir vernehmen; ich wandte den Kopf, es war ein ganz junges Mädchen von etwa vierzehn Jahren, die halb aus einer Dachlücke vorgebeugt, mich lächelnd ansah. Ich wagte einige Schritte, ging um eine Ecke des Pfarrthurms, daran ich noch nicht vorbeigekommen, und ich befand mich in der Mitte der Thurbewohner. Hier lebt eine ganze kleine friedliche und glückliche Welt. Das junge Mädchen strickt, eine alte Frau, wahrscheinlich ihre Mutter, spinnt am Rade; Tauben girren, auf den Wetterfahnen sitzend; ein gastfreundlicher Affe streckt die Pfote aus seinem kleinen Käfig heraus; die Gewichte des großen Uhrwerks steigen hier mit dumpfem Geräusch auf und nieder, um Marietten in der Kirche zu bewegen, in welcher Kaiser gekrönt wurden; man denke sich zu Allen dem noch die

tiefe Stille eines hohen Ortes, welche aus dem Geflüster des Windes, aus den Strahlen der Sonne und aus dem Reiz der Landschaft besteht, und, nicht wahr? das Ganze ist rein und reizend. — Aus der alten Glockenkammer hat sich das Mädchen ihr Stübchen gemacht; dort steht ihr Bettlein im Schatten, dort singt sie wie die Glocken sanften, aber mit viel sanfterer Stimme, für sich und den lieben Gott allein. Aus dem einen der unvollendeten Thürme hat die Mutter den Herd mit dem kleinen Feuer der Wittve gemacht, worauf ihr ärmlicher Topf siedet. So ist die Höhe des Pfarrthurms von Frankfort. Wie und warum diese Ansiedelung darauf ist und was sie dort macht? ich weiß es nicht, aber ich bewundere es. Diese stolze Kaiserstadt, die so viele Kriege bestanden, die so viele Kugeln ausgehalten, die so viele Cäsaren auf den Thron gesetzt, deren Mauern wie eine Rüstung waren, deren Adler in seinen zwei Fängen Diademe hielt, welche der österreichische Adler auf seine zwei Köpfe setzte, — ist heut zu Tage beherrscht und gekrönt von dem bescheidenen Herde einer alten Frau, aus welchem ein wenig Rauch aufsteigt.

Fünf und zwanzigster Brief.

Der Rhein.

Mainz, 1. Oktober.

Ein Bach kömmt aus dem Toma-See am östlichen Abhange des Gotthard; ein anderer Bach entspringt aus einem andern See am Fuße des Lufmanierbergs; ein dritter Bach rieselt von einem Gletscher und steigt mitten durch Felsen eine Höhe von tausend Toisen herab. Fünfzehn Stunden weit von ihren Ursprüngen fließen diese Bäche in ein gemeinschaftliches Bett bei Reichenau. Hier vermengen sie sich. Bewundern Sie es nicht, mein Freund, auf welche mächtige und einfache Weise die Vorsehung große Dinge erzeugt? Drei Hirten begegnen sich, es giebt ein Volk; drei Bäche begegnen sich, es giebt einen Strom.

Das Volk wird geboren am 17. November 1307, in der Nacht, am Ufer eines Sees, wo die drei Hirten sich die Hände reichen; es erhebt sich, es schwört bei dem großen Gott, der Bauern und Kaiser erschuf, dann stürzt es nach Dreschflegeln und Heugabeln. Der bäurische

Riese faßt Leib an Leib den souverainen Riesen, den deutschen Kaiser. Er vernichtet zu Rüfnacht den Vogt Gessler, der seinen Hut verehren ließ; zu Sarnen den Vogt Landenberg, der den Greisen die Augen auszusuchen befaßt; zu Thalwyl den Vogt Wolfenschieß, der die Weiber mit der Art erschlug; zu Morgarten den Herzog Leopold; zu Murten Karl den Kühnen. Er begräbt unter dem Berge von Buttischholz die dreitausend Engländer von Enguerrand de Coucy. Er hält zu gleicher Zeit die vier fürchterlichen Feinde, die ihn an den vier Hauptpunkten überfallen, in Ehrfurcht; er schlägt bei Sempach den Herzog von Oesterreich, bei Granson den Herzog von Burgund, bei Chillon den Herzog von Savoyen, bei Novara den Herzog von Mailand; und vergessen wir nicht daß bei Novara im Jahre 1513 der Herzog von Mailand Herzog durch das Recht des Schwertes war und Ludwig der XII., König von Frankreich, hieß. Er hing an Nägel in seinen Arsenalen, über seinem Bauernfittel und zur Seite der Eisensesseln, die man für ihn bestimmt hatte, die prachtvollen herzoglichen Rüstungen der besiegten Fürsten auf; er hat große Bürger: Wilhelm Tell vor Allen, dann die drei Befreier, dann Peter Collin und Gundoldingen, die ihr Blut auf das Banner ihrer Stadt haben fließen lassen, dann Conrad Baumgarten, Scharnackthal und Winkelried, der sich in die Lanzen wie Curtius in den Abgrund stürzte; er kämpft zu Bellinzona für die Unverletzbarkeit

des Bodens und zu Cappel für die Unverletzbarkeit des Gewissens; er tödtet Zwingli im Jahre 1531, aber er befreit Bonniward im Jahre 1536, und von nun an steht er aufrecht da. Er erfüllt seine Bestimmung zwischen den vier Colossen des Continents, fest, verlässlich, undurchdringlich, ein Band der Civilisation, eine Freistätte für die Wissenschaft, eine Zuflucht für den Gedanken, ein Damm für ungerechte Ueberfälle, ein Stützpunkt für gerechten Widerstand. Seit sechshundert Jahren, im Mittelpunkt Europas, umgeben von einer strengen Natur, unter dem Auge einer wohlwollenden Vorsehung, leben diese großen Bergbewohner, diese würdigen Söhne der großen Berge, ernst, kalt und heiter wie diese, der Nothwendigkeit gehorchend, eiferfüchtig auf ihre Unabhängigkeit, im Angesicht der absoluten Monarchien, der müßigen Aristokratien und der neidischen Demokratien, leben das kräftige Volksleben und üben zu gleicher Zeit die erste aller Rechte, die Freiheit, und die erste aller Pflichten, die Arbeit.

Der Strom entspringt zwischen zwei Granitmauern; er macht einen Schritt und begegnet zu Ander, einem romanischen Flecken, dem Andenken Carl des Großen; zu Chur, dem alten Curia, dem Andenken des Drusus; zu Feldkirch dem Andenken Massena's; dann gleichsam gefeilt für die Zukunft durch diese dreifache deutsche, römische und französische Taufe, läßt er den Geist schwan- kend zwischen seiner griechischen Abstammung von *ἑστίω*

und seiner deutschen Abstammung von „Rinnen“, und rinnt nun auch wirklich, setzt durch Wald und Berg, erreicht den Constanzer=See, springt von Schaffhausen herab, läuft längs der Hintergruppe des Jura hin, stößt an die Vogesen, sprengt die Kette der ausgebrannten Taunus=Vulkane, durchströmt die Ebenen von Friesland, überschwemmt und durchbricht die flachen Ufer Hollands und nachdem er sich durch Felsen, Erde, Lava, Sand und Schilf ein geschlängeltes Bett von zweihundert sieben und siebenzig Stunden gegraben, nachdem er in den großen europäischen Ameisenhaufen das Getöse seiner Wogen, welches gleichsam der ewige Streit zwischen Nord und Süd, gebracht, nachdem er zwölftausend Wasser=Zuflüsse erhalten, hundert und vierzehn Städte bespült, eilf Völker getrennt, oder besser gesagt, zertheilt, verliert er sich ins Meer, indem er in seinem Schaume und Gebrause die Geschichte von dreißig Jahrhunderten und dreißig Völkern dahinrollt. Ein Proteus=Fluß! Eine Einfassung der Reiche, eine Gränze der Ehrsucht, ein Jügel für Eroberer; die Schlange an dem ungeheuren Hermesstabe, welchen der Handel über Europa hält; der Schmuck und die Pierde des Erdenrunds; das lange grüne Haupthaar der Alpen, welches bis in den Ocean schleppt.

Drei Hirten also und drei Bäche. Die Schweiz und der Rhein entstehen auf dieselbe Weise in denselben Bergen.

Der Rhein gewährt alle Ansichten. Er ist bald breit bald schmal. Er ist graugrün, durchsichtig, rasch, freudig in jener großen Freudigkeit, welche allem Mächtigen eigen ist. Er ist bei Schaffhausen ein Wildbach, bei Laufen ein Strudel, bei Sickingen ein Fluß, bei Mainz ein Strom, bei St. Goar ein See und bei Leyden ein Morast.

Er wird, wie man sagt, gegen Abend friedlicher und ruhiger, als ob er einschlummerte: eine mehr scheinbare als wirkliche Erscheinung, an allen großen laufenden Wässern sichtbar.

Ich sagte irgendwo, die Einheit in der Verschiedenheit sei der Grundsatz jeder vollkommenen Kunst. In diesem Betracht ist die Natur die größte Künstlerin, die es giebt. Niemals verläßt sie eine Form ohne diese erst alle ihre Logarithmen durchlaufen zu lassen. Nichts gleicht sich dem Anscheine nach so wenig als ein Baum und ein Fluß; und im Grunde hat ein Baum und ein Fluß doch dieselben, Entstehungslinien. Betrachten Sie im Winter einen entblätterten Baum und legen Sie ihn im Geiste flach auf die Erde, so haben Sie die Ansicht eines Flusses, den ein Riese aus der Vogelperspective sieht. Der Stamm des Baumes wird der Fluß sein; die großen Zweige seine zufließenden Wildbäche, Bäche und Quellen; seine starken Aeste die zugehenden Flüsse; die Ausbreitung der Wurzel die Mündung. Alle Ströme auf geographischen Karten betrachtet sind Bäume, welche

die Städte bald wie Früchte an den Enden der Zweige, bald wie Vogelnester zwischen den zusammenstoßenden Aesten tragen; und ihre unzähligen Wasserzugänge und Zusammenflüsse ahmen, je nach der Richtung der Wässer und der Art des Terrains, die Verzweigungen der mannichfaltigen Baumarten nach, welche wie man weiß ihre Schößlinge mehr oder minder von dem Hauptstamme wegbreiten, je nach ihrer besonderen Triebkraft oder der Dichtigkeit ihres Gehölzes. Merkwürdig ist es, daß, wenn man den Rhein in dieser Art betrachtet, ihn die königliche Idee, die auf diesem mächtigen Flusse haftet, keineswegs verläßt. Das Y fast aller Zuflüsse des Rheins, der Murg, des Neckars, des Mains, der Rabe, der Lahn, der Mosel und der Aar bildet einen Winkel von etwa 90 Graden. Bingen, Niederlahnstein, Coblenz liegen im rechten Winkel. Wenn man im Geiste den großen geometrischen Aufriß des Stromes in die Höhe richten würde, so müßte der Rhein alle seine Zuflüsse wie ausgestreckte Arme tragen und die Gestalt einer Eiche haben.

Die unzähligen Wasser, in die er sich zertheilt, bevor er in den Ocean gelangt, sind sein nackten Wurzeln.

Der schönste Theil des Stromes, der berühmteste und bewundertste, der reichste für den Geologen, der interessanteste für den Geschichtsforscher, der bedeutendste für den Politiker, der reizendste für den Dichter ist jenes Stück des Mittel-Rheines von Bingen bis Königswinter,

das vom Aufgang zum Niedergang das schwarze Chaos der vulkanischen Gebirge durchschreitet, welche die Römer die Alpen der Catten nannten.

Hier fällt die berühmte Reiseroute von Mainz nach Köln, welche fast alle Touristen in neun, von Mannheim nach Köln in langen Sommertagen in vierzehn Stunden zurücklegen. Auf diese Art wird man vom Rheine nur geblendet und nichts meyr. Wenn ein Strom rasch fließt, so muß man, um ihn gut zu sehen, Bergauf und nicht Thalab fahren. Was mich betrifft, so habe ich, wie Sie wissen, die Fahrt von Köln nach Mainz gemacht und einen Monat daran gewendet.

Von Mainz nach Bingen, wie von Königswinter nach Köln, sind sieben oder acht Stunden reicher grüner und lachender Ebenen mit schönen glücklichen Ortschaften am Rande des Ufers. Aber wie ich Ihnen bereits gesagt, die hohe Einfassung des Rheines beginnt zu Bingen mit dem Ruppertsberg und Niederwald, zwei Bergen aus Glimmer und Schiefer, und endet bei Königswinter am Fuße der Siebengebirge.

Hier ist Alles schön. Die Abdachungen der beiden Ufer spiegeln sich in breiten Wasserflächen. Die Steilheit der Abhänge ist Ursache, daß der Weinstock am Rhein auf dieselbe Art wie der Delbaum an den Küsten der Provence besorgt wird. Allenthalben wo der Mittagsstrahl der Sonne hinfällt, trägt der Bauer, wo der Felsen einen kleinen Vorsprung bildet, in Säcken und

Körben Erde herbei und in diese Erde pflanzt er in der Provence einen Delbaum und am Rheine eine Rebe. Dann stützt er seinen kleinen Erdwall mit einer Mauer aus trockenen Steinen, welche das Erdreich festhält und das Wasser abfließen läßt. Hier bedeckt aus übergroßer Vorsicht, damit die Regen das Erdreich nicht herabschwimmen, der Winzer dasselbe mit den geblättern Schiefeln des Berges wie mit einem Dache. So steht an den Seiten der jähesten Felsen der Weinstock am Rhein wie der Delbaum am mitteländischen Meer auf einer Art von kleinen Schränken, die über dem Haupte des Vorübergehenden schweben, gleich Blumentöpfen eines Dachstübchens. Alle sanftern Abdachungen sind mit Reben dicht besetzt.

Uebrigens eine undankbare Arbeit! Seit zehn Jahren haben die Uferanwohner des Rheins keine gute Lese gemacht. An mehreren Stellen, vorzugsweise zu St. Goarshausen im Nassauischen, sah ich verlassene Weinberge.

Von unten auf betrachtet bilden diese Schanzen aus Steinen, die den tausend Wellungen des Abhangs folgen und denen die Rinnen des Felsen nothwendig fast immer eine halbmondige Gestalt verleihen, mit ihren Franzen von Weinlaub an die Vorsprünge des Berges gebunden, zahllose Guirlanden, welche an der starren Bergwand des Rheines hängen.

Im Winter wenn Weinstock und Erdreich schwarz sind, gleichen die schmutzig grauen Erdwälle großen

Spinnengeweben die in den Ecken veröbeter Gebäude übereinander gespannt sind, eine Art häßlicher Hängematten, worin sich der Staub sammelt.

Bei jeder Wendung des Stroms kömmt eine Häusergruppe, eine Stadt oder ein Flecken zum Vorschein. Ueber jedem Häuserhaufen erhebt sich eine Burgruine. Die Städte und Dörfer, mit Siebeln, Thürmchen und Thürmen reichlich versehen, gemahnen in der Ferne wie Pfeile mit Widerhaken, die im Fuße der Berge stecken.

Zuweilen verlängern sich die Weiler am Saume steiler Ufer in Form eines Queues, von singenden Bäckerinnen und spielenden Kindern heiter gemacht. Sie und da weidet eine Ziege die jungen Schößlinge der Weidenbüsche ab. Die Häuser am Rhein gleichen großen Sturmhauben aus Schieferstein, die am Flußufer niedergesetzt wurden. Das eigenthümliche Gerüst und die Balken, roth und blau gemalt auf dem Grunde der weißen Kalkmauer, bilden die Verzierung der Facade. Viele dieser Dörfer, wie Bergheim und Mondorf nahe bei Köln, sind von Salmenfischern und Korbflechtern bewohnt. In schönen Sommertagen giebt das ein allerliebstes Schauspiel. Der Korbmacher slicht seine Körbe auf der Schwelle seines Hauses, der Fischer bessert die Netze in seinem Rachen aus, über ihren Köpfen reißt die Sonne den Weinstock auf dem Berge. Alle thun was Gott ihnen zu thun aufgetragen hat, das Gestirn wie der Mensch.

Die Städte sind von verwickelterem, geräuschvollerem Neußern. Sie häufen sich am Rheine. Da ist Bingen, Oberwesel, St. Goar, Neuwied, Andernach. Da ist Linz, eine große Commune mit viereckigen Thürmen, die von Carl dem Kühnen im Jahre 1476 belagert worden, und gegenüber auf dem andern Rheinufer Sinzig, von Sentius erbaut, um die Mündung der Aar zu decken. Da ist Boppard, das alte Bodobriga, erst eine Besse des Drusus, dann ein Pachtgut der Frankenkönige und endlich zur kaiserlichen Stadt erklärt zur selben Zeit wie Oberwesel, eine Bogtey von Trier, eine herrliche alte Stadt, die ein Juwel in ihrer Kirche besitzt, über welcher sich zwei romanische Thürme mittelst einer Brücke verbinden und zwei großen Oefen unter Einem Joche ähnlich sehen. Ich bemerkte hier nahe an dem stromaufwärts gelegenen Stadthor eine herrliche verfallene Apfiss. Da ist Caub, die Stadt der Pfalzgrafen. Da ist Braubach, das bereits auf einer Karte von 933 vorkömmt, das Lehen der Grafen von Arnstein im Lahngau, kaiserliche Stadt unter Rudolphy im Jahre 1279, Erbgut der Grafen von Katzenellenbogen im Jahr 1283, welches an Hessen im Jahre 1473, an Darmstadt 1632 und endlich 1802 an Nassau fiel.

Braubach, welches mit den Taunusbädern in Verbindung steht, ist reizend am Fuße des Berges gelegen, welcher auf seinem Gipfel die Markusburg trägt. Die alte Burg des heil. Markus ist jetzt ein Staatsgefängnis.

Zwölftausend sechshundert Einwohner in eilfhundert Häusern, eine Brücke über den Rhein auf sechs und dreißig Schiffen im Jahre 1819 erbaut, eine Brücke auf vierzehn Pfeilern über die Mosel, aus Lavastein auf die Grundlagen einer alten, gegen das Jahr 1311 vom Erzbischof Balduin aus reichen Ablassgeldern erbauten, gesetzt; die berühmte Festung Ehrenbreitstein, am 27. Januar 1799 den Franzosen übergeben nach einer Blokade in welcher die Belagerten eine Raze mit drei Franken und ein Pfund Pferdefleisch mit dreißig Sou bezahlten; ein Brunnen von 580 Fuß Tiefe, vom Markgrafen Johann von Baden gegraben; der Arsenalplatz, wo man ehemals die berühmte Felschlange, den Greif, sah, welche 160 Pfund schoß und 20,000 wog; ein altes Franziskanerkloster im Jahre 1804 in ein Spital umgewandelt; eine romanische Liebfrauenkirche, im Pompadour-Geschmack restaurirt und rosenroth angestrichen; eine Kirche des heil. Florin, von den Franzosen in ein Futtermagazin, jetzt in eine evangelische Kirche verwandelt, welches Letztere vom Gesichtspunkt der Kunst viel ärger ist, gleichfalls rosenroth angemalt; eine Stiftskirche des heiligen Caspar mit einem Portal von 1805 geschmückt und gleichfalls rosenroth; keine Bibliothek: — das ist Coblenz, welches die Franzosen aus Artigkeit für die Deutschen Coblenz und die Deutschen aus Schonung für die Franzosen Coblenze schreiben. Zuerst ein römisches Castrum, dann ein königlicher Hof unter den Franken, ein Kaiser-

sitz bis auf Ludwig den Baier, eine Stadt unter dem Schutze der Grafen von Arnstein bis zum Jahre 1250 und von Arnold dem II. an unter dem der Erzbischofe von Trier, im Jahre 1688 vergeblich von Vauban und von Ludwig dem XIV. persönlich belagert, wurde Coblenz von den Franzosen im Jahre 1794 eingenommen und im Jahre 1815 an die Preußen übergeben. Was mich betrifft, so bin ich gar nicht hineingegangen, so viele rosenrothe Kirchen haben mich zurückgeschreckt.

Als militairischer Punkt ist Coblenz ein sehr bedeutender Ort. Seine drei Festungen decken nach allen Seiten hin: die Karthause die Mainzer Straße, der Petersberg die Straße von Trier und Köln, und der Ehrenbreitstein den Rhein und die Straße von Nassau. Als Landschaft ist Coblenz vielleicht ein wenig zu viel gerühmt, zumal wenn man es mit andern Rheinstädten vergleicht, die Niemand besucht und Niemand bespricht. Ehrenbreitstein, einst eine schöne und colossale Ruine, ist jetzt eine eifige und starre Festung, die einen prächtigen Felsen sehr platt krönt. Die wahren Kronen der Berge waren die alten Besten; jeder Thurm war eine Kronzacke.

Einige dieser Städte haben unschätzbare Reichthümer der Kunst und des Alterthums. In ihren Museen findet man die ältesten und vortrefflichsten Meister. Dominichino Carraccio, Guercino, Jordaens, Snyder, Lorenzo Sciarpelloni sind zu Mainz; Augustin Braun,

Wilhelm von Köln, Rubens, Albrecht Dürer, Mesquida zu Köln; Holbein, Lucas von Leyden, Lucas Cranach, Schoreel, Raphael, die schlafende Venus von Titian zu Darmstadt. Coblenz hat das vollständige Werk Albrecht Dürers bis etwa auf vier Blätter; Mainz den Pfalter von 1459. Köln besaß das berühmte Missale vom Schlosse des Drachensfels, im zwölften Jahrhundert gemalt, aber es verlor dasselbe; doch bewahrt es noch die kostbaren Briefe von Leibniz an den Jesuiten de Brossé.

Diese schönen Städte und reizenden Dörfer sind in eine ernste und wilde Natur gemengt. Die Dünste lagern auf den Thalschluchten; die Wolken hängen an den Berggipfeln und scheinen nur zu schwanken und den Wind abzuwarten; die düstern Druiden-Wälder drängen sich zwischen die Berge in blaue Fernen hinein; große Raubvögel streichen unter dem wunderbaren Himmel, welcher etwas von beiden Climates hat, die der Rhein zertheilt, bald strahlenblendend wie ein italienischer, bald schmutzig und grau umwölkt wie ein grönländischer Himmel. Die Ufer sind steil, die Lavasteine blau, die Basalte schwarz; überall Glimmer und Quarz im Staube; überall gewaltsame Brüche; die Felsen haben Profile wie stumpfnasige Riesen. Geblätterte und feine Schieferlagen glänzen wie Seide im Sonnenschein und bilden Rücken ungeheurer Wildsäue. Der Anblick um den ganzen Strom herum ist außerordentlich.

Offenbar ist es, daß die Natur, als sie den Rhein erschuf, eine Einöde im Sinne hatte; der Mensch hat eine Straße daraus gemacht.

Zur Zeit der Römer und der Barbaren war er die Straße der Krieger. Im Mittelalter, als die Ufer des Flusses fast ganz aus kirchlichen Staaten bestanden, und er so zu sagen von der Quelle bis zur Mündung von dem Abt von St. Gallen, von dem Fürstbischof von Constanz, dem Fürstbischof von Basel, dem Fürstbischof von Straßburg, dem Fürstbischof von Speier, dem Fürstbischof von Worms, von dem Erzbischof und Kurfürsten von Mainz, von dem Erzbischof und Kurfürsten von Trier und von dem Erzbischof und Kurfürsten von Köln beherrscht wurde, nannte man den Rhein die Straße der Priester. Heut zu Tage ist er die Handelsstraße.

Der Reisende, der den Fluß hinanfährt, sieht ihn so zu sagen sich entgegenkommen und genießt so das schönste Schauspiel. In jedem Augenblick begegnet uns etwas: bald ein schmaler spitziger Nachen, schrecklich auf den Wellen tanzen zu sehen, dergestalt ist er mit Bauern angefüllt, besonders wenn es Sonntag ist, wo diese guten katholischen, von den Hugonoten beherrschten Uferanwohner oft sehr weit ihre Messe suchen müssen; bald ein bewimpeltes Dampfschiff; bald ein langes Fahrzeug mit zwei dreieckigen Segeln, den Rhein herabschwimmend mit seiner Fracht, die unter dem großen Mast aufgethürmt, mit seinem aufmerksamen und ernstern Steuermann, mit

feinen geschäftigen Matrosen, mit einer Frau vor der Kajüte sitzend, und in der Mitte der Waarenballen mit der Lade der Schiffsleute, die roth, grün und blau angestrichen ist. Oder es sind lange Schleppfahrten, welche schwere Schiffe langsam gegen den Strom ziehen, oder ein einzelnes muthiges Pferd, das einen großen Verdeck-Nachen wie eine Ameise einen todtten Käfer fortzieht. Plötzlich biegt sich der Strom und bei seiner Wendung erscheint majestätisch ein großes Floß von Namedy. Dreihundert Floßführer bewegen die riesige Maschine, große Ruder schlagen nach dem Takte ins Wasser vorn und rückwärts, ein ganzer Dachs hängt offen und blutend an den Hebebäumen, ein anderer lebendiger dreht sich um den Pfahl, woran er angebunden, und brüllt weil er die jungen Kühe am Ufer weiden sieht, der Patron steigt hinauf und hinab auf der zweiseitigen Treppe seines erhöhten Trittes, die dreifarbigte Fahne flattert im Winde, der Koch schürt das Feuer unter dem Kessel, aus drei oder vier Hütten, wo die Matrosen ein und ausgehen, steigt Rauch auf und ein ganzes Dorf lebt und schwimmt auf diesem ungeheuern Fußboden von Tannenholz.

Woblan! diese großen Flöße aber verhalten sich zu den alten riesigen Floß-Flotten wie eine Chaluppe zu einem Dreidecker. Die Züge von ehemals bestanden wie jetzt aus Tannen für Masten, aus Eichen, Buchen und kleinem Holz, an ihren Enden mit Bundsparren zusammengehalten, an den Gliedern mit Strängen von Wei-

denruthen und eisernen Klammern gefestigt, und trugen fünfzehn bis achtzehn Häuser, zehn oder zwölf kleine Rähne mit Ankern, Senkbleien und Tauwerk beladen, gingen acht Fuß tief im Wasser, maßen siebzig Fuß in der Breite und gegen neunhundert Fuß in der Länge, das heißt zehn jeßige Tannenflöße der Murg an einandergereiht. Rings um den Mittelpunkt des Floßes und hier an einen Baumstamm angebunden, der zugleich zur Brücke und zum Kabeltau diente, schwammen, theils um die Richtung zu geben, theils um die Gefahr des Strandes zu vermindern, zehn oder zwölf kleine Flöße von etwa achtzig Fuß Länge, die man die Knicke und die Anhänge nannte. Auf dem großen Floße gab es eine förmliche Gasse, die an einem Ende in ein großes Zelt, am andern in das Haus des Patrons, eine Art von Holzpalast, führte. Die Küche rauchte unablässig. Ein großer kupferner Kessel kochte bei Tag und Nacht. Des Morgens und des Abends rief der Pilot zur Ordnung und schwenkte ein Tuch an einer Stange in der Luft. Das war das Zeichen zur Mahlzeit, und die tausend Arbeiter liefen mit ihren hölzernen Näpfen herbei. Ein solcher Floßzug verzehrte auf einer Reise acht Fuder Wein, sechshundert Faß Bier, vierzig Säcke trockener Hülsenfrüchte, zwölftausend Pfund Käse, fünfzehnhundert Pfund Butter, zehntausend Pfund geräucheretes, zwanzigtausend Pfund frisches Fleisch, und fünfzigtausend Pfund Brod. Er führte eine Herde und Metzger bei sich.

Jeder solcher Zug galt sieben bis achthunderttausend Gulden, das ist gegen zwei Millionen Franken.

Nur schwer kann man sich diese lange Holzinsel von Nameby bis Dordrecht schwimmen denken und wie sie den Haufen ihrer Nebeninseln durch die Büge, Trichter, Fälle, Wirbel und Schlangenwindungen des Rheins hinschleppt. Die Unglücke waren auch häufig. Daher sagte man sprüchwörtlich und sagt es noch jetzt, daß ein Unternehmer von Flößen drei Capitale haben müsse: eines auf dem Rheine, eines auf dem Lande und eines im Sacke. Die Kunst, diese riesigen Zusammenfügungen durch alle die Klippen zu führen war gewöhnlich das erbliche Eigenthum eines einzigen Menschen. Gegen das Ende des letzten Jahrhunderts besaß das Geheimniß ein Floßmeister in Rudesheim, mit Namen der alte Jung. Jung starb und die großen Floßzüge hörten auf.

Im gegenwärtigen Augenblicke befahren fünf und zwanzig Dampfschiffe täglich den Rhein. Die neunzehn Schiffe der königlichen Gesellschaft, an ihren schwarzen Schornsteinen kenntlich, gehen von Straßburg bis Düsseldorf; die sechs Dampfschiffe der Düsseldorfer Gesellschaft mit schwarz und weißen Schornsteinen fahren von Mainz bis Rotterdam. Diese große Schifffahrt knüpft sich an die Schweiz durch das Straßburg-Baseler Dampfschiff und an England durch die Steamboats zwischen Rotterdam und London.

Die alte rheinische Schifffahrt, welche die Segelschiffe forsetzen, bildet zu der neuen Schifffahrt, welche die Dampfschiffe repräsentiren, einen starken Gegensatz. Die Dampfschiffe, tolett, lachend, elegant, bequem, rasch, bewimpelt und beslaggt mit den Farben von zehn Nationen: England, Preußen, Nassau, Hessen, Baden, Holland &c., führen Städte und Fürsten als Namen ihrer Schiffe: Ludwig der II., Großherzog von Hessen, Königin Victoria, Herzog von Nassau, Prinzessin Mariane, Großherzog von Baden, Stadt Mannheim, Stadt Coblenz; die Segelschiffe ziehen langsam dahin und tragen ernste und milde Namen auf ihren Schnäbeln: Pylus, Columbus, Amor, Sancta Maria, Gratia Dei. Die Dampfschiffe sind gefirnißt und vergoldet, die Segelschiffe getheert. Das Dampfschiff ist eine Speculation, das Segelschiff ist noch die alte mühselige und gläubige Schifffahrt. Das Eine schifft und läßt eine Aufforderung, das Andere ein Gebet ergehen. Das Erstere rechnet auf Menschen, das Letztere auf Gott.

Dieser lebendige und schlagende Gegensatz kreuzt und begegnet sich zu jeder Stunde auf dem Rhein.

In diesem Gegensatz athmet mit seltener Kraft der Wirklichkeit die Doppelseele unserer Zeit, welche die Tochter einer religiösen Vergangenheit ist, und sich zur Mutter einer industriellen Zukunft berufen glaubt.

Neun und vierzig Inseln, von dichtem Grün bedeckt, bergen rauchende Dächer zwischen Büschen und Blüten,

schützen die Rachen in freundlichen Häfen und zerstreuen sich auf dem Rheine zwischen Köln und Mainz. Jede bezeichnet ein besonderes Andenken: da ist Graupenwerth, wo die Holländer ein Fort erbauten, welches sie Pfaffenmütz nannten, das die Spanier ärgerlich darüber einnahmen und mit dem Namen Isabelle wiedertaufen. Da ist Graswerth, die Kräutereinsel, wo Johann Philipp von Reichenberg seine Antiquitates Saynenses schrieb. Da ist Niederwerth, einstmals reich durch die Dotationen des Markgrafen und Erzbischofs Johann des II. Da ist die Armitzer-Insel, die Cäsar'n, da Nonnenwerth, die Roland gesehen hat.

Die Erinnerungen der Ufer gehen mit denen der Inseln Hand in Hand. Erlauben Sie mir hier nur ein Paar auszupflücken, ich werde bald ausführlich auf diesen interessanten Gegenstand zurückkommen. Jeder Schatten der sich auf einer Uferseite erhebt, läßt auch einen auf der andern Uferseite erstehen. Der Sarg der heil. Nizza, Enkelin Ludwig des Gutmüthigen, ist zu Coblenz; das Grab der heil. Ida Ruhme Carl Martells ist zu Köln. Die heil. Hildegardis ließ zu Eubingen den Ring, den ihr der heil. Bernhard gegeben, mit der Inschrift: „Ich dulbe gern“. Siegbert ist der letzte König Austrasiens, der Andernach bewohnte. Die heil. Genoveva lebte zu Frauentirch im Walde, nahe an einer Mineralquelle, woran jetzt eine erinnernde Kapelle stößt. Ihr Gemahl lebte zu Altsimmern. Schinderhannes verwüstete das Rabenthal. Hier ergötzte er sich eines Tages mit der

Pistole in der Hand, einen Zug Juden die Schube ausziehen zu lassen; diese mengte er untereinander und zwang die Juden dann sie schnell wieder anzuthun. Die Juden flohen hinkend fort, worüber Schinderhannes lachte. Vor Schinderhannes herrschte in diesem anmuthigen Thale Ludwig der Schwarze, Herzog von Zweibrücken.

Wenn der bergauf Reisende an Ceblenz vorbei ist und die liebliche Insel Oberwerth im Rücken hat, worauf ich weiß nicht was für ein weißes Gebäude die Stelle der alten Abtey der Stiftsfrauen der heil. Magdalena auf der Insel einnimmt, erscheint die Mündung der Lahn vor ihm. Diese Stelle ist bewunderungswürdig. Am Uferande hinter einer Sperre angefeilter Fahrzeuge erheben sich die zwei bauwürdigen Thürme von Johannis-kirch, welches entfernt an Jumièges erinnert. Zur Rechten über dem Flecken Capellen schwingt sich auf einer Felsengruppe der Stolzenfels empor, die geräumige und prachtvolle bischöfliche Beste, wo der Kurfürst Werner die Sternkabala studirte, und zur Linken drängen sich über der Lahn im Hintergrunde des Horizonts Wolken und Sonnenstrahlen an die düstern Ruinen von Lahneck, welche für den Historiker so räthselhaft, für den Alterthumsforscher so dunkel sind. An zwei Stellen der Lahn blicken zwei freundliche Städte Nieder- und Oberlahnstein, durch eine Baumallee mittsammen verbunden, zu einander herüber und scheinen sich zuzulächeln. Ein paar

Steinwürfe weit von dem östlichen Thore von Oberlahnstein, welches noch seine Einfassung von Seitenmauern und Mauerkränzen hat, zeigen und verbergen die Bäume eines Obstgartens eine kleine angetünchte und gegypfte Kapelle aus dem vierzehnten Jahrhundert mit einem ärmlichen Glockenthurm. Diese Kapelle hat die Absezung Wenzels gesehen.

In dieser Dorfkirche war es, wo im Jahre 1400 die vier rheinischen Kurfürsten: Johann von Nassau Erzbischof von Mainz, Friedrich von Saarwerden Erzbischof von Köln, Werner von Königstein Erzbischof von Trier und Pfalzgraf Ruprecht der III. feierlichst an dem Portal die Thronabsezung Wenzels des deutschen Kaisers ausriefen. Wenzel war ein wollüstiger abscheulicher Mensch, ein Trunkenbold und ein Wüthrich wenn er getrunken hatte. Er ließ die Priester erkaufen, die ihm das Geheimniß der Beichte zu verrathen weigerten. Wiewohl er die Treue seiner Gemahlin in Zweifel zog, setzte er doch großes Vertrauen in ihren Geist und gab sich dem Einflusse ihrer Ideen hin. Das aber beunruhigte Rom. Wenzels Gemahlin war Sophie von Baiern und diese hatte Johann Hus zum Beichtvater. Johann Hus verbreitete Wicless Lehren und untergrub bereits den Papst; der Papst schlug den Kaiser. Es geschah auf Anregung vom heiligen Stuhle, daß die drei Erzbischöfe den Pfalzgrafen beriefen. Der Rhein beherrschte damals Deutschland. Sie zu Viert setzten den Kaiser ab; dann ernann-

ten sie an seine Stelle denjenigen von ihnen der nicht geistlich war, den Grafen Ruprecht. Ruprecht, dem diese Entschädigung wahrscheinlich schon insgeheim versprochen worden, war übrigens ein würdiger und edler Kaiser. Das Schutgrecht also, das Rom bald öffentlich bald heimlich über die Könige und die Reiche ausübte, war wie Sie sehen mitunter wohlthätig. Der Urtheilspruch gegen Wenzel stützte sich auf sechs Hauptklagepunkte; die vier bedeutendsten Beschwerden darunter waren: erstens Bergendung des Kronguts; zweitens Kirchenspaltung; drittens die Bürgerkriege im Reiche; viertens daß er Hunde in seinen Gemächern schlafen ließ.

Johann Fuß fuhr fort und Rom auch. — „Eher als mich beugen“, sagte Fuß, „wollte ich lieber daß man mich ins Meer würfe mit einem Stein am Halse“. Er ergriff das Schwert des Geistes und rang Leib an Leib gegen Rom. Als ihn später das Concil berief, kam er muthvoll ohne Freigeleitsbrief. *Venimus sine salvo conductu*. Sie wissen das Ende. Die Entwicklung folgte am 6. Juli 1415. Die Jahre, welche Alles abnagen was Fleisch und Oberfläche ist, bringen auch die Forderungen in den Leichenzustand und legen die Fasern der Geschichte nackt vor uns auf. Wer heut zu Tage mit Hülfe dieser Enthüllung den Bau der Ereignisse jener düstern Epoche betrachtet, sieht in der Absetzung Wenzels den Prolog einer Tragödie, deren Katastrophe der Scheiterhaufen zu Constanz ist.

Im Angesicht dieser Kapelle sah man auf dem gegenüberliegenden Flußufer noch vor einem halben Jahrhundert den alt ehrwürdigen Königsstuhl, wovon ich Ihnen bereits erzählt. Der Königsstuhl hatte im Ganzen genommen eine Erhöhung von siebenzehn Fuß und fünf und vierzig im Durchmesser. Folgendes war seine Gestalt: sieben Steinpfeiler trugen eine geräumige achteckige steinerne Plattform, die in ihrer Mitte von einem viel stärkeren achten Pfeiler gestützt wurde und stellten so den Kaiser inmitten der sieben Kurfürsten vor. Sieben Steinsitze, den sieben Pfeilern entsprechend, unter welchen jeder derselben angebracht war, liefen im Kreise herum und füllten sieben Felder der Plattform aus. Das achte gegen Mittag blickende Feld wurde von einer Treppe eingenommen, einem massiven steinernen Stufengang aus vierzehn Staffeln, für jeden Kurfürsten zwei. Alles an diesem ersten verehrungswürdigen Baue hatte eine Bedeutung. Hinter jedem Sitze waren auf jedem Felde der achteckigen Plattform die Wappen der sieben Kurfürsten ausgehauen: der Böhmishe Löwe, die gekreuzten Schwerter von Braunschweig, der rothe sächsische Adler auf silbernem Grunde, der silberne Löwe der Pfalz im rothen Felde, das Trierer rothe Kreuz auf Silbergrund, das Kölner schwarze Kreuz in Silber und das Mainzer silberne Rad im rothen Felde. Diese Schilder deren Metallfarben und Vergoldungen in Sonne und Regen roseten waren der einzige Schmuck des alten Granitthrones.

Hier in freier Luft im Wind und Sonnenschein, auf harten Steinsitzen, worauf die Baumblätter und die Schatten der Wolken fielen, saßen kräftig und einfach, erhaben und einfältig wie homerische Könige die alten deutschen Kurfürsten und wählten unter sich den Kaiser. Später, als die schönen großen Sitten erloschen, berief eine minder heldenkräftige Civilisation die sieben Fürsten an den Ledertisch zu Frankfurt, die gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts durch den Eintritt Baierns und Braunschweigs in die Ehre auf Neun stiegen. Die sieben Fürsten, die im Mittelalter auf diesen Steinen saßen, waren mächtig und angesehen. Die Kurfürsten standen auf der Höhe des heiligen Reichs. Im kaiserlichen Zuge schritten sie voraus den vier Herzogen, den vier Erzmarschällen, den vier Landgrafen, den vier Burggrafen, den vier Grafen und Kriegshauptleuten, den vier Äbten, den vier Marktstellen, den vier Rittern, den vier Städten, den vier Dörfern, den vier Bauern, den vier Marquis, den vier Herren, den vier Bergen, den vier Baronen, den vier Befestigungen, den vier Jagdmeistern, den vier schwäbischen Erbämtern und den vier Dienern. Jeder von ihnen ließ von seinem eigenen Marschall ein Schwert in goldener Scheide vor sich hertragen. Sie nannten die andern Fürsten „die gekrönten Häupter“ und sich selbst „die krönenden Hände“. Die goldne Bulle verglich sie den sieben Gaben des heiligen Geistes, den sieben Hügeln Roms und den sieben Armen.

des salomonischen Leuchters. Nach ihrem Urtheil ging die Eigenschaft des Wahlrechts vor der königlichen; der Erzbischof von Mainz ging an der rechten Seite des Kaisers, der König von Böhmen an der Rechten des Erzbischofs. Sie waren so groß, man sah sie von so weit in Europa und sie beherrschten die Völker von solcher Höhe herab, daß die Bauern zu Wesen in der Schweiz die sieben Felsspitzen in ihrem See die „sieben Kurfürsten“ nannten.

Der Königsstuhl verschwand und die Kurfürsten auch. Vier Steine bezeichnen heut zu Tage die Stelle des Königsstuhles und nichts die Stelle der Kurfürsten.

Im sechszehnten Jahrhundert als es Mode geworden, den Kaiser in Frankfurt bald im Römersaale bald im Kirchen-Conclave zu St. Bartholomä zu ernennen, wurde die Wahl eine verwickelte Ceremonie. Die spanische Etiquette spiegelte sich darin. Die Höflichkeiten waren kleinlich, die Voranstalten streng, mißtrauisch und zuweilen entseßlich. Am Morgen des Tages, der zur Wahl bestimmt, wurden die Stadthore geschlossen, die Bürger griffen zu den Waffen, der Trommelschläger wirbelte, die Sturmglöcke ertönte; die Kurfürsten, in Goldtücher und Scharlachgewänder mit Hermelinbesatz gekleidet, auf dem Kopfe; die Weltlichen den Churbut, die Bischöfe die rotthe Mitra, nahmen feierlichst den Schwur des Stadtmagistrats entgegen, welcher sich verpflichtete sie „vor wechselseitigen Ueberfällen“ zu schützen; war dies geschehen,

so schwuren sie sich gegenseitig in die Hände des Erzbischofs von Mainz; dann wurde ihnen die Messe gelesen, sie setzten sich auf schwarze Sammtstühle, der Marschall des heiligen Reichs „schloß die Thüren“ und sie schritten zur Wahl. So gut die Thüren auch geschlossen sein mochten, die Kanzler und die Notare gingen doch ab und zu. Endlich einigten sich die „Hochwürdigsten“ mit den „Erlauchtesten“, der römische König wurde ernannt, die Fürsten erhoben sich von ihren Stühlen und während an den Fenstern des Römers die Vorstellung vor dem Volke stattfand, sang einer der Weibischöfe von Mainz zu Bartholomä ein Tedeum mit drei Chören zum Orgelton der Kirche, zu den Trompeten der Kurfürsten und zu den Trompeten des Kaisers.

Das Alles geschah „beim Schalle der großen Glocken auf den Thürmen und beim Donner der schweren Geschütze die man vor Freuden löste“, sagt in seinem merkwürdigen Manuscripte der ungenannte Erzähler der Krönung Mathias des II.

Am Königsstuhl geschah die Sache viel einfacher und nach meinem Begriffe viel großartiger. Die Kurfürsten stiegen hintereinander herschreitend über die vierzehn Stufen, davon jede einen Fuß hoch war, auf die Plattform und nahmen Platz in ihren steinernen Lehnstühlen. Das Volk von Rheuse, von den Reifigen in Ordnung gehalten, umgab von fern den königlichen Stuhl. Der Erzbischof von Mainz stand sodann auf und sprach:

„Sehr edle Fürsten, das heilige Reich ist frei.“ Dann begann er die Antiphone *Veni Sancte Spiritus* und die Erzbischöfe von Köln und Trier sangen die dazu gehörenden Collecten. Wann der Gesang gendet war, legten alle Sieben den Eid ab, die Weltlichen mit der Hand auf dem Evangelium, die Geistlichen mit der Hand auf dem Herzen. Eine schöne und rührende Unterscheidung, die sagen will, daß das Herz eines jeden Priesters ein Exemplar des Evangeliums sein soll. Nach dem Schwure sah man sie im Kreise niedersitzen und leise mit einander sprechen; plötzlich erhob sich der Erzbischof von Mainz, streckte die Hand gegen den Himmel aus, und warf dem Volke, das in der Ferne in Gebüsch und Wiesen zerstreut war, den Namen des zeitlichen Oberhauptes der Christenheit zu. Dann pflanzte der Reichsmarschall das kaiserliche Banner am Rheinufer auf und das Volk rief: *Vivat Rex!*

Vor Lothar dem II., der am 11. September 1125 gewählt wurde, prangte ein und derselbe Adler, der goldene Adler, auf dem Banner des östlichen, wie auf dem Banner des westlichen Kaiserreichs; aber der rosige Himmel des Morgens spiegelte sich in dem Einen, und der kalte Himmel des Abends in dem Andern. Das Banner des Orients war roth, das Banner des Occidentis blau. An die Stelle dieser Farben setzte Lothar die Farben seines Hauses, Gold und Schwarz. Der goldene Adler auf blauem Himmel ward auf dem kaiser-

lichen Banner durch den schwarzen Adler auf goldenem Himmel ersetzt. So lang es zwei Kaiserreiche gab, gab es auch zwei Adler, deren jeder nur Einen Kopf hatte. Aber am Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts, als das griechische Reich erlosch, wollte der allein geliebene deutsche Adler beide Reiche vorstellen, er blickte zugleich nach Morgen und Abend und nahm zwei Köpfe an.

Dies ist übrigens nicht das erste Erscheinen des zweiköpfigen Adlers. Man sah ihn bereits auf dem Schilde eines der Soldaten auf der trajanischen Säule abgebildet, und wenn man dem Mönche von Attaich und der Sammlung des Ursifius glauben will, so trug ihn Rudolph von Habsburg in der Schlacht vom Marchfeld am 26. August 1278 auf seiner Brust gestickt.

Wenn das Banner zu Ehren des neuen Kaisers am Rheinufer angepflanzt war und der Wind es herumtrieb, faßte das Volk aus der Art wie es flatterte, seine Vorbedeutungen. Im Jahre 1346, als die Kurfürsten von Papst Clement dem VI. gedrängt, wiewohl Ludwig der V. noch lebte, von der Höhe des Königsstuhls Carl Markgrafen von Mähren zum römischen König ausriefen, stürzte das kaiserliche Banner unter dem Rufe Vivat Rex in den Rhein und verschwand darin. Vier und fünfzig Jahre später, im Jahre 1400, erfüllte sich die Vorbedeutung: Wenzel, Carls Sohn, ward abgesetzt.

Und dieser Sturz des Banners war auch der Sturz des Hauses Luxemburg, das nach Carl dem IV. und

Wenzel nur noch einen Kaiser, Sigmund, hervorbrachte und für ewig vor dem Hause Oesterreich zurücktrat.

Wenn man den Ort hinter sich hat, wo der Königsstuhl gestanden, der als eine feudale Erinnerung von der französischen Revolution niedergeworfen worden, kömmt man gegen Braubach an Boppard, Welmich, St. Goar und Oberwesel vorbei und plötzlich erscheint auf dem rechten Ufer, ähnlich dem Dache eines Hauses für Riesen, ein hoher Schieferfels von einem ungeheuren Thurme überragt, der wie ein tolossaler Schornstein den kalten Rauch der Wolken auszudampfen scheint. Am Fuße des Berges breitet längs des Ufers eine schöne Stadt um eine romanische Kirche mit spitzem Thurme alle ihre Facaden gegen Mittag aus. Mitten im Rhein vor der Stadt, welche oft von den Dünsten des Stromes verhüllt wird, erhebt sich über einem Felsen auf der Wasserfläche ein längliches Gebäude, schmal und von hohem Bord, dessen Vorder- und Hinterteil, wie Schnabel und Puppis eines Schiffes, in den Wellen stehen, dessen breite niedrige Fenster wie Luken und Stückpforten aussehen, und an dessen Unterwand tausend Eisenhaken fast Anker und Dregge nachbilden. Sonderbare steinerne Vorsprünge und außen angebrachte Logen hängen, wie Rachen und Chaluppen, an den Flanken dieses fremdartigen Baues, welcher, gleichsam wie die Wimpel seiner Masten, die hundert Wetterfahnen seiner spizen Thürmchen dem Winde überläßt.

Dieser Thurm ist der Gutenfels; diese Stadt ist Caub; dieses steinerne Schiff, ewig auf dem Rheine schwimmend und ewig vor der pfalzgräflichen Stadt vor Anker, dieser Palaß ist die Pfalz.

Ich habe Ihnen bereits von der Pfalz gesprochen. Der Zugang zu dieser sinnbildlichen Residenz, erbaut auf einer Marmorbank, welche man den „Felsen der Pfalzgrafen“ nannte, geschah vermittelst einer Leiter, welche an einer Zugbrücke angefestigt wurde, die man noch jetzt sieht. Die Pfalz umfaßte Kerker für Staatsgefangene und ein kleines Zimmer, worin die Pfalzgräfinnen die Stunde ihrer Niederkunft abzuwarten gehalten waren, ohne eine andere Zerstreuung zu haben, als daß sie in den Untergewölben des Schlosses einen Brunnen besehen gehen konnten, welcher in den Fels gebohrt, tiefer als das Rheinbett reichte und dessen Wasser kein Rheinwasser war. Jetzt hat die Pfalz den Besitzer gewechselt, der Herzog von Nassau ist Eigenthümer des pfalzgräflichen Louvre's, der Palaß ist verödet, keine fürstliche Wiege schaukelt mehr auf seinen Steinplatten, kein souveraines Geplär widerhallt mehr von diesem schwarzen Bogen. Es giebt nichts mehr als den geheimnißvollen Brunnen, der noch immer wasserreich ist. Ach! ein Tropfen Wasser, der durch einen Felsen sickert, trocknet nicht so schnell aus wie die königlichen Geschlechter.

Auf der großen Bahn des Stromes ist die Pfalz eine Nachbarin des Königstuhles. So sah also der Rhein

fast an derselben Stelle ein Weib den Pfalzgrafen und das Reich den Kaiser gebären.

Vom Taunus bis zu den Siebengebirgen zu beiden Seiten der prachtvollen Abdachung, welche den Rhein einfaßt, sind vierzehn Schlösser auf dem rechten Ufer: Ehrenfels, Fürsteneck, Gutenfels, Rineck, die Kapf, die Maus, Liebenstein und Sternberg, die man die Brüder nennt, Markusburg, Philippsburg, Lahneck, Sayn, Hammerstein und Dienfels; fünfzehn auf dem linken Ufer: Bogtsberg, Reichenstein, Rheinstein, Falkenburg, Sonneck, Seimburg, Fürstenberg, Etabelck, Schönberg, Rheinfels, Rheinberg, Stolzenfels, Rheineck und Rolandsck, in allem neun und zwanzig halb verschwundene Burgen, welche das Andenken der Rheingrafen auf das Andenken der Vulkane, die Spuren der Kriege auf die Lavaspuren setzen und in fürchterlicher Weise die strenge Gestalt der Berge vollständig machen. Vier dieser Schlösser wurden im eilften Jahrhundert erbaut: der Ehrenfels vom Erzbischof Siegfried, Etabelck von dem Pfalzgrafen, Sayn von Friedrich dem ersten Grafen von Sayn, dem Besieger der spanischen Mauren, Hammerstein von Otto Grafen der Wetterau. Zwei wurden im zwölften Jahrhundert erbaut: Gutenfels von dem Grafen von Nüringen und Rolandsck von dem Erzbischof Arnold dem II. im Jahre 1149; zwei im dreizehnten: Fürstenberg von dem Pfalzgrafen und Rheinfels im Jahre 1219 von Dietrich dem III. Grafen von Katzenelnbogen; vier im vierzehn-

ten: Vogtsberg im Jahre 1340 vom Erzbischof Heinrich dem III; die Raß im Jahre 1383 vom Grafen von Katzenelbogen und die Maus zehn Jahre später von einem Falkenstein. Nur eines rührt aus dem sechzehnten Jahrhundert: Philippsburg von 1568 bis 1571 von dem Landgrafen Philipp dem Jungen gebaut. Vier dieser Burgen, alle vier auf dem linken Ufer, was gewiß merkwürdig, Reichenstein, Rheinstein, Falkenburg und Sonnedeck wurden im Jahre 1282 von Rudolph von Habsburg zerstört; eine, Rolandsdeck, vom Kaiser Heinrich dem V.; fünf von Ludwig dem XIV. im Jahre 1689, Fürsteneck, Stahleck, Schönberg, Stolzenfels und Hammerstein; eine von Napoleon, der Rheinfels; eine durch Feuersbrunst, Rheineck; und eine von der schwarzen Bande, Gutenfels. Man weiß es nicht von wem erbaut worden sind: Reichenstein, Rheinstein, Falkenburg, Stolzenfels, Rheineck und Martusburg, welche letzte im Jahre 1644 von Johann dem Streifsüchtigen, Landgrafen von Hessen-Darmstadt, wieder hergestellt wurde. Man weiß nicht wer zerstört hat: Vogtsberg, den Sitz eines abhängigen Herrn, wie es der Name andeutet, Ehrenfels, Fürsteneck, Sayn, die Raß und die Maus. Ein noch tieferes Dunkel liegt auf den Schlössern: Heimburg, Rheinberg, Liebenstein, Sternberg, Lahneck und Dkenfels. Sie stiegen aus der Nacht empor und kehrten in sie wieder zurück. Man weiß nicht, wer sie gegründet, nicht wer sie zerstört hat. Nichts ist auffallender als mitten in der Geschichte diese dichte

Finsterniß, in welcher man unkenntlich gegen 1400 das aufrührerische Getümmel der rheinischen Hanfa gegen die Ritter Krieg führen, und früher noch im schweren Dunkel des zwölften Jahrhunderts den furchtbaren Schatten Barbarossa's auf die Burggrafen vernichtend fallen sieht. Viele dieser alten Burgen, deren Geschichte verloren ging, sind halb romanisch halb carolovingisch. Heller beleuchtete Gestalten erscheinen in den übrigen Ruinen. Ihre Chronik findet man zerstreut hie und da in den alten Archiven. Stahleck, das Bacharach beherrscht und von den Hunnen gegründet worden sein soll, sah im zwölften Jahrhundert Herrmann sterben; die Hohenstaufen, die Guelfen und die Wittelsbacher haben es bewohnt und es ward von 1620 bis 1640 achtmal belagert und eingenommen. Schönberg, woher das Geschlecht der Schönberge und die Sage von den sieben Schwestern stammt, sah die Geburt des großen Generals Friedrich von Schönberg, dessen eigentümliche Bestimmung es war, die Braganza's zu besetzen und die Stuarts zu stürzen. Der Rheinfels widerstand den rheinischen Städten im Jahre 1225, dem Marschall Tallard im Jahre 1692, und ergab sich der französischen Republik 1794. Stolzenfels war die Residenz der Erzbischöfe von Trier. Rheineck sah den letzten Grafen von Rheineck, Domherrn und Berweser der Trierer Kathedrale, im Jahre 1544 erschließen. Hammerstein erfuhr die Fehde der Grafen von der Wetterau mit den Erzbischöfen von Mainz, den An-

griff Kaiser Heinrich des II. im Jahre 1017, die Flucht Kaiser Heinrich des IV. im Jahre 1105, den dreißigjährigen Krieg, den Durchzug der Schweden und der Spanier, die Verheerung durch die Franzosen im Jahre 1689 und die Schande im Jahre 1823 für hundert Thaler verkauft zu werden. Gutenfels, das stolze Schilderhaus Gustav Adolfs, die freundliche Zufluchtsstätte der schönen Gräfin Guda und des verliebten Kaisers Richard, wurde viermal belagert, im Jahre 1504 und 1631 von den Hessen, 1620 und 1642 von den Kaiserlichen, im Jahre 1289 von Garnier von Münzenberg an den Kurfürsten der Pfalz Ludwig den Strengen für zweitausend einhundert Mark Silber verkauft und endlich im Jahre 1807 auf den Preis einer Rente von sechshundert Franken herabgesetzt. Diese lange doppelte Reihe zugleich poetischer und kriegerischer Bauwerke, die alle Epochen des Rheins an ihren Stirnen tragen und alle seine Sagen erzählen, beginnt vor Bingen rechts mit dem Ehrenfels, links mit dem Mäuseturm, und schließt bei Königswinter mit Rolandsack zur Linken und dem Drachenfels zur Rechten. Eine überraschende Symbolik aber verdient auf diesem Wege beachtet zu werden: der große Bogen von Rolandsack mit Ephen reich umgeben, gegenüber der Höhle des Drachen, welchen der hörnerne Siegfried bezwang, und der Mäuseturm gegenüber dem Ehrenfels, — das ist die Sage und die Geschichte die sich wechselseitig ansehen.

Ich zähle hier nur die Burgen auf, die sich im Rheinspiegel und die jeder Reisende im Vorbeiziehen bemerkt. Dringt man aber nur ein wenig in die Thäler und Berge an den Seiten, so stößt man mit jedem Schritt auf eine Ruine. Auf dem rechten Ufer des Wisperthals allein fand ich auf einem Spaziergange von wenigen Stunden deren sieben: den Rheinberg, ein Schloß der Grafen des Rheingau's, Erbvorschneider des heiligen Reichs, im siebenzehnten Jahrhundert erloschen, eine fürchtbare Feste, welche ehemals die große Gemeinde von Lorch in Schrecken setzte; in den Gebüsch Waldock; auf dem Berge, auf dem Kamme eines Glimmerfelsens, nahe an einer Mineralquelle, die an ein paar elenden Hütten vorbeifließt, die Sauerburg, im Jahre 1356 vom Pfalzgrafen Robert erbaut und während des bairischen Krieges von dem Kurfürsten Philipp an seinen Marschall Philipp von Kronberg um tausend Gulden verkauft; Heppenheß, in unbewußter Zeit zerstört; Kammerberg ein Mainzer Kammergut; Nollig ein altes Castrum, wovon noch ein Thurm übrig; Sareck, welches sich gegenüber dem Kloster Winsbach in den Wald einrahmt, wie der Ritter gegenüber dem Priester in der Gesellschaft von ehemals. Heut zu Tage sind Schloß und Kloster, Ritter und Priester Ruinen. Nur der Wald und die Gesellschaft, letztere jährlich erneuert, überleben.

Durchforscht man die Siebenberge, so findet man

darin wie Strünke hinter Ephen verborgen, eine Abtey, Schomberg, und sieben Burgen: Drachenfels, von Heinrich dem V. zerstört; Wolfenbürg, wie der Name sagt, in Wolken versteckt, gleichfalls von Heinrich dem V. zerstört; Löwenberg, wohin sich Buser und Melanchthon flüchteten und wo sich nach ihrer Verheirathung, die eine Verherrlichung des Kegerthums war, Agnes von Mansfeld und der Erzbischof Gebhard verbargen; Nonnenstromberg und Delberg, von Valentinian im Jahre 368 erbaut, und Hemmerich, das Schloß jener kühnen Ritter von Heinsberg, welche die Kurfürsten von Köln befehdeten.

In der Ebene auf der Mainzer Seite liegt Frauenstein, das aus dem zwölften Jahrhundert rührt; Scharfenstein ein erzbischöfliches Lehen; Greifenklau im Jahre 1350 erbaut. Auf der Kölner Seite der bewundernswürdige Godesberg. Woher kommt der Name Godesberg? von dem Gauggericht, Goding, welches hier im Mittelalter gehalten wurde? oder von Wodan, dem Ungeheuer mit zehn Händen, das die Ueber hier anbeteten? Kein Sprach- und Alterthumsforscher beantwortet diese Frage. Wie dem nun auch sei, die Natur machte in vorgeschichtlicher Zeit den Godesberg zu einem Vulkane, der Kaiser Julian im Jahre 362 zu einem Lager, der Erzbischof Theodorich im Jahre 1210 zu einem Schlosse, der Kurfürst Friedrich der II. im Jahre 1375 zu einer Feste, der Kurfürst von Baiern im Jahre

1593 zu einer Ruine und der letzte Kurfürst von Köln Maximilian Franz zu einem Weinberge.

Die alten Burgen der Rheinufer, die riesigen Gränzsäulen, vom Feudalismus am Strome aufgestellt, erfüllen die Landschaft mit Nachsinnen. Stumme Zeugen längst vergangener Zeiten, haben sie Thaten beigewohnt, Scenen eingerahmt, Worte gehört. Sie stehen da wie die ewigen Coulissen des düsteren Drama's, welches seit sechshundert Jahren am Rhein gespielt wird. Sie sehen, wenigstens die ältesten von ihnen, mitten unter Entwicklungen der Vorsehung erscheinen und abtreten alle die großen, oder die fremden, oder die gefürchteten Schauspieler: Pipin, der dem Papste Städte schenkte; Carl den Großen im wollenen Hemde und Otterwamse, auf den alten Diacon Peter von Pisa gestützt und mit seiner kräftigen Hand dem Elephanten Abulabaz schmeichelnd; Otto den Löwen sein blondes Haupt schüttelnd; Azzo den wälischen Markgrafen das mit Engeln geschmückte Siegesbanner der Schlacht von Merselburg tragend; Heinrich den Finkenden; den alten und den jungen Conrad; Heinrich den Schwarzen, der vier deutsche Päpste in Rom einsetzte; Rudolph von Sachsen, welcher in seiner Krone den päpstlichen Hexameter trug: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho; Gottfried von Bouillon, der die Lanzen spitze des kaiserlichen Banners in den Bauch der Reichsfeinde stieß; Heinrich den V., der zu Pferd die Stufen des heil. Peter zu Rom hinaufstieg. Fast keine

große Gestalt der deutschen Geschichte, deren Züge sich nicht auf ihrem ehrwürdigen Gestein abgezeichnet hätten: der alte Herzog Belf, Albrecht der Bär, der heilige Bernhard, Barbarossa, der sich in der Hand irrte, als er den Steigbügel des Papstes hielt; Rainald Erzbischof von Köln, der die Franzen vom Carocium in Mailand herunterriß; Richard Löwenherz; Wilhelm von Holland; Friedrich der II., der milde Kaiser mit dem griechischen Antlitz, der Dichter Freund wie August, der Califen Freund wie Carl der Große, der in seinem Uhr-Zelte studierte, worin eine goldene Sonne und ein silberner Mond die Jahreszeiten und die Stunden anzeigten. Diese Burgen bewunderten im raschen Vorübergehen den Mönch Christian, der den preussischen Bauern das Evangelium predigte; Herrmann Salza den ersten Großmeister des deutschen Ordens, der viele Städte erbaute; den Böhmenkönig Ottokar; Friedrich von Baden und Conradin von Schwaben, die in ihrem sechszehnten Jahre enthauptet wurden; Ludwig den V. Landgrafen von Thüringen und Gemahl der heiligen Elisabeth; Friedrich den Gebissenen, der auf seiner Wange das Maal der Verzweiflung seiner Mutter trug, und Rudolph von Habsburg, der sein graues Wamms selbst ausbesserte. Sie erschallten von dem Wahlspruche Eberhards Grafen von Württemberg: „Ehre Gott und Krieg der Welt!“ Sie beherbergten den Kaiser Sigmund, dessen Gerechtigkeit so gut wog und so schlecht traf; Ludwig den V., den

letzten bannbeladenen Kaiser; Friedrich den III., den letzten Kaiser der zu Rom gekrönt worden. Sie hörten Petrarca, wie er Carl den IV schalt, weil dieser nur einen Tag in Rom geblieben und ihm zurief: „Was würden Eure Ahnen die Cäsaren sagen, wenn sie Euch zu dieser Stunde in den Alpen begegneten, das Haupt gesenkt und Italien den Rücken gewendet?“ — Sie sahen vorbeiziehen, gedemüthigt und wüthend, den deutschen Achill Albrecht von Brandenburg, nach der empfangenen Lehre bei Nürnberg, und den burgundischen Achill Carl den Kühnen, nach den sechs und fünfzig Stürmen auf Neuß. Sie sahen vorbeiziehen hochmüthig und stolz auf ihren Mäulern und in ihren Sänften in langen Reihen am Rhein die Bischöfe des Decidents im Jahre 1415 zum Concilium von Constanz, um Johann Hus zu verurtheilen; im Jahre 1431 zum Concilium von Basel, um Eugen den IV. abzusetzen, und im Jahre 1519 zum Reichstag nach Worms, um Luthern Fragen zu stellen. Sie sahen langsam und unheimlich stromabwärts, von Oberwesel nach Bacharach, das blonde Haar in die Fluth getaucht, den weißen blutenden Leichnam des heil. Werner schwimmen, des armen Kindes, das von den Juden im Jahre 1287 gemartert und in den Rhein geworfen wurde. Sie sahen von Wien nach Brügge bringen in einem sammtausgeschlagenen Sarge auf goldenem Leichentuche Maria von Burgund, die auf der Reiterbeize durch einen Sturz mit dem Pferde gestorben. Die gräß-

liche Horde der Magyaren; der Aufruhr der Mongolen, von Heinrich dem Gottesfürchtigen im dreizehnten Jahrhundert aufgehalten; das Geschrei der Hussiten, die alle Städte der Erde auf fünf zurückführen wollten; die Drohungen des großen und des kleinen Procop; das grauenvolle Gebrause der Türken, welche nach der Einnahme Constantinopels die Donau heraufzogen; der eiserne Käfig, worin die Rache der Könige den Johann von Leyden zwischen seinem Kanzler Brechting und seinem Denker Knipperdolling herumführte; der junge Carl der V., der in Diamant-Sternen auf seinem Schilde das Wort nondum erglänzen ließ; Wallenstein von sechszig Edelpagen bedient; Tilly im grüneidenden Koller auf seinem kleinen grauen Pferde; Gustav Adolph den Thüringer Wald durchschreitend; der Zorn Ludwig des XIV. der Zorn Friedrich des II., der Zorn Napoleons, — alle diese furchtbaren Dinge, die der Zeit nach Europa erschütterten und erschreckten, schlugen wie Blitze in diese alten Mauern. Diese ruhmvollen Schlösser verspürten den Gegenstoß der Schweizer, welche zu Sempach die alte Kavallerie aufrieben und des großen Conde, der bei Rocroy die alte Infanterie zerstörte. Sie hörten Leitern krachen, siedendes Pech brodeln und Kanonen brüllen, Die Lanzenknechte, die Sturmwalzen, so gefährlich für die Schwadronen, die ungestümen Thaten Sickingens, des großen Ritters, die klugen Stürme Bartenbachs des großen Feldherrn, — sie haben Alles gesehen, Allem ge-

trozt, Alles erfahren. Heut zu Tage trübsinnig, wenn des Nachts der Mond ihre Gespenster mit dem weißen Sarge umgibt, und noch trübsinniger im vollen Sonnenschein, erfüllt von Ruhm und Ehren, vom Nichts und von der Einsamkeit, benagt von der Zeit, untergraben von den Menschen, auf die Weingärten der Lehne einen Schatten werfend, der alle Jahre kleiner wird, lassen sie ihre Vergangenheit Stein um Stein in den Rhein und Tag um Tag in die Vergessenheit vollen.

O edle Burgen! o arme alte gelähmte Niesen! o beschimpfte Ritter! Ein Dampfschiff voll Kaufleute und Bürger qualmt Euch im Vorüberfahren seinen Rauch ins Gesicht!

Schlußbemerkungen.

I.

In der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, vor etwas mehr als zweihundert Jahren, war Europa folgenderweise bestellt :

Sechs Mächte ersten Ranges: der heilige Stuhl, das heilige Reich, Frankreich, Großbritannien, die beiden übrigen sollen alsbald genannt werden. Aht Mächte zweiten Ranges: Venedig, die Schweizer-Kantone, die Vereinigten Staaten, Dänemark, Schweden, Ungarn, Polen und Rußland.

Fünf Mächte dritten Ranges: Lothringen, Savoyen, Toscana, Genua und Malta.

Endlich sechs Staaten vierten Ranges: Urbino, Mantua, Modena, Lucca, Ragusa und Genf.

Zerlegt man diese Gruppe von fünf und zwanzig Staaten, um sie nach ihren politischen Formen zu ordnen, so findet man: fünf Wahl-Monarchien, den heiligen
XIX.

Stuhl, das heilige Reich, die Königreiche Dänemark, Ungarn und Polen; zwölf erbliche Monarchien, das türkische Reich, die Königreiche Frankreich, Großbritannien, Spanien und Schweden, die Großherzogthümer von Moskau und Toscana, die Herzogthümer Lothringen, Savoyen, Urbino, Mantua und Modena; sieben Republiken, die Vereinigten Staaten, die dreizehn Kantone, Venedig, Genua, Lucca, Ragusa und Genf; endlich Malta, das eine Art von kirchlicher und militairischer Republik war, einen Ritter zum Bischof und zum Fürsten, ein Kloster zur Kaserne, das Meer zum Lager, eine Insel zum Obdach, eine Galeere zur Waffe, die Christenheit zum Vaterland, das Christenthum zum Schützling, den Krieg zum Mittel, die Civilisation zum Zwecke hatte.

Bei dieser Aufzählung der Republiken übergehen wir die ganz kleinen in der politischen Welt, wir nennen nicht Andorre, nicht San Marino. Die Geschichte ist kein Microscop.

Wie man eben gesehen, so nannten sich die zwei großen Wahlthrone die „heiligen“. Der heilige Stuhl, das heilige Reich.

Die erste der Republiken, Venedig, war ein Staat zweiten Ranges. In Venedig selbst wurde der Doge als Privatperson betrachtet und hatte er nur den Rang eines einfachen Herzogs; außerhalb Venedigs betrachtete man den Dogen als eine öffentliche Person, er stellte

die Republik selbst vor und zählte mit unter den gekrönten Häuptern. Merkwürdig ist es, daß unter den Nächsten ersten Ranges keine Republik war, aber daß es darunter zwei Wahl-Monarchieen gab, Rom und das Reich. Eben so merkwürdig ist es, daß es unter den Staaten dritten und vierten Ranges keine Wahlreiche, wohl aber fünf Republiken gab: Malta, Genua, Lucca, Ragusa, Genf.

Die fünf Wahl-Monarchieen waren alle beschränkt: der Papsi durch das heilige Collegium und die Concilien, der Kaiser durch die Kurfürsten und die Reichstage, der König von Dänemark durch die fünf Stände des Reichs, der König von Ungarn durch den Palatinus, der den König verurtheilte wenn das Volk ihn anklagte, der König von Polen durch die Fürsten, die Groß-Castellane und die Landboten. Fürwahr, die Wahl bringt Qual.

Die zwölf erblichen Monarchieen, die kleinen wie die großen waren unbeschränkt, mit Ausnahme des Königs von Großbritannien, der durch die zwei Parlamentskammern beschränkt war, und des Königs von Schweden, dessen Thron bis auf Gustav Wasa ein Wahlthron und der durch die zwölf Räte, durch die zwölf Vicomts der Grundgebiete und durch die fast selbstherrschenden Bürger von Stockholm beschränkt war. Diesen beiden Fürsten konnte man in gewisser Art auch den König von Frankreich beizählen, welcher, ob zwar nur selten, mit den

General-Staaten und etwas öfter mit den acht großen Parlamenten des Reichs abzurechnen hatte. Die zwei kleinen Parlamente von Metz und Nieder-Navarra erlaubten sich so leicht keine Vorstellungen; übrigens machte der König sich nicht viel aus diesem Geclaffe.

Von den acht Republikten waren vier aristokratisch: Venedig, Genua, Ragusa und Malta; drei waren bürgerlich: die Vereinigten Staaten, Genf und Lucca; eine einzige war volksthümlich, die Schweiz. Und selbst in ihr schätzte man den Adel sehr und es gab gewisse Städte, wo Niemand eine obrigkeitliche Person werden konnte, wenn er nicht vier Ahnen aufzuweisen hatte.

Malta wurde von einem Großmeister regiert, der auf Lebenszeit ernannt, von acht Balleys des Convents umgeben war, welche das Großkreuz trugen und sechzig Thaler Einkünfte bezogen, und berathen von den Großprioren der zwanzig Provinzen. Venedig hatte einen Dogen für Lebenszeit ernannt; die ganze Republik überwachte den Dogen, der große Rath überwachte die Republik, der Senat überwachte den großen Rath, der Rath der Zehn überwachte den Senat, die drei Staats-Inquisitoren überwachten den Rath der Zehn, und der eberne Mund verklagte nothwendigen Falls die Staats-Inquisitoren. Jeder venezianische Staatsdiener hatte die gespenstische Blässe eines belauschten Spions. Der Doge von Genua regierte zwei Jahre lang; er hatte abzurechnen mit den acht und zwanzig Familien der sechs Häuser, mit dem

Rath der Vierhundert, mit den acht Gouverneurs, mit dem auswärtigen Podesta, mit den freien Syndiken, mit den Consuln, mit der Rota, mit dem Offiz des heiligen Georg und mit dem Offiz der 44. (Sprich „vier und vier“; der Rath hieß so, weil er im Jahre 1444 errichtet worden, er bestand aus acht Männern.) Waren die zwei Jahre vorüber, so holte man ihn aus dem herzoglichen Palaste ab, führte ihn nach seiner Wohnung und sagte ihm: Vostra serenità ha finito suo tempo, vostra eccellenza sene vada à casa. Ragusa, eine kleine venetianische Welt, eine Gattung krankhaften Auswuchses der alten Albana auf einen Felsen des adriatischen Meeres versetzt, so gut ein Seeräuberneft als eine Stadt der Edelleute, hatte als Fürsten einen Rector, der auf dreifache Art zu gleicher Zeit ernannt wurde, durch das Scrutinium, durch die Stimmenmehrheit und durch das Loos. Dieser Zwerg-Doge regierte einen Monat, hatte zu Vormündern und Wächtern während seiner dreißigtägigen Nachvollkommenheit den großen Rath, aus allen Edeln bestehend, die sechzig Pregadi, die Eif des kleinen Raths, die fünf Provisori, die sechs Consuln, die fünf Richter, die drei Wollbeamten, das Collegium der Dreißig, die zwei Hauptkämmerlinge, die drei Schatzmeister, die sechs Capitani der Nacht, die drei Kanzler und die Grafen des Außern, und wenn sein Reich aus war, erhielt er fünf Dukaten für seine Mühe. Die sieben Vereinigten Staaten verwalteten sich durch einen

Statthouter, der Drange oder Nassau hieß, zuweilen durch zwei, und durch ihre Generalsstaaten, darin die Edlen so wie die guten Städte und die Bauern der Dummelände saßen, und aus denen Holland und Friesland die Clerisey ausschloß, Utrecht hinwieder zuließ. Lucca, welches regiert wurde von den achtzehn Bürgern des Unterredungsrathes, von den Hundertsechzig des großen Rathes und von dem Commandeur der Ritterschaft, unter Beistiß der drei Terzier vom heil. Erlöser, vom heil. Paulin und vom heil. Martin, hatte als obersten Chef einen gewählten Gonfalonier. Die fünf und zwanzig tausend Einwohner bildeten eine Art von Nationalgarde, welche die Stadt vertheidigte und in Frieden hielt; hundertfremde Soldaten die Signoria. Fünf und zwanzig Senatoren waren die ganze Regierung von Genf. Die allgemeine zu Bern versammelte Tagsatzung war die höchste Autorität, unter welcher die dreizehn Kantone standen, deren jeder für sich von seinem Landamann oder Schultheiß regiert wurde.

Diese Republiken waren, wie man sieht, sehr verschieden. Auf Malta gab es kein Volk, in Venedig zählte das Volk nicht, in Genua kam es nicht zum Vorschein, in Holland sprach es, und in der Schweiz regierte es. Die beiden letzten Republiken, Holland und die Schweiz, waren Blinde.

So also schätzte sich seit dem Beginne des siebenzehnten Jahrhunderts in den fünf und zwanzig Staaten

der europäischen Gruppe die sociale Macht bereits durch alle Farben vom Hochpunkt der Völker bis zu ihrer Grundlage und enthielt bereits alle Formen, welche ihr die Theorie ertheilen konnte. In zehn Staaten war sie vollkommen monarchisch, in sieben monarchisch beschränkt, in vier aristokratisch, in drei bürgerlich — und vollkommen volkstümlich in Einem.

In dieser von der Vorsehung zusammengestellten Gruppe war der Uebergang von der monarchischen zu den volkstümlichen Staaten sichtbar. Es war Polen, ein halbgetheilter Staat, der zu den Königreichen zählte wegen der Krone seines Oberhauptes und zu den Republiken wegen der Vorrechte seiner Bürger.

Merkwürdig ist es, daß in dieser Einrichtung einer ganzen Welt durch ein, ich weiß nicht welches, geheimnißvolles Gesetz des Gleichgewichtes die mächtigen Monarchien die schwachen Republiken schützten und sonderbarer Weise diese Prob-Muster des damaligen Bürgerthums und in ihnen zugleich die Entwürfe einer künftigen Demokratie und die unausgebildeten Larven der Freiheit erhielten. Die Vorsehung sorgt überall für Keime. Der Großherzog von Toscana, Genua's Nachbar, hätte diesem gern Corsika genommen; Lucca war auf seiner Seite, denn er hatte die ärmliche Republik in seinen Händen: aber der König von Spanien befahl ihm, Genua in Frieden zu lassen und der deutsche Kaiser verbot ihm, Lucca anzurühren. Ragusa war zwischen

zwei furchtbaren Nachbarn, Venedig im Westen, Constantinopel im Osten. Die Ragusaner durch das Links und Rechts beunruhigt, faßten den Entschluß, dem Großherrn vierzehntausend Zechinen jährlich anzubieten; der Großherr nahm sie an und von diesem Tage an schützte er die Freiheiten der Ragusaner. Eine Stadt die von dem Sultan Freiheit einhandelt, ist schon etwas ungewöhnliches; die Folgen aber waren noch mehr befremdend. Von Zeit zu Zeit brüllte Venedig gegen Ragusa, der Sultan gebot Frieden; die große Republik wollte die kleine verschlingen und ein Despot hinderte sie daran.

Ein einziges Schauspiel! ein junger Wolf wird von einer Wölfin bedroht und von einem Tiger vertheidigt.

Das heilige Reich, das Herz Europa's, gestaltete sich im Innern wie Europa, das sich in ihm abzuspiegeln schien. In dem Zeitpunkt, worein wir uns versetzen, traten acht und neunzig Staaten in jene Anhäufung, welche man das deutsche Reich nannte und bauten sich unter den Füßen des Kaisers übereinander; und in diesen acht und neunzig Staaten fand man ohne Ausnahme alle Arten politischer Einrichtungen wieder, welche sich in dem europäischen Verbande nach größerem Maßstabe entwickelten. Es gab darunter erbliche Souverainitäten an deren Spitze ein Erzherzogthum, Oesterreich, und ein Königreich, Böhmen, stand; gewählte und lebenslängliche Souverainitäten, worunter die drei geistlichen Kur-

fürsten am Rhein die ersten Plätze einnahmen; endlich waren darunter siebenzig freie Städte, das heißt Republiken.

Der Kaiser hatte als solcher nur sieben Millionen Einkommen. Es ist wahr, daß das Außerordentliche bedeutend war und daß er als Erzherzog von Oesterreich oder König von Böhmen noch viel reicher war. Fünf Millionen jährlich bezog er allein aus Elsaß, Schwaben, und Graubünden, wo das Haus Oesterreich vierzehn Gemeinden unter seiner Gerichtsbarkeit hatte. Wiewohl nun das Oberhaupt des deutschen Staatskörpers dem Anscheine nach keine große Einkünfte hatte, war das deutsche Reich im siebenzehnten Jahrhundert doch unermesslich. Es berührte das baltische Meer im Norden, den Ocean im Westen und das adriatische im Süden. Es gränzte an das türkische Reich von Kzin bis Szolnok, an Ungarn bei Boszormeny, an Polen von Munkats bis Lauenburg, an Dänemark bei Rendsburg, an Holland bei Gröningen, an Flandern bei Aachen, an die Schweiz bei Constanz, an die Lombarden und Venedig bei Roveredo und schnitt durch sein Elsaß das heutige Frankreich an.

Italien war nicht minder gut zusammengestellt als das heilige Reich. Betrachtet man von Jahrhundert zu Jahrhundert diese großen weltgeschichtlichen Anbildungen von Völkern und Staaten, so gewahrt man daran in jedem Augenblicke tausend feine Löhungen, tausend sinn-

reiche Austreibungen, von der Hand dort oben gearbeitet, daß man am Ende ein Continent wie ein Stück Goldschmieds = Arbeit bewundert.

Nicht so groß und so mächtig als Deutschland war Italien, kraft seines Himmels regsamere, geräuschvoller und scheinbar lebhafter. Das Geflecht seiner Interessen kreuzte sich auf solche Art, daß es nie zerrissen oder entwirrt werden konnte. Daher ein stetes und bewunderungswürdiges Hin- und Herschwanken, eine immerwährende Intrigue Aller gegen Jeden und Jedes gegen Alle; eine Menschen- und Ideenbewegung, welche wie das Leben selbst in allen Adern Italiens pulste.

Der Herzog von Savoyen, das im Gebirge gelegen, war mächtig. Er war ein sehr großer Herr, Marquis von Eusa, von Clivia und von Saluzzo, Graf von Nizza und von Mauriena und hatte eine Million Gold Einkünfte. Er war mit der Schweiz verbündet, das des Herzogs bedurfte, um eine Gränzmauer gegen die Fürsten Italiens zu besitzen und das seine Freundschaft mit dem Preise des Marquisats von Saluzzo bezahlt hatte; er war Verbündeter des Hauses Oesterreich, dem er den Durchgang durch seine Staaten wehren oder gestatten konnte, wenn es seine Truppen aus Mailand nach den Niederlanden ziehen lassen wollte; „die gar nicht friedlich sind und immer am Hefte rütteln“, wie Mazarin sagte; endlich war er Verbündeter der deutschen Fürsten vom Hause Sachsen her, aus welchem er stammte.

Dergestalt in vierfache Allianz gefeßt, schien er unüberwindlich; da er aber drei Begehren hatte, eines nach Genf gegen die Republik, das andere nach Montferrat gegen den Herzog von Mantua, das dritte nach Achaia gegen die hohe Pforte, so packte ihn die Politik von Zeit zu Zeit an diesen Schwächen, um ihn zu rütteln und rückgängig zu machen. Der Großherzog von Toscana hatte ein Land, das man den „Eisenstaat“ nannte, eine Gränze voll Festungen und eine Gränze von Bergen, 1,500,000 Thaler Einkünfte, zeh'n Millionen Gold in seinem Schätze und zwei Millionen an Juwelen, fünf-hundert Cavallerie-Pferde, 38,000 Mann zu Fuß, zwölf Galeeren, fünf Gallassen und zwei Gallionen, zu Pisa sein Arsenal, auf der Insel Elba seinen militairischen Hafen, und zu Livorno seine Schiffszwiebacköfen. Er war Verbündeter des Hauses Oesterreich durch Heirath, und des Herzogs von Mantua durch Blutsbande; aber Corsica entzweite ihn mit Genua, die Gränzfrage mit dem Herzog von Urbino, der kleiner als er, die Eifersucht mit dem Herzog von Savoyen, der größer als er war. Der Fehler seiner Berge war, daß sie nach der päpstlichen Seite offen standen; der Fehler seiner Festungen, daß sie Festungen des Bürgerkriegs, mehr gegen das Volk als gegen das Ausland errichtet waren; der Fehler seiner Herrscherstellung war, daß er auf dem Throne von drei alten Republiken saß, Florenz, Siena und Pisa, welche in eine Monarchie umgeschmolzen wor-

den waren. Der Herzog von Mantua war ein Gonzaga; außer Mantua, einer sehr starken Stadt, die schon vor Trier erbaut und wohin man nur über Brücken gelangen konnte, besaß er fünf und sechszig Städte, 500,000 Thaler Einkommen und die beste Cavallerie in Italien; aber als Marquis von Montferrat fühlte er das Gewicht des Herzogs von Savoyen. Der Herzog von Modena war ein Este; er hatte Modena und Reggio; aber als Prätendent von Ferrara fühlte er das Gewicht des Papstes. Der Herzog von Urbino war ein Montefeltro; er breitete sich über sechszig Meilen in der Länge und fünf und dreißig in der Breite aus, hatte ein Stück von der trevisanischen Mark, sieben Städte, dreihundert Schlösser und zwölfhundert im Kriege abgehärtete Soldaten; aber als Nachbar von Ancona fühlte auch er das Gewicht des Papstes und bezahlte an diesen jährlich 2240 Thaler.

Im Mittelpunkte Italiens, in einem Staate von wunderlicher Gestalt, der es wie eine Schärpe in zwei Theile theilte, regierte der Papst, dessen weltliche Macht wir vielleicht etwas ausführlicher betrachten werden. Der Papst hielt in seiner rechten Hand die Schlüssel des Paradieses, was ihn aber keineswegs hinderte in seiner Linken die Schlüssel von Unter-Italien bis Gaëta zu haben. Unabhängig vom Kirchenstaate war er direct Souverain und indirect Herr der Königreiche von Neapel und Sicilien, der Herzogthümer von Urbino und Parma

und bis zu Heinrich dem VIII. hatte er den Lehenseid der britannischen Könige für England und Irland empfangen. Er war in Italien um so mehr Herr, als die Könige von Neapel und Mailand abwesend waren. Seine moralische Größe war unermesslich. In der Nähe verehrt, aus der Ferne angebetet, ohne sich zu verausgaben Würden ertheilend, die den königlichen gleichkamen, indem er seine Cardinäle mit dem hochmüthigen Hexameter: Principibus praestant et regibus aequiparantur, krönte, im Stande ohne Verlust zu geben, ohne Kosten zu entschädigen und ohne Krieg zu bestrafen, beherrschte er alle Fürstinnen der Christenheit mit der goldenen Rose, die ihm 230 Thaler eintrug, und alle Fürsten mit dem goldenen Degen, der ihm 240 Thaler einbrachte; und um die deutschen Kaiser, welche zweimalhunderttausend Mann aufstellen konnten, was so viel ist als heut zu Tage eine Million Soldaten, demüthigt niederzuknien zu machen, brauchte er ihnen nur die Mützen und Federbüsche seiner Schweizergarde zu zeigen, die ihn jährlich zweihundert Thaler kostete.

Im Norden Europa's vegetirten im Halbdunkel des Poles zwei Monarchien, anscheinend zu weit entlegen, um auf den Mittelpunkt einwirken zu können. Indessen vermochte doch im sechszehnten Jahrhundert Christiern der II. König von Dänemark auf Verlangen Heinrich des II. zehntausend Soldaten auf hundert Schiffen nach Schottland zu schicken. Schweden hatte zwei und dreißig

Fahnen, je von siebenhundert Mann zu Fuß, dreizehn gewöhnliche Compagnieen Cavallerie, fünfzig Segel in Friedens- und siebzig in Kriegszeiten und zahlte jährlich sieben Tonnen Gold, ungefähr hunderttausend Thaler in den königlichen Schatz. Schweden glänzte wenig bis zur Zeit, wo Carl der XII. all sein Licht in Einen blendenden Blitz sammelte.

Zu dieser Zeit sprach das militairische Frankreich in einem hohen Tone vor Europa; das geistige Frankreich aber lallte noch. England war für die Völker des Festlandes nichts als eine bedeutende Insel, seit undenklichen Zeiten mit inneren Unruhen erfüllt. Die Schweiz, — und das bleibt ein Flecken vor dem Auge des Geschichtsforschers, — verkaufte ihre Truppen an den, der darnach Belieben trug. Schreiber dieser Zeilen besuchte vor einigen Jahren das Arsenal von Luzern. In Bewunderung der Glasmalereien aus dem sechzehnten Jahrhundert, welche der Luzerner Rath beinahe von einem fremden Geldmanne, der tausend Franken für jedes Fenster bezahlen wollte, hätte wegschleppen lassen, gelangte er in einen Saal worin ihm der Wegweiser zwei Dinge zeigte: eine grobe Bauernjacke neben einer Pike und einen prachtvollen rothen goldbestickten Anzug neben einer Hellebarde. Die grobe Jacke war ein Bauernrock von Sempach, das galonnirte Kleid war eine Uniform der Schweizergarde des deutschen Kaisers. Der Besucher blieb vor diesem traurigen und ergreifenden Gegensatze stehen.

Dieser volksthümliche Fegen, dieser kaiserliche Lappen, dieser Hirtenkittel, diese Bedienten-Livree war der ganze Ruhm und die ganze Schmach eines Volkes an zwei Nägeln aufgehangen.

Fremde Reisende die gleichfalls in dem Arsenal von Luzern herumgingen, riefen, als sie an dem Verfasser dieses vorbeikamen: „Was macht diese Hellebarde zur Seite dieser Pike?“ Und er konnte sich nicht enthalten ihnen zu antworten: „Sie macht die Geschichte der Schweiz.“ *)

*) Die allgemeinen Tadel der Geschichte lassen immer Ausnahmen für das Besondere zu. Man muß von der Strenge nachlassen, um gerecht und wahr zu bleiben. Ohne Widerrede und selbst mit Berücksichtigung der politischen Motive der Staats-Oekonomie bei allzustark zunehmender Bevölkerung, die sich doch ehrenvoller durch Auswanderungen und Colonien ableiten läßt, ohne Widerrede ist dieses Verkaufen der Truppen von Seiten eines freien Volkes an alle Zwangsherrschaften, die der Soldaten bedürfen, etwas Unmoralisches und Schmählisches. Es war, wiederholen wir es, eine Umwandlung der Bürger zu Condottieren, der freien Männer zu Lanzenknechten, der Uniformen zu Livreen. Unglücklicherweise sagt man nur die Wahrheit, daß im siebenzehnten und selbst im achtzehnten Jahrhundert der militärische Anzug der Schweizer auf Capitulation wenig Achtung genoss. Eben so traurig ist es, daß das Wort Schweizer, welches im Geiste einen Gedanken der Unabhängigkeit erweckt, darin zugleich einen Begriff von Dienerschaft erregt. Wir haben noch immer Schweizer in den Gasthöfen und in den Kirchen. Aber es wäre ungerecht den Vorwurf, den die Handlungsweise einer Nation als Gesamtwert auf sich läßt, auf einzelne, oft reine und ehrenhafte Individuen, die daran Theil genommen, oder davon betroffen worden, auszudehnen. Eilen wir daher auszusprechen

Die Skizze die man sich im Geiste von Europa in dieser Epoche macht, wäre nicht vollkommen, dächte man sich nicht in der Dämmerung eines ewigen Winters, ein wenig diesseit des Don's an der Gränze Asiens eine fremdartige Gestalt sitzen. Dieses Gespenst, welches die Phantassen des siebenzehnten Jahrhunderts beschäftigte, wie ein halb göttlicher halb fürstlicher Genius aus Tausend und einer Nacht, nannte sich der Groß-Knez von Moskau.

Diese Gestalt, mehr asiatisch als europäisch, mehr fabelhaft als wirklich, regierte über ein großes Land, das zeitweise durch die Einbrüche der Tartaren entvölkert wurde. Der König von Polen hatte Schwarz-Rußland, das heißt den Boden; jener hatte Weiß-Rußland, das heißt den Schnee. Man erzählte sich hundert Geschichten und Sagen von ihm in den Pariser Salons und während man noch über die sechszeiligen Strophen

das es unter dieser Livree Helden gab. Die Schweizer, selbst die auf Capitulation, waren zuweisen erhalten. Nachdem sie ihre Dienste verkauft die man kaufen konnte, brachten sie ihre Aufopferung dar, die unbezahlbar war. Abgesehen von dem ärgerlichen Ursprung militärischer Concorate, die der Verfasser dieses unter einem gewissen historischen Punkte gelten lassen will, waren die Schweizer, zum Beispiel in den Tuilerien, bewundernswürdig. Es ist vielleicht sogar schön, daß dieselbe Nation, die die Erste in Europa ihr Blut für die neugeborne Freiheit vergossen, dieses zugleich als die letzte für das sterbende Königthum hingegeben hat; und von diesem Gesichtspunkt aus ist der 10. August 1792 des 17. Novembers 1307 nicht unwürdig.

von Venserade an Julie d'Angennes in Entzücken war, fragte man sich, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, ob es denn bewiesen sei, daß der Großknez dreihunderttausend Pferde ins Feld stellen kann? Die Sache schien unglaublich, und die sie für unmöglich erklärten, erinnerten daran, wie der Polenkönig Stephan in Moskoviën siegreich eingedrungen und es mit sechszigtausend Mann schier erobert habe und wie im Jahre 1560 der König von Mongolien mit achtzigtausend Pferden Moskau überfallen und verbrannt habe. Madame Pilou schrieb: „Der Knez ist sehr reich, er ist unbeschränkter Herr und Gebieter aller Dinge. Seine Unterthanen jagen nach Pelzwerken. Er nimmt die schönsten und theuersten Felle für sich und richtet seinen Theil nach Belieben ein.“ Die europäischen Fürsten schickten mehr aus Neugierde denn aus Politik und fast ironischer Weise Gesandte an den Knez. Frankreich zögerte ihm den Titel „Hohheit“ zu geben. Es war dies in jener Zeit wo der Kaiser den König von Polen nur „Durchlaucht“ nannte und wo es der Marquis von Brandenburg für hohe Ehre schätzte. Erzkanzler des Reichs zu sein. Philipp Fernisten, den der Kaiser nach Moskau gesendet, um zu wissen, was dort eigentlich sei, war zurückgekommen, außer sich über die Krone des Knez, welche an Werth die vier vereinigten Kronen des Papstes, des Königs von Frankreich, des katholischen Königs und des Kaisers übertreffe. Sein Kleid war „ganz be-

fät mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und andern Edelsteinen so groß wie die Haselnüsse.“ Fernisten hatte dem deutschen Kaiser zum Geschenke gebracht „achtmal vierzig Stück Zobel- und Marderzobel-Felle, davon jedes zu Wien auf zweihundert Livres geschätzt wurde.“ Er fügte übrigens hinzu, daß „die Circassier von den fünf Bergen für den Fürsten eine große Verlegenheit seien“. Er schätzte die Moskowiter-Infanterie auf zwanzigtausend Mann. Was nun an diesen orientalischen Erzählungen auch sein mochte, sie waren eine Zerstreuung für Europa, das in großen Kriegen begriffen, gern von Zeit zu Zeit aus der Ferne das unterhaltende kleine Degengeklirre hörte, welches der Knez von Moskau in seinem Winkel erhob, wenn er die Tartarenfürsten herumsuchte.

Ueber seine Macht und Stärke wußte man nur sehr Unbestimmtes. Was ihn selbst anbelangte, der weiter als der König von Polen, weiter als der König von Ungarn, die Majestät mit dem geschorenen Kopfe und dem langen Schnurrbarte, und weiter als der Großherzog von Lithauen, ein Fürst der schon sehr wild anzusehen war in seinem Pelzrock und Pelzmütze, — so gewahrte man ihn sehr gefällig unbeweglich auf einer Art von Kanzelt tron, zwischen dem Bildnisse Christi und dem Bildnisse der Jungfrau sitzen, geschmückt mit dem Kreuze, mit der Mitra, die Hände voll Ringe, in einem langen weißen Gewande wie der Paps und von Männern umgeben, deren Haupt und Füße mit Gold bedeckt waren. Waren

europäische Gesandte bei ihm zu Besuche, so wechselte er täglich die Mitren, um sie zu verblüffen.

Zenseit von Moskau und dem Groß-Knez, in größerer Entfernung und kleinerem Lichte, unterschied man ein unermessliches Land, in dessen Mitte der See Caniclu perlenreich im Schatten schimmerte und wo, untereinander Münzen aus Baumrinden und Seemuscheln austauschend, angefarbte Weiber wimmelten, gekleidet wie die unbebaute Erde, schwarz im Sommer und weiß im Winter, und Männer in Menschenhäuten, die sie von ihren Feinden herunter geschunden. In den dichten Reihen dieses Volkes, welches eine Religion aus Mahomet, Christus und Jupiter zusammengesetzt betrieb, in der ungeheuren Stadt Cambalusa, die von fünftausend Sterndeutern bewohnt und von zahllosen Reiterschaaren bewacht wurde, sah man mitten zwischen Blitzen und Winden mit gekreuzten Beinen auf einem runden Teppich aus schwarzem Filz den Groß-Chan der Tartarei sitzen, der von Zeit zu Zeit mit fürchterlicher Miene die Worte, die auf seinem Siegelringe standen, wiederholte: „Gott im Himmel und der Groß-Chan auf Erden.“

Die müßigen Pariser erzählten vom Chan wie vom Knez eine Menge wunderbarer Dinge. Das Reich des Tartaren-Chans ward, wie man sagte, von dem Marschall Canguiste gestiftet, welchen wir jetzt Gengis-Chan nennen. Das Ansehen dieses Feldherrn war so groß, daß ihm einmal sieben Fürsten gehorchten, denen er ihre

Kinder zu ermorden befaß. Seine Nachfolger waren nicht kleiner als er. Der Name des regierenden Groß-Chans stand an der Stirne aller Tempel in Goldbuchstaben und der letzte Beiname dieses Fürsten lautete „Seele Gottes“. Er theilte mit dem Groß-Knez das Königthum der Horden. Als er eines Tages von den Sterndeutern erfuhr, daß in der Stadt Cambalusa ein Aufbruch ausbrechen werde, erbaute Cublai-Chan ihr zur Seite eine andere, die er Taidu nannte. So war der Groß-Chan.

Im siebenzehnten Jahrhundert, — vergessen wir nicht daß es nur zweihundert Jahre her sind, — gab es außerhalb Europa's im Norden und Osten eine phantastische Reihe wunderbarer und unglaublicher Fürsten, die im Dunkel aufgestellt waren; fremdartige Lustbilder, Blendwerke der Dichter und Abenteuerer, welche im dreizehnten Jahrhundert Dante träumen und Marco-Polo reisen ließen. Gieng man auf diese Prinzen zu, so schienen sie in das Dunkel zurückzuweichen, und suchte man ihre Reihe auf, so fand man entweder wie Columbus eine Welt, oder wie Camoens eine Epopöe. Nach der nördlichen Gränze Europa's hin war die erste, die nächste und die bestbeleuchtete dieser außerordentlichen Gestalten der Großherzog von Lithauen; die zweite noch deutliche war der Groß-Knez von Moskau; die dritte bereits unkenntliche war der Groß-Chan der Tartarei und jenseit dieser drei Erscheinungen erhob sich der Groß-

Scherif auf seinem Silberthrone, der Groß=Sopfi auf seinem goldenen Throne, der Groß=Zamorin auf seinem ehernen Throne, der Groß=Mogul von Elephanten und Erzkanonen umgeben und den Zeppter über sieben und vierzig Königreiche ausgestreckt, der Groß=Lamä, der Groß=Cathay, der Groß=Dair, immer unkenntlicher, immer fremdartiger, immer ungeheurer und verschwanden so Einer hinter dem Andern in den dichten Nebeln Asien's.

II.

Unbeschadet einiger Einzelheiten, die an ihrer Stelle angeführt werden sollen und an dem Gesamtbilde nichts zersören, war Europa dergestalt in dem Zeitpunkte, den wir angedeutet haben. Der göttliche Finger, welcher die Geschlechter von Fortschritt zu Fortschritt führt, war, wie man erkennen konnte, allenthalben in der innern und äußern Anordnung der Grundstoffe sichtbar die Europa bildeten, und dieser Bienenkorb von Königreichen und Völkern war bereits so wunderbar erbaut, daß die Ideen nach Belieben ein- und ausfliegen und im Schatten das Werk der Civilisation bereiten konnten.

Betrachtet man das Ganze und läßt man die Ausnahmen zu, die in allen Denkwürdigkeiten vorkommen, so wurde dieses Werk, die große Bestimmung des Menschengeschlechtes, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in Europa mehr als je und irgendwo bereitet. In die-

fer Zeit, wo da lebten, dieselbe Luft und daher, wenn gleich ohne es zu wissen, dieselben Gedanken einathmeten und sich durch die Betrachtung derselben Ereignisse befruchteten: Galilei, Grotius, Descartes, Gassendi, Harvey, Lope de Vega, Guido, Pouffin, Ribera, Van Dyck, Rubens, Wilhelm von Oranien, Gustav Adolph, Wallstein, der junge Richelieu, der junge Rembrandt, der junge Salvator Rosa, der junge Milton, der junge Corneille und der alte Shakespeare, strebte jeder König, jedes Volk, jeder Mensch durch den einfachen Lauf der Dinge in demselben Ziele zusammen, welches noch jetzt der Strebepunkt aller Geschlechter, die allgemeine Verbesserung Aller durch Alle, das heißt die Civilisation selbst ist. Europa, beharren wir darauf, war was es jetzt ist, eine große Werkstatt, worin gemeinschaftlich das große Werk geschaffen wurde.

Nur zwei Interessen, in einem egoistischen Winkel der allgemeinen Thätigkeit verborgen, lauerten, um sich bei günstiger Stunde der großen europäischen Werkstätte zu bemächtigen, das Eine durch rohen feindlichen Einfall, das Andere durch schlauen Eingriff in fremde Rechte; das Eine geräuschvoll und fürchterlich in seinem Gange, von Zeit zu Zeit Wälle niederreißend und Mauern einbrechend; das Andere gewandt, schlau und staatsklug, durch jede halbgeöffnete Thüre schlüpfend; beide beunruhigten, indem sie täglich mehr Raum gewannen, drückten und bedrohten damals Europa. Diese zwei, sonst

feindlichen Interessen, verkörperten sich in zwei Reichen, und diese zwei Reiche waren zwei Colosse.

Der Erste dieser zwei Colosse, der seine Stellung an einer Küste des Continents im Hintergrunde des mittelländischen Meers eingenommen, stellte den kriegerischen Geist, die Gewalt und die Eroberung vor: mit einem Worte die Barbarei. Der Zweite, auf der andern Seite an der Schwelle desselben Meeres gelegen, stellte den Handelsgeist, die List und den schlaun Ueberfall vor: mit einem Worte die Verderbung. Gewiß zwei natürliche Feinde der Civilisation.

Der erste der beiden Colosse stützte sich mächtig auf Afrika und Asien. In Afrika hatte er Algier, Tunis, Tripolis und ganz Egypten von Alexandrien bis Syene, das heißt die ganze Küste von Penon de Belez bis zur Landenge von Suez; von hier reichte er in das höhlige Arabien, von Suez um das rothe Meer bis nach Suakem.

Er besaß drei von den fünf Tafeln, in welche Ptolomäus Asien eingetheilt, die erste, die vierte und die fünfte.

Die erste Tafel haben, hieß besitzen den Pontus, Bithynien, Phrygien, Lyrien, Paphlagonien, Galatien, Pamphylien, Cappodocien, das kleinere Armenien, Caranien, das heißt das ganze Trapez des Ptolomäus von Skanderon bis Trapezunt.

Die vierte Tafel haben, hieß besitzen Cypren, Syrien, Palästina, die ganze Küste von Siramid bis Alexandrien,

das wüste und das steinigte Arabien, Mesopotamien und Babylon, welches man Bagabet nannte.

Die fünfte Tafel haben, hieß Alles besitzend, was zwischen den zwei Linien eingeschlossen, deren eine von Trapezunt nordwärts bis Hermanassa des Ptolomäus und bis an den kimmerischen Bosphorus reicht, welchen die Italiener den „Mund des heiligen Johann“ nennen, und deren andere das glückliche Arabien durchschneidet und von Suez zur Mündung des Tigers läuft.

Außer diesen drei unermeßlichen Landstücken besaß er das große Armenien und Alles was Ptolomäus auf seine dritte Tafel setzte, bis zu den Gränzen Persiens und der Tartarei.

So reichten seine asiatischen Besitzungen im Norden an den Archipel, an das Meer von Marmora, an das schwarze Meer, an den Palus Meotis und an das asiatische Sarmatien; im Aufgang an das caspische Meer, den Tiger und den persischen Golf, den man das Meer von Elcalif nannte; gegen Untergang an den arabischen Golf, der das rothe Meer ist, und gegen Mittag an den indischen Ocean.

In Europa hatte er das adriatische Meer inne von Knin oberhalb Ragusa, den Archipel, den Propontis, das schwarze Meer bis Caffa in der Krimm, welches die alte Theodosia ist; Ober-Ungarn bis Ofen, Thracien, jetzt Rumelien, ganz Griechenland, das heißt Thessalien, Macedonien, Epirus, Achaia, Morea; fast ganz Syrien;

Dalmatien, Bosnien, Serbien, Dacien und Bulgarien; die Moldau, die Wallachei und Siebenbürgen, deren drei Woiwoden ihm gehorchten; den ganzen Lauf der Donau von Waizen bis zu ihrer Mündung.

Er besaß an Küstenlänge 11,280 italienische Meilen und an Gebiets-Oberfläche 1,203,219 Quadratmeilen.

Man denke sich diesen Niesen ausgestreckt auf der alten Welt liegen, mit der linken Ferse in Afrika, mit dem rechten Knie auf Asien, einem Ellenbogen auf Griechenland, dem andern auf Thracien, den Schatten seines Kopfes auf dem adriatischen Meere, auf Oesterreich, Ungarn und Podolien, sein ungeheures Gesicht bald gegen Venedig, bald gegen Polen, bald gegen Deutschland gewendet und Europa anblickend.

Der andere Coloss hatte zum Hauptsitz unter dem schönsten Himmel der Welt eine Halbinsel, gegen Aufgang vom mittelländischen, gegen Untergang vom Ocean bespült, von Afrika durch einen schmalen Meerarm und von Europa durch eine hohe Bergkette getrennt. Diese Halbinsel umfaßte achtzehn Königreiche, denen sie das Siegel der Einheit aufdrückte.

Er hielt Serpa und Tanager, welche die Riegel der Meerenge von Gibraltar sind, und je nachdem es ihm beliebte, sie zu öffnen oder zu schließen, machte er aus dem Mittelländischen einen See oder ein Meer. Von seiner Halbinsel entsandte er seine Flotten in dieses Meer

aus achtundzwanzig großen Haupthäfen; nach dem Ocean hin hatte er deren siebenunddreißig.

Er besaß in Afrika Penon de Belez, Melilla, Dran, Marzalcabil, welches der beste Hafen im mitteländischen Meer ist, Nazagan und die ganze Küste vom Cap Aguirra bis zum Cap Gardafu; in Amerika einen großen Theil der nördlichen Halbinsel, die Küste von Florida, Neu-Spanien, Yucatan, Mexico und das Cap von Californien, Chili, Peru, Brasilien, Paraguay, fast die ganze südliche Halbinsel bis zu den Patagoniern; in Asien Drumuz, Diu, Goa, Malacca, welches die vier festen Plätze der Küste sind, Daman, Bazin, Zanaa, Ciaul, den Hafen von Colomban; die Königreiche Camanor, Cochin, und Colan mit ihren Festungen, und, mit Ausnahme Callicuts, die ganzen Seeufer von Indiens, von Daman bis Melipur.

Er besaß im Meere und zwar in allen Meeren die drei Balearen, die zwölf canarischen Inseln, die Azoren, Santos Puerto, Madera, die sieben Inseln des grünen Vorgebirgs, St. Thomas, die Insel Gottes, Mozambic, die großen Inseln Baaren, Manar und Ceylan; vierzig Philippinen, deren vorzüglichste Incan zweihundert Stunden lang ist; Portorico, Cuba, St. Domingo; die vierhundert Lucayen und die Inseln im Nordmeere, deren Zahl man gar nicht wußte.

Das hieß also besitzen das ganze Meer, fast ganz

Amerika und in Asien und Afrika fast alles das, was der andere Colosß nicht besaß.

In Europa hatte er außer seiner großen Halbinsel, dem Mittelpunkte seiner Macht und seines Glanzes, noch Sardinien und Sicilien, die zu sehr Königreiche sind, als daß man sie für Inseln zählen könnte. Er hielt Italien an seinen beiden Enden, am Königreich Neapel und am Herzogthum Mailand, die beide sein waren. Was Frankreich betrifft, so umschürzte er es vielleicht noch fester und die drei Staaten, die er an seinen Grenzen besaß, Roussillon, Franche-Comté und Flandern, die es im Halbkreis umgaben, waren wie sein Arm, den er darum geschlungen.

Der erste dieser beiden Colosse war die Türkei, der andere Spanien.

III.

Diese beiden Reiche flößten Europa, das eine tiefen Schrecken, das andere tiefes Mißtrauen ein.

Durch die Türkei verbreitete sich über Europa der asiatische, durch Spanien der afrikanische Geist.

Unter Mohamet dem II. war der Islam die alte Straße des Ochsens, Bos-Poros, wüthend hereingebrochen und hatte seinen Kopfschweif, an eine Lanze gebunden, in der Stadt aufgestellt, die sieben Hügel hatte wie Rom und die bereits Kirchen als Rom nur noch Tempel hatte.

Seit diesem unglücklichen Jahre 1453 stellte die Türkei, wie wir bereits oben gesagt, in Europa die Barbarei vor. Wirklich verlor auch in wenigen Jahren Alles, was sie berührte, die Gestalt der Civilisation. Zugleich mit den Türken faßte die unauslöschliche Feuersbrunst und die immerwährende Pest in Constantinopel Raum. In dieser Stadt, welche so lange Zeit das leuchtende Kreuz Constantins beherrscht hatte, wehten jetzt nur ewige Feuerwirbel und die schwarze Fahne.

Einer jener räthselhaften Zufälle, worin man die Lehren der Vorsehung deutlich lesen zu können meint, gab diesem fürchterlichen Volke die Hauptstadt der edelsten menschlichen Geselligkeit Preis und zum Raube, die Heimath des Gedankens, das Vaterland der Dichtkunst, der Philosophie und der Künste — Griechenland. In Einem Augenblick durch eine einzige Berührung der Türken wurde Griechenland, die Tochter Egyptens und Mutter Italiens, zur Barbarei. Ein unbegreiflicher plötzlicher Ausatz befiel und entstellte das Volk, seinen Boden, seine Denkmäler, ja selbst seine herrliche Sprache. Eine Menge roher Mitlauter und spießiger Sylben überwucherte, wie Dorn- und Distelgewächs die Ruinen, die sanften, weich- und wohlklingenden und von den Dichtern so lieblich ausgesprochenen Worte. Das Griechische wurde, nachdem es durch das Maul der Türken gegangen, zum Kauderwelsch. Türkische Worte, Schlamm aller asiatischen Zbigne, hatten sich bunt hineingedrängt und

zerstörten für immer diese durchsichtige reine, glänzende, diese kristallene Sprache, aus welcher Dichtungen wie Diamanten hervorgegangen waren. Die benachbarten Gegenden, über welche ehemals Hellas gegläntzt, erduldeten eine gleiche Befudlung. Argos wurde verwandelt in Filotia, Delos in Dili, Didymo Lykos in Dimotuk, Tyrosos in Tchurli, Zephirium in Zafra, Sagaleffus in Sadjaklu, Nyssa in Nus-Schehr, Moryffus in Moucions, Kybistra in Buserch, der Fluß Achelous in Aspro-Potamos und der Poreus in Pruth. Welch ein schmerzliches Gefühl flößte nicht das Verderbniß und die Lächerlichkeit ein, wenn man in Stan-Ko, Kos, das Vaterland des Apelles und Hippokrates, erkannte; in Fionda, Phaselis, wo Alexander in's Meer treten mußte, weil der Pfad Elimar so schmal war; in Hesen-now, Novus, wo sich der Schatz des Mithridates befand; in Skipsilar, Scapta = Hyla, wo Thukydides Goldminen besaß und seine Geschichte schrieb; in Temeswar, Tomi, wo Ovid im Exil lebte; in Koffo, Kutusos, wo der heil. Chrysostomus verbannt war; in Giustendil, Justiniana, die Wiege Justinian's; in Saienti, Trajanopolis, das Grab Trajan's! Der Olymp, der Ossa, der Pelion und der Pindus heißen der Beylik von Janina; ein Pascha, auf ein Tigerrfell gefauert, fürchte die Augenbrauen in denselben Bergen, wo einst Jupiter thronte. Der bittere Hohn, der aus den Namen, klang auch aus den Dingen: Aetolien, der alte mächtige und stolze Freistaat, bildete jetzt das Despotat.

Das Thal von Tempe, frigida Tempe, das unter dem Namen Lycosomo verwildert und unnahbar geworden, war von nun an voll Haß, Dorngestrüpp und Finsterniß und verwandelte sich in ein Thal der Wölfe.

Die furchtbare Idee, welche die Barbarei erregt, wenn sie zur Nation geworden mit Flotten und Armeen, ist lebendig und Fleisch geworden im türkischen Sultan. Europa wagte es kaum, diesen schrecklichen Fürsten aus der Ferne zu betrachten. Die Reichthümer des Sultans, des „Türken“ wie man ihn nannte, waren fabelhaft; sein Einkommen überschritt fünfzehn Millionen in Gold. Die Sultantin, Schwester Selims, hatte 2500 Goldschminen täglicher Rente. Der Türk war der mächtigste Fürst an Reiterei. Ohne seine unmittelbare Leibwache zu zählen, die 14000 Janitscharen, welche Infanterie waren, unterhielt er beständig und auf dem Kriegsfuße um sich 50 000 Spahis und 150,000 Timarioten, was 200,000 Pferde machte. Seine Galeeren waren zahllos. Im Jahre nach Lepanto bot die ottomannische Flotte noch immer allen vereinigten Flotten der Christenheit die Spitze. Er hatte so grobe Artillerie, daß, wenn man den Volksgerüchten glauben wollte, der Wind seiner Kanonen die Mauern erschütterte. Man erinnerte sich mit Schrecken, daß bei der Belagerung Constantinopels Mahomet II. einen so ungeheuren Mörser bauen ließ, den auf Rollen fortzuwinden kaum zweitausend Ochsenspanne vermochten und der, wenn er seinen Schlund

gegen eine Stadt richtete, Tag und Nacht ganze Bäche von Erdpech und Felsenstücken nach ihr ausspie. Die andern Fürsten mit ihren Schießgeräthen und Donnerbüchsen schienen nur wenig neben diesen wilden Sultanen, die ganze Vulkane über die Städte ausschütteten. Die Macht des Türken war so wohl berechnet und so nach allen Seiten gerüstet, daß trotz des Krieges mit Europa Soliman den Persiern Diarbekr und Amurat Medien wegnahm, Selim von den Mamelucken Egypten und Syrien eroberte und Amurat der III. die mit dem Sophi verbündeten Georgier vertrieb. Der Sultan setzte sich mit den Königen der Christenheit nur auf der Schwelle seines Palastes in Verbindung. Er datirte von seinem kaiserlichen Steigbügel aus die Briefe, die er ihnen schrieb, oder die Befehle, die er ihnen zugehen ließ. Wenn ihn der Zorn befiel, so ließ er ihren Gesandten vom Fenster mit Fauststößen die Zähne einschlagen. Für die Türken selbst war die Erscheinung des Sultans ein Schrecken. Die Namen, die sie ihm beilegten, zeugten von ihrer Angst; sie nannten ihn „den Sohn der Sklaverei“ und seinen Palast „das Haus des Mörders“. Sie verkündeten ihn den übrigen Völkern durch unheimliche Ruhmeserhebungen. „Wo sein Pferd schreitet“, sagten sie, „wächst kein Gras mehr“.

Der König von Spanien und den beiden Indien, eine Art katholischen Sultans, war allein viel reicher als alle Fürsten der Christenheit zusammengenommen.

Wenn man nur seine regelmäßigen Einkünfte zählt, so bezog er jährlich aus Italien und aus Sicilien vier Millionen in Gold, zwei Millionen Gold aus Portugal, vierzehn Millionen Gold aus Spanien und dreißig aus Amerika. Die siebenzehn Provinzen der Niederlande, die damals Artois, Cambresis und die Ardennen in sich begriffen, entrichteten dem katholischen Könige eine Abgabe von drei Millionen Gold. Mailand war eine reiche Beute, nach der Vielen gelüstete und daher schwer zu hüten. Man mußte Venedig, die eifersüchtige Nachbarin, bewachen; die savoyische Gränze mit Truppen besetzen, um den Herzog abzuhalten, „der unvermuthet darüber herfallen wolle“, wie Sully sagte; das Fort Fuentes stark bewaffnen, um die Schweizer und Graubündner in Ehrfurcht zu erhalten; viel aufbieten, um die guten Festungen des Landes im Stande zu erhalten und auszubessern, vor allen Novara, Pavia, Cremona, „welches“, wie Montluc schrieb, „einen so festen Thurm hatte, daß man ihn unter die Wunder Europa's zählte“. Da die Stadt selbst aufrührerisch war, mußte eine spanische Garnison von 6000 Bewaffneten, 1000 leichten Reitern und 3000 Infanteristen darin erhalten, das Schloß wohl gewahrt und darin immerfort gearbeitet werden. Wie man sieht, kostete Mailand sehr viel: dennoch trug es nach Abzug aller Auslagen achthunderttausend Dukaten an Spanien ein. Die kleinsten Bruchtheile dieses ungeheuren Reiches warfen ihr Echerstein

ab; so die balearischen Inseln fünfzigtausend Thaler jährlich. Alles dieses war, wir wiederholen es, nur das gewöhnliche Einkommen. Das außerordentliche war unberechenbar. Der Ertrag allein aus der Cruzada (päpstliche Indulgenzbulle) wog das Einkommen eines Königreichs auf; nur aus den Subsidiën der Kirche unterhielt der König immerwährend hundert starke Galeeren. Hierzu kommen noch der Verkauf der Pfründen, das Anheimfallen der Verlassenschaften an Ländereien und Gütern, die Einfuhrzölle, die Zehnten, die Einziehung der Güter, die freiwilligen Geschenke der Völker und Lehnsleute. Jedes dritte Jahr zahlte Neapel 12,000 Gold=Thaler, und im Jahre 1615 bot Castilien dem Könige vier Millionen Gold, in vier Jahren zahlbar, an, die er huldreichst annahm.

Dieser Reichtum war Macht. Was der Sultan durch seine Cavallerie, war der König von Spanien durch seine Infanterie. Man sagte in Deutschland: „türkische Reiterei, spanisches Fußvolf“. Steif und ernst sein wie ein Edelmann, fleißig wie ein Schnapphahn, kräftig gegen die Anfälle des Reitervolks, unerschütterlich gegen das Blinkenfeuer, seinen Vortheil und Nachtheil im Kriege genau kennen, seinen Ingrimm schweigend unterdrücken, dem Hauptmanne nachfolgen, in Reih und Glied bleiben und niemals zurückschrecken, nichts vergessen, nicht streiten, jedes Ding zu benützen wissen, Kälte, Hitze, Hunger, Durst, Krankheit, Mühe und Be-

schwerde aushalten, marschiren wie Andere sechten, und sechten wie Andere marschiren, die Geduld zur Grundlage in Allem und den Muth zum Auslauf der Geduld machen: das waren die Eigenschaften eines spanischen Infanteristen. Der castilianische Fußsoldat war es, der die Mauren verjagt, der in Afrika an's Land gestiegen war, die Küste bezwungen, Aethiopien und Kafferland unterworfen, Malacca und die Molucken eingenommen und das alte Indien und die neue Welt erobert hatte. Ein bewunderungswürdiges Fußvolk, das niemals aus einander stob, als an dem Tage, wo es auf den großen Condé stieß. Nach der spanischen Infanterie kam in der Ordnung der Vorzüglichkeit die wallonische, und diese gehörte ebenfalls dem König von Spanien Seine Cavallerie, die nur gegen die türkische zurückstand, war die bestberittene in Europa: sie hatte spanische Klepper, Renner aus dem Reich und burgundische und flandrische Pferde. Die Arsenale des katholischen Königs waren mit Kriegsmunitionen überfüllt. Nur in den drei Waffensälern zu Lissabon hatte er Bruststücke für fünfzehntausend Mann zu Fuß und Panzer für zehntausend Reiter. Seine Festungen waren ohne Zahl und überall, und zehn davon, Collioure, Perpignan und Salses im Mittag, Grevelingen, Dünkirchen, Hesbin, Arras, Valenciennes, Philippesville und Marienburg im Norden standen in dem heutigen Frankreich.

Aber die größte Macht Spaniens, das so mächtig

durch seine Festungen, seine Cavallerie und Infanterie, war weder seine Infanterie, noch seine Cavallerie, noch seine Festungen, es war seine Flotte. Der katholische König, der die besten Kriegsgleute in Europa, hatte auch die besten Seelente. Kein anderes schiffahrendes Volk kam zu jener Zeit den Cataloniern, den Biscayern, den Portugiesen und den Genuesen gleich. Sevilla, das man damals zu den vorzüglichsten Seestädten in Europa zählte, obwohl es ziemlich weit vom Meere gelegen, und wo alle Flotten aus Mexico und Peru anlangten, war eine Pflanzschule der Matrosen.

Um uns einen vollständigen Begriff von dem Gewicht zu machen, welches damals Spanien als Seemacht hatte, wollten wir genau wissen, was die große Armada Philipp des II. war, diese vielberühmte und wenig gekannte, wie so viele berühmte Dinge. Die Geschichte spricht und ist entzückt davon; aber die Geschichte, welche das Einzelwesen haßt, und wie wir glauben, an diesem Hasse Unrecht thut, sagt uns die Ziffern nicht. Wir haben diese Ziffern in dem Dunkel gesucht, wohin sie die Geschichte hat fallen lassen; wir haben sie nur mit großer Mühe gefunden; hier sind sie. Nichts ist unseres Dafürhaltens lehrreicher und interessanter.

Es war im Jahre 1588. Der König von Spanien wollte mit einemmale den Engländern den Garaus machen, die an dem Colosse bereits herumnekten und mergeten. Er rüstete eine Flotte aus. Diese Flotte bestand

aus fünf und zwanzig großen sevillaner Schiffen, aus fünf und zwanzig biscayischen, aus fünfzig kleinen von Catalonien und Valencia, aus fünfzig spanischen Küstenbarken, aus fünf Schaluppen der vier Städte an der Küste von Guipuscoa, aus hundert Sabaren von Portugal, aus vierzehn Galeeren und vier Galiaffen von Neapel, aus zwölf Galeeren von Sicilien, aus zwanzig spanischen Galeeren und aus dreißig deutschen Seedra-chen; in Allem drei hundert fünfzig Segel mit neuntau-send Seeleuten bemannt.

Man wüßte diese Escadre nicht vollkommen zu wür-digen, wenn man sich nicht besänne, was in jener Zeit eine Galeere war. Eine Galeere stellte eine sehr be-trächtliche Summe vor. Die ganze afrikanische Nord-küste, Algier und Tripolis ausgenommen, warf dem Sul-tan nicht so viel ab, um zwei Galeeren davon zu er-richten.

Der Mundvorrath der Armada war unermeslich. Hier die sehr eigenthümlichen und ganz genauen Ziffern: 167,500 Centner Schiffszwieback, geliefert von Murcia, Burgos, Campos, Sicilien, Neapel und den Inseln; 11,000 Centner gesalzenes Fleisch, geliefert von Estramadura, Galicien und Asturien; 11,000 Centner Speck, geliefert von Sevilla, Ronda und Biscaya; 23,000 kleine Tonnen gesalzener Fische, geliefert von Cadix und Algarbien; 28,000 Centner Käse, geliefert von Mayorca, Senegallo und Portugal; 14,000 Centner Reis, geliefert

von Genua und Valencia; 23,000 Lasten Del und Essig, geliefert von Andalusien: die Last wog 25 Pfund; 26,000 spanische Scheffel Bohnen, geliefert von Carthagen und Sicilien; 26,000 Pinten Wein, geliefert von Malaga, Marabella, Ceresa und Sevilla. Die Vorräthe an Getreide, Eisen und Leinen kamen aus Andalusien, Neapel und Biscaya. Das Total ist verloren gegangen.

Diese Flotte trug eine Armee: 25000 Spanier, 5000 aus den italienischen Regimentern, 6000 von den Canaren, aus Indien und den portugiesischen Garnisonen, der Rest Recruten; 12000 Italiener, von zehn Oberstfeldmeistern befehligt; 25000 Deutsche; 1200 leichte Reiter aus Castilien, 200 von der Küste und 200 von der Gränze, zusammen also 1600 Reiter; 3800 Kanoniere und 400 Schanzgräber; was, wenn man die 9000 Matrosen mitzählte, im Ganzen 76,800 Mann machte.

Diese ungeheure Bewaffnung hätte England vernichtet. Ein Windstoß zerstörte sie.

Dieser Windstoß, der in der Nacht vom 2. September 1588 wehte, hat die Gestalt der Welt verändert.

Außer seinen sichtbaren Kräften hatte Spanien noch verborgene. Gewiß, seine Oberfläche war groß, aber seine Tiefe unermesslich. Ueberall hatte es unter dem Erdboden Gänge, Gräben, Minen und Gegenminen, verborgene Fäden, unbekannte Verzweigungen, unerwartete Wurzeln. Später als Richelieu mit dem Spaten in

das alte europäische Erdreich zu stehen begann, war er erstaunt, in jedem Augenblick sein Werkzeug aufstoßen und Spanien sich begegnen zu sehen. Das was man von Spanien am hellen Lichte sah, ging weit, aber das was man nicht sah, reichte noch weiter. Man könnte sagen, daß Spanien in den Westhädeln jener Zeit noch mehr Unten als Oben zu finden war.

Es hielt zu den italiischen Fürsten durch Heirathen, Austria, nube: zu den kaufmännischen Republiken durch den Handel; zum Papst durch die Religion und durch ein, man möchte sagen, mehr katholisches Etwas als Rom selbst; zur ganzen Welt durch das Gold, wozu es den Schlüssel hatte. Amerika war der Geldkasten, Spanien der Cassier. Als Haus Oesterreich herrschte es erhaben über Deutschland und führte dieses blindlings. Deutschland wurde in den tausend Jahren seiner neuern Geschichte einmal von dem Genius Frankreichs, unter Carl dem Großen, und einmal von dem Genius Spaniens, unter Carl dem V., besessen; nur daß Spanien nach Carl des V. Tode Deutschland nicht fahren ließ.

Wie man sieht, hatte Spanien etwas noch Mächtigeres als seine Macht, nemlich seine Politik. Die Macht ist ein Arm, die Politik die Hand daran.

Europa fühlte sich, wie man begreift, nicht wohl zwischen diesen zwei gigantischen Reichen, die mit dem Gewicht zweier Welttheile auf ihm lasteten. Von Spanien im Untergang und von der Türkei im Aufgang

eingeengt, schien es sich immer mehr zurückzuziehen, und die europäische Gränze wich, leise gerückt, gegen den Mittelpunkt herein. Die Hälfte Polens und die Hälfte Ungarns war bereits überfallen und kaum lag noch Warschau und Ofen diesseit der Barbarei. Der mitteländische Orden der Johanniter-Mitter war unter Carl dem V. von Rhodus nach Malta gezogen. Genua, dessen Reich vormals den Tanais erreichte, Genua, das ehemals Cypern, Lesbos, Cyio, Pera und ein Stück von Thracien besessen und dem der morgenländische Kaiser Mitylene geschenkt hatte, war nach und nach aus einer Stellung um die andere vor den Türken zurückgewichen und sah sich jetzt auf Corsika beschränkt.

Indessen widerstand Europa doch den beiden Gewaltstaaten. Es spannte gegen sie alle seine Kräfte an, um die nachdrückliche Sprache Sullys und Matthieus zu gebrauchen. Frankreich, England und Holland stemmten sich kräftig gegen Spanien; das heilige Reich, unterstützt von Polen, Ungarn, Venedig, Rom und Malta, kämpfte gegen die Türken.

Der König von Polen war arm, wiewohl er reicher war, als wenn er König eines der drei Reiche Schottland, Sardinien oder Navarra gewesen wäre, die keine hunderttausend Thaler jährlich einbrachten; er hatte sechshunderttausend Thaler jährlichen Einkommens und Lithauen hielt ihn frei. Mit Ausnahme von ein paar schweizer- oder deutschen Regimentern, unterhielt er kein

Fußvolk; aber seine Cavallerie, aus 100,000 Polen und 70,000 Lithauern bestehend war, vortreflich. Diese Cavallerie, die Schutzwache einer weitläufigen Gränze, hatte als Vertheidigerin des großen zitternden Haufens civilisirter Völker gegen die Horden des Sultans das Erfolgreiche, daß sie auf türkischem Fuße errichtet, wild, rasend und heftig in ihrem Ansturme, der ottomanischen Reiterei dergestalt glich, wie ein Wolfshund einem Wolfe gleicht. Den Rest der Landgränze von Knin am adriatischen Meere bis Szolnok nächst der Donau deckte der Kaiser mit 25,000 Lanzen, eine unzureichende Ausgabe in Kriegszeit, welche im Frieden dem Reiche lästig war. Venedig und Malta deckten das Meer.

Genuas gedenken wir nur im Vorübergehen. Genua, das so oft gedemüthigte, bewachte seine Ufer mit vier Galeeren und ließ fünf und zwanzig in seinem Arsenal verfaulen, wagte sich wenig hinaus und suchte bei dem Könige von Spanien Schutz.

Malta hatte drei Panzer: seine Festungen, seine Schiffe und die Tapferkeit seiner Ritter. Diese edlen Männer, zu Malta der strengen Regel des Aufwandgesetzes vermaßen unterworfen, daß sich selbst die Angesehensten kein neues Kleid machen lassen durften ohne die Erlaubniß des Tuch=Valley, entschädigten sich für den Klosterzwang durch Ausbrüche unerhörter Tapferkeit und waren, Lämmer auf der Insel, Löwen auf dem Meere. Eine Galeere von Malta, die niemals mehr als sechszehn

Kanonen und fünfhundert Streiter trug, griff unverzagt drei türkische Gallionen an.

Das reiche und kühne Venedig, auf seine sieben festen Städte in der Lombardei und Mark gestützt, Herrin von Friaul und Syrien, Herrin des adriatischen Meeres, dessen Bewachung jährlich fünftausend Dukaten kostete, besetzte alle Ausgänge mit fünf kleinen immer bewaffneten Ruder Schiffen, saß fest und stolz auf Corfu, Zante, Cephalonien, auf allen Inseln der Küste von Zara bis Cerigo, unterhielt immerwährend auf dem Kriegsfuße 25,000 Cerniden, 35,000 Lanzenknechte, Schweizer und Graubündner, 1500 Lanzen, 1000 Lombardische leichte Reiter und 3000 dalmatinische Strabioten, Venedig bot dem Sultan ernstlich die Stirne. Selbst nachdem es Andro und Paros verloren, die es im Archipel besaßen, bewahrte es Candien, und hier auf diesem trefflichen natürlichen Bollwerke, welches das ägeische Meer schließt, wehrte es den Türken den Ausgang aus dem Archipel wie den Eingang in das mittelländische Meer und hielt die Barbarei im Schach.

Der Dienst zur See gehörte in Venedig zum adeligen Wesen. Alle Capitaine und Schiffsoffiziere waren edle Venetianer. Die Republik hatte jederzeit vierzig Galeeren in See und darunter zwanzig große. In ihrem bewunderungswürdigen Arsenal, dem einzigen in der Welt, hatte sie zweihundert Galeeren und so viel Werkleute, daß sie in zehn Tagen dreißig Schiffe aus dem Hafen

laufen lassen, und einen Vorrath an Waffen und Munition, womit sie alle Marinen der Erde versehen konnte.

Der heilige Stuhl hatte große Hülfquellen. Nichts ist so interessant, als heut zu Tage zu erforschen, was für ein weltlicher Fürst und welche politische und Kriegsmacht damals der Papst war, der als geistlicher Fürst so hoch stand. Rom, das vor Alters fünfzig Meilen im Umfange, hatte nur noch sechszehn; seine Thore ehemals nach vierzehn Richtungen gewendet, waren auf dreizehn beschränkt; die Stadt hatte sieben große historische Plünderungen erfahren; aber obgleich geschändet, war sie doch die heilige, obgleich der Bertheidigungsmittel beraubt, doch die starke geblieben. „Rom wird“, man erlaube uns zu wiederholen, was wir schon anderwärts gesagt, „immer Rom bleiben.“ Der Papst besaß einen der Zugänge Italiens, Ancona, und eines der vier lombardischen Herzogthümer, Spoleto; er hatte Ancona, Comaschio und die Mündung des Po nach dem venetianischen Golf, Civita Vecchia am tyrrhenischen Meere. Der Kirchenstaat umfaßte die Campagna von Rom und das Erbe des heiligen Petrus, Sabinum, Umbrien, das heißt den ganzen Schatten der Apenninen, die Mark von Ancona, Romagna, das Herzogthum Ferrara, das Land von Perugia, Bologna und Etwas von Toscana; eine Stadt ersten Ranges, Rom; eine zweiten, Bologna; acht dritten Ranges, Ferrara, Perugia, Ascoli, Ancona, Forli, Ravenna, Fermo und Viterbo; fünf und vierzig Ortshafte verschiedenen Ran-

ges, worunter Rimini, Cesena, Faenza und Spoleto; fünfzig Bisthümer und anderthalb Millionen Einwohner. Außerdem besaß der heilige Stuhl in Frankreich die Grafschaft Vaucluse, deren Herz die furchtbare Festung Avignon war. Der römische Staat bildete auf der Karte die Gestalt, die er noch heut hat, nemlich eine in der ersten Stellung der egyptischen Götter sitzende Figur mit Abruzzo als Sitz, Modena und der Lombardei auf dem Haupte, mit Toscana auf der Brust, mit der Terra di Lavoro unter den Füßen, an das adriatische angelehnt und bis an die Kniee in dem mittelländischen Meere. Der geistliche Souverain war reich. Er säete Ablässe aus und erntete Dukaten ein. Es kostete ihn eine Namensunterschrift und die Welt steuerte Geld zusammen. „So lange ich eine Feder habe“ sagte Sixtus der V., „habe ich auch Geld.“ Worte eines Papstes oder eines großen Schriftstellers. Wirklich auch bangte Sixtus dem V., der ein unterrichteter, kunstsinziger und verständiger Papst war, vor keiner königlichen Ausgabe, und doch legte er in fünf Jahren vier Millionen Gold als Reserve-Fond in der Engelsburg zurück. Aus den Beiträgen aller Gläubigen der Welt hielt der Papst eine ganz gute Armee, 25,000 Mann in der Mark und Romagna, 25,000 Mann in der Campagna und im Patriemonium; die Hälfte an den Gränzen, die Hälfte vor Rom. War es nothwendig, so verstärkte er diese Bewaffnung. Gregor der VII. und Alexander der III. boten

mit dem Nimbus jener Zeit und mit den Truppen Beider Sicilien Fürsten die Stirne, welche über die Kräfte des Reichs geboten. Eines Tages erlaubte sich der Herzog von Ferrara nach Comachio zu gehen und dort Salz zu holen. „Der heilige Vater,“ — wir führen hier eine Stelle aus einem Briefe; Mazarin's an, — „brachte mit seinen Gründen und einer schnell erhobenen Armee den Herzog zur Besinnung“ und nahm ihm sein Land weg. Das waren die Soldaten des Papstes. Diese Kriegsmacht verschaffte dem römischen Staate vollkommene Achtung. Hierzu denke man sich noch Umbrien, die große natürliche Festung, vor welcher Hannibal kehrt gemacht, und als Küsten im Norden und im Süden Ufer, die vor Allen in Italien am meisten vom Winde heunruhigt werden; nirgends eine mögliche Landung. Gegen beide Meere schützte den Papst der Wind.

Dergestalt sicher und festgestellt, nahm er an dem großen und ewigen Kampfe gegen den Türken Antheil. Heut zu Tage schickt der heilige Vater dem Pascha von Egypten Kameen und fährt auf dem Dampfschiff Mahmudieh spazieren. — Ein unerhörter Vorfall, der, wenn man ihn wohl erwägt, den wunderbaren Wechsel der Dinge am schreiendsten darlegt: Der Papst sitzt ruhig in dieser Eugenoten-Erfindung mit einem türkischen Namen getauft! — In jener Zeit erfüllte er kräftig sein Amt als Papst und schickte seine, mit einer Tiara besagten Schiffe nach Lepanto. Wenn sich die Halbmonde und

die Turbane erhoben, behielt er nichts zu Hause, keinen Soldaten und keinen Thaler; er feuerte das Seinige bei. So gab bei Veranlassung der Pappi, was ihm die Christen gegeben, wieder der Christenheit zurück. In dem Bunde von 1542 gegen die Türken schickte Paul der III. Carl dem V. 12000 Infanteristen und 500 Reiter.

Gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, im Jahre 1588, hatte ein Sturm England vor Spanien gerettet; gegen das Ende des siebenzehnten, im Jahre 1683, rettete Sobiesky Deutschland vor der Türkei. England retten, hieß eben nur England retten, aber Deutschland retten, hieß Europa retten. Man könnte sagen, daß Polen in dieser denkwürdigen Fügung Frankreichs Amt vollzogen habe. Bis dahin war es immer Frankreich, welches auf die Barbarei traf, und immer war es Frankreich, vor dem diese zerfiel. Im Jahre 496, als sie aus dem Norden kam, zerschellte sie an Clodowig, im Jahre 732, als sie aus dem Süden kam, zerschellte sie an Carl Martell.

Indessen gaben weder die von Gott zerblasene unfiegbare Flotte, noch der von Sobiesky geschlagene Kara Mustapha Europa Ruhe und Sicherheit. Spanien und die Türkei standen noch immer da und das siebenzehnte Jahrhundert vermeinte sie immer fürchterlicher, immer drohender und unermesslicher in eine bange nächste Zukunft hineinwachsen zu sehen. Die Politik, diese mutmaßliche Wissenschaft wie die Medicin, hatte damals kein

anderes Voraussehen. Kaum vermochte man sich in Augenblicken durch den Gedanken zu beruhigen, daß die beiden Colosse auf dem rothen Meere sich begegnen oder in Asien auf einander stoßen müssen.

Das allzuferne und unerfichtliche Zusammentreffen im glücklichen Arabien verringerte in den Augen der Denker die gefährlichen Wendungen nicht, welche die Civilisation bedrohten. Zur Zeit, deren Bild wir flüchtig entwerfen, war die Angst auf dem höchsten Punkt. Eine Schrift, betitelt: „Die Macht des Königs von Spanien“, gedruckt zu Paris im Jahre 1627 mit königlichem Privilegium und Kupfern von Izaak Jaspar, sagt: „Der Ehrgeiz dieses Königs wäre Alles zu besitzen. Seine Flotten, die ab- und zugehen, zügeln England und hindern die Schiffe der andern Staaten nach Belieben auszulaufen.“ In einer andern Schrift, welche um dieselbe Zeit erschienen und den Titel führt: „Gesamt-Abhandlung über den türkischen Staat“, liest man: „Der Türk gibt der Christenheit viel Grund zur Besorgniß, weil er so viele Mittel hat, ein großes Heer zu errichten und aus seinen vielen Ländereien auszuheben. Man müßte alles Urtheils entrathen, um eine solche Sündfluth nicht zu befürchten.“

IV.

Jetzt ist durch den geheimnißvollen Gang der Dinge die Türkei gefallen und Spanien ist gefallen.

Zur Stunde wo wir sprechen, verzehren die Assignaten, dieses letzte Ungeziefer alter verfaulter Gesellschaften, das türkische Reich.

Seit langer Zeit schon hat ein anderes Volk Gibraltar, wie der Wilde, der an seinen Mantel die Klaue des todten Löwen näht.

So sind in weniger als zweihundert Jahren die beiden Colosse, die unsere Väter in Schrecken versetzt, zusammengebrosen.

Ist Europa davon befreit? Nein.

Wie im siebzehnten Jahrhundert droht ihm eine doppelte Gefahr. Die Menschen verschwinden, aber der Mensch bleibt; die Reiche fallen, aber die Egoïsmen erheben sich neu. In der Zeit aber in der wir uns befinden, drücken zwei unermessliche Egoïsmen Europa und zeigen darnach ihr Gelüste. Der Geist des Krieges, des heftigen Andranges und der Eroberung steht noch im Orient; der Geist des Handels, der List und des Vortheils im Occident. Die beiden Riesen sind ein wenig von der Stelle gewichen und nach Norden gerückt, gleichsam um den Continent von oben zu erfassen.

An die Stelle der Türkei ist Rußland getreten, an die Stelle Spaniens England.

Man schneide im Geiste von der Weltkugel ein Segment, welches rings um den Pol herumreicht, von dem europäischen Nord-Cap bis zum asiatischen Nord-Cap,

von Tornea nach Kamtschatka, von Warschau an den Golf von Anadyr, von dem schwarzen Meer an das von Dhotsk reicht, im Westen in Schweden einschneidet, ans baltische Meer gränzt, Polen verschlingt, im Süden die Türkei anfrist, den Kaukasus und das caspische Meer aufschlürft, nach Persien dringt, der langen Kette vom Ural bis zum östlichen Cap folgt, an Turkistan und China gränzt, Japan durch das Cap Lopatka scharf berührt und aus der Mitte Europas durch Asien hindurch bis an die Behringsstraße geht, um dort Amerika zu berühren; dann werfe man in dieses riesige Segment außer Polen die Krimm, Georgien, Chirvan, Zmirete, Abascien, Armenien und Siberien; gruppire rings herum die Inseln von Nowa-Zembla, die Spizberge, Baigaz und Kalguef, Aland, Dagbo und Desel, Clarke, St. Mathias, St. Paul, St. George, die Aleuten, Kodiaf, Sitka und den Archipel des Prinzen Wales, — und zerstreue auf diesem unermeßlichen Raum sechszig Millionen Menschen, so hat man Rußland.

Rußland hat zwei Hauptstädte; die Eine gefallsüchtig, elegant, mit ungeheuren Zierrathen des Pompadour-Geschmacks überhäuft, die dort zu Palästen und Kathedralen geworden, mit weißem Marmor ausgelegt, seit gestern erbaut, vom Hofe bewohnt und vom Kaiser angeheirathet; die Andere mit Kupfer-Kuppeln und Zink-Minareten erfüllt, düster, undenklich und verstoßen. Die erste, St. Petersburg, stellt Europa vor; die zweite,

Moskau, stellt Asien vor. Wie der deutsche Adler hat auch der russische Adler zwei Köpfe.

Rußland kann ein Heer von eihunderttausend Mann ins Feld stellen.

Der mögliche Barbaren-Einbruch der Russen läßt die chinesische Mauer wieder herstellen und die Befestigungen von Paris erbauen.

Der ehemals der Groß-Knez von Moskau war, ist jetzt Kaiser von Rußland. Man vergleiche die beiden Gestalten und ermesse die Schritte, welche Gott den Menschen machen läßt.

Der Knez machte sich zum Tzar, der Tzar machte sich zum Czar, der Czar machte sich zum Kaiser. Diese Umgestaltungen, gesehen wir es, sind wahre Verkörperungen Wischnu's. Mit jeder Haut, die er ablegt, wird der moskowitzische Fürst immer mehr dem übrigen Europa, das heißt der Civilisation, ähnlich.

Indessen vergeße es Europa nicht, ähnlich werden heißt noch nicht selbst sein.

England hat Schottland und Irland, die Hebriden und die Orcaden; vermittelst der Gruppe der Schetland-Inseln trennt es Dänemark von den Faroern und von Island, schließt die Nordsee und beobachtet Schweden; mit Jersey und Guernesey sperrt es den Kanal und beobachtet Frankreich. Dann zieht es aus, um die Halbinsel herum, läßt Portugal seinen Einfluß und Gibraltar seine Ferse fühlen und tritt in das mittelländische Meer, dessen

Schlüssel es hat. Es schreitet über die Balearen, Corsika, Sardinien und Sicilien; hier hält es, findet Malta und bleibt darauf sitzen zwischen Sicilien und Tunis, zwischen Italien und Afrika; von Malta aus gewinnt es Corfu, von wo es die Türkei bewacht und das adriatische Meer sperrt; dann erreicht es St. Maurus, Cephalonien und Zante, von wo es Griechenland überwacht und das jonische Meer beherrscht; endlich Cerigo, von wo es Candien im Auge hat und den Archipel bloktirt. Hier muß es umkehren, Egypten sperrt den Weg, die Landenge von Suez ist noch nicht durchstochen; es geht seinen früheren Weg zurück und gelangt in den Ocean. Erst hat es Spanien, die kleine Halbinsel, umschiffet, jetzt umschiffet es die ungeheure Halbinsel Afrika. Diese Küstenfahrt, wo ein Sandmeer mit einem Bogenmeere abwechselt, ist ungemächlich. Wie ein Mann, der sorgfältig von Stein zu Stein durch eine Pfütze schreitet, hat es bei jedem Schritte, den es macht, seine Haltpunkte. Zuerst setzt es den Fuß auf St. James an der Mündung des Gambia, wo es den französischen Senegal belauert. Sein zweiter Schritt drückt sich auf der Küste bei Cacheo ein, der dritte zu Sierra Leona, der vierte auf dem Cap der drei Spitzen. Dann wagt es sich in das atlantische Meer, und vereinigt unter seiner Flagge Ascension, St. Helena und Fernando-Po, das Insel-Dreieck, das so tief in den Meerbusen von Guinea hineinreicht. So gestützt kommt es an das Cap, bemächtigt sich der Spitze Afrikas, wie

es sich Gibraltars, der Spitze Europas bemächtigte. Vom Cap steigt es nordwärts an der andern Küste der afrikanischen Halbinsel hinauf, berührt die Mascarenen, Ile de France und Port Louis, von wo es Madagascar in Respekt hält und setzt sich auf den Seyshel-Inseln fest, von welchen es der ganzen östlichen Küste vom Cap Delgado bis zum Cap Gardafu gebietet. Hier ist nichts mehr als das rothe Meer, welches es vom mittelländischen und vom Archipel scheidet; es hat die Rundreise um Afrika gemacht und ist fast an demselben Punkte wieder angekommen, von dem es ausgegangen. Es hat das indische Meer vor sich und Asien.

England betritt Asien; von den Seyshelen nach den Lakediven ist nur ein Schritt, es nimmt die Lakediven; hierauf streckt es die Hand aus und ergreift Hindostan, ganz Hindostan, Calcutta, Madras und Bombay, die drei Provinzen der ostindischen Compagnie, so groß wie Kaiserreiche, und sieben Königreiche, Népaul, Dube, Barode, Nagpour, Nizam, Maiffour und Travancore. Hier berührt es Russland, nur das chinesische Turkestan trennt es davon. Herr des Meerbusens von Oman, der die ungeheure Küste umfluthet, die es von Hayderabad bis Trivanderan besitzt, erreicht es Persien und die Türkei durch den persischen Golf, den es schließen kann, und Egypten durch das rothe Meer, das es gleichfalls versammeln kann. Hindostan bietet ihm Ceylan. Von Ceylan schlüpft es unter die Nicobaren und Andamannen, geht

ans Land an der langen Küste der Mog-Berge im chinesischnen Indien und hat so den bengalischen Meerbusen in der Hand. Vermittelt dieses schreibt es dem birmanischen Reiche Gesetze vor. Die Mog-Berge erschließen ihm die Halbinsel Malacca; dort kräftigt es und breitet sich aus. Von hieraus beobachtet es Sumatra, von den Sincapur-Inseln beobachtet es Borneo. In solcher Weise hat es das Cap Romania und das Cap Comorin inne und hat die beiden bedeutendsten Spitzen Asiens, wie es die Spitze Europa's und die Spitze Afrika's hat.

Zur Stunde, in der wir leben, bekriegt es China mit starker Macht, nachdem es versucht, es zu vergiften, oder wenigstens einzuschläfern.

Das ist noch nicht Alles; es bleiben noch zwei Welttheile, Neu-Holland und Amerika, auch sie erfasst es. Von Malacca durchschifft es die unentwirrbare Gruppe der Sunda-Inseln, diese Eroberung der alten holländischen Schifffahrt, und bemächtigt sich Neu-Hollands ganz und gar, der jungfräulichen Erde, die es mit Galeeren-Sträflingen befruchtet und eifersüchtig auf den Bahurts-Inseln im Norden und auf Van-Diemensland im Süden, wie in zwei Festungen, bewacht.

Nun folgt es eine Zeitlang der Cook-Straße, läßt links die sechs Archipela Oceaniens liegen, labirt längs der langen Mauer der Cordilleren und Anden, umsegelt das Cap-Horn, steigt die Küsten Patagoniens und Bra-siliens hinan und geht endlich unter dem Aequator am

Gipfel des mittäglichen Amerika's zu Stabroek ans Land wo es das englische Guyana erschafft. Ein Schritt weiter und es ist Herr der Wind-Inseln, dieser Inseltraube, die das Meer der Antillen verschließt; ein anderer Schritt und es ist Herr der Lucayen, einer langen Barricade, die den merikanischen Meerbusen zuhält. Dort liegen vier und zwanzig kleine Antillen, es nimmt davon zwölf, dort liegen auch vier große Antillen, Cuba, St. Domingo, Jamaica und Portorico, es begnügt sich mit einer, mit Jamaica, auf welcher es alle übrigen genirt. Nun schneidet es in der Mitte der Landenge von Panama, am Anfange des Honduras-Golfes ein Stück Festland aus Yucatan heraus und setzt darauf seine Niederlassung von Balize nieder, wie eine Bedette zwischen den beiden Amerika's. Hier wird es indessen von Mexiko und oberhalb von den Vereinigten Staaten abgehalten von dieser Colonie, deren Nationalität ihm als Schande gilt. Es schiffet sich wieder ein und indem es sich von den Lucayen aus auf die Bermuden schwingt, wo seine Flagge weht, erreicht es Neu-Foundland, diese Insel die, in der Vogelperspective betrachtet, die Gestalt eines Kammeles hat, das auf dem Ocean niedergekniet ist und den Kopf gegen den Pol wendet. Neu-Foundland ist die Station seiner letzten Anstrengung. Diese ist außerordentlich. Es verlängert seinen Arm und reißt mit einem Zuge den ganzen Norden Amerikas vom atlantischen bis zum großen Ocean an sich, zugleich die Neu-

Schottland-Inseln, Canada, Labrador, die Hudsons-Bay, die Baffins-See, Neu-Norfolk, Neu-Caledonien und die Archipela von Quadra und Bancouver, die Irotesen, die Chipeouays, die Eskimos, die Kristinos, die Koliugis, und in dem Augenblick wo es die Dugalacmioutis und die Kiteguen ergreift, hält es plötzlich ein: denn es steht vor Rußland. Wohin England zur See gekommen, dahin ist Rußland zu Land gelangt, denn die Behringsstraße ist so viel als nichts, — und hier unter dem Polarreise, unter häßlichen und entsetzten Wilden, unter starren Eischollen und -Bänken, im Widerschein des ewigen Schnee's und im Schimmer der Nordlichter, hier begegnen sich die beiden Colosse und erkennen sich.

Wiederholen wir also: England hat die sechs größten Meerbusen der Welt, den Golf von Guinea, von Oman, Bengalen, Mexico, die Baffins- und Hudsons-Bay; es öffnet oder schließt nach seinem Gutdünken neun Meere, die Nordsee, den Canal, das mittelländische, das adriatische, das ionische, das rothe, das Meer der Antillen, den Archipel und den persischen Meerbusen. Es besitzt in Amerika ein Reich, Neu-England, in Asien ein Reich, Indien, und im großen Ocean eine Welt, Neu-Holland.

Ueberdies hat es eine Anzahl von Inseln, die in allen Meeren und vor allen Festlanden wie Schiffe auf Station und vor Anker liegen und mit welchen es, selbst Schiff und Insel vor Europa angeheilt, durch seine unzähligen

Fahrzeuge, die schwimmenden Inseln, in fast ununterbrochener Verbindung steht.

Das englische Volk ist an sich selbst kein souveraines, aber es ist für andere ein oberlehensherrliches Volk. So lehensherrlich beherrscht es 2,370,000 Schotten, 8,280,000 Irländer, 244,000 Afrikaner, 60,000 Australier, 1,600,000 Amerikaner und 124,000,000 Asiaten; das heißt: vierzehn Millionen Engländer besitzen hundert sieben und dreißig Millionen Menschen der Erde.

Alle Orte, die wir auf diesen wenigen Seiten genannt haben, sind nur die Kreuzpunkte des ungeheuern Reges, welches England über die Welt geworfen hat.

V.

Hören wir was die Türkei zu Grunde gerichtet hat:

Erstens, die Unermesslichkeit des Ländergebietes, welches aus neben einander stehenden und nicht verkitteten Staaten bestand. Der Ritt der Völker ist der gemeinsame Gedanke. Völker können nicht unter sich zusammenhängen, wenn sie nicht dieselbe Sprache sprechen, deren Worte, wie Präg Münzen des Geistes, von Allen besessen und bei jedem Einzelnen herumgehen. Was aber die Sprache umlaufen macht, was den Worten ein Bild ausprägt, was den gemeinsamen Gedanken erschafft, ist vor Allen die Kunst, die Poesie, die Literatur, humaniores litterae. In der Türkei gab es weder Kunst noch

Wissenschaft, daher auch keine Sprache die von Volk zu Volk ging, keinen gemeinsamen Gedanken und folglich keine Einheit. Hier hatte man latein gesprochen, hier griechisch, dort slavisch, weiterhin arabisch, persisch oder indisch. Es war kein Reich, es war ein Block vom Säbel zugehauen, ein bastardiges Zusammenschieben der Völker, die sich wohl berührten, aber nicht in einander eindringen. Dazu denke man sich noch Wüsten, bald durch Eroberung, bald durch das Klima erzeugt, unübersehbare Einöden, welche die gefellige Triebkraft nie durchströmen konnte.

Zweitens, der Despotismus des Fürsten. Der Sultan war zugleich Hoherpriester und Kaiser, zeitlicher und ewiger Beherrscher, politisches, militairisches und kirchliches Oberhaupt. Seine Unterthanen gehörten ihm mit Gütern, Leib und Geist auf eine unumschränkte und fürchterliche Art an, wie Dinge und noch ärger als Dinge. Er konnte sie verurtheilen und verdammen. Als Sultan war ihr Leben fein; dem Beherrscher der Gläubigen gehörten auch die Seelen. Unglücklich aber der einzelne Mensch, der zu gleicher Zeit gewöhnlich als Mensch und außerordentlich als Fürst sein will. Zu viel Macht bekommt dem Menschen übel. Priester, König, Gott sein, ist zu viel. Das Gebrause aller der angeregten Begehungen, die sämmtlich befriedigt sein wollen, nimmt das arme Gehirn Dessen ein, der Alles kann, verwirrt seinen Verstand, verrückt die Gedankenfolge und macht

ihn zum Narren. Man könnte mit Beweisen in der Hand darthun, daß sich die Mehrzahl der römischen Kaiser und der Sultane in einem Zustande absonderlicher Gehirnzerrüttung befunden. Unbestritten muß man zugeben und die Geschichte selbst weist in langen Zwischenräumen das erstaunliche Ereigniß auf, daß es auch rühmliche, verständige und erhabnere Despoten gegeben; aber im Allgemeinen und fast jeder Zeit ist der Sultan ein Gewöhnlicher, Gemeiner. Daher die maasslose Unordnung, das fürchterliche Schwanken eines höchsten Willens, der Alles im Staate zerbricht und zerstört. Der Despotismus, an Männern von hohem Geist nützlich, förderlich, begeisternd, ja zuweilen nothwendig, verwirrt den gewöhnlichen Menschen und schreckt ihn auf. Der Wein der Starken ist ein Gift für die Schwachen.

Drittens, die Revolution im Serail, die Verschwörungen im Palaste; der Despot der seine Brüder erwürgt, die Brüder die den Despoten vergiften und erschöpfeln; das Mißtrauen des Vaters gegen den Sohn und des Sohnes gegen den Vater; der Verdacht am Herde, der Haß in der Stube, die unbekanntn Krankheiten, die verdächtigen Fieber, die räthselhaften Tode; die ewigen heimlichen Anschläge der Großen, die immer zwischen maassloser Erhebung und bodenlosem Sturze standen; der Aufruhr und das Aufwallen der Kleinen, die immer unglücklich, immer verletzt sind; die Angst in der kaiserlichen Familie, das Zittern des Reiches; schwere,

traurige und unabwendbare Thatfachen, die aus dem Despotismus folgen.

Viertens, eine schlechte Regierung, hart und weichlich zugleich, wie sie von diesem Despoten, der niemals denkt und von diesem Palaste, der immer zittert, ausgehen kann; eine Macht ohne Einigkeit über einem Reiche ohne Einheit. Die Völker dieses halbbarbarischen Reiches sind ganz im Dunkel; von sich selbst, von Andern, von ihren Interessen, von ihrer Zukunft unterscheiden und wissen sie nur wenig; die Regierung, die sie führen sollte, und es auch möchte, weiß fast gar nichts und verkennt den Nest. Für eine Regierung aber wie für den Einzelnen ist das Verkennen ärger als das Nichtwissen. Wohin soll es mit diesem starken, mächtigen, überströmenden, fürchterlichen aber unwissenden Volke kommen? wer führt es und wohin führt man es? Es tappt im Finstern und sieht kaum vor sich; die Regierung sieht noch weniger. Merkwürdiges Schauspiel! ein Kurzsichtiger von einem Blinden geführt.

Fünftens, die Sklaverei, die wie ein Saumsattel auf dem Volke liegt. Unter der türkischen Herrschaft gehörte der Ackermann nicht sich an: er hatte einen Eigenthümer. Da gab es ein erstes Vieh, die Heerde, und ein zweites Vieh, den Bauer. Daher überall Entvölkerung, nirgends Landbau, allenthalben Haß gegen die Scholle. Eigenthum und Freiheit machen dem Menschen den Boden werth, die Zwangspflicht macht ihm denselben verhaßt.

Das Herz schnürt sich zusammen, betrachtet man diesen Staat; man mustere ihn von oben oder unten, beide Endpunkte sind sich im geistigen Elend gleich. Was soll aus der Menschengesellschaft zwischen einem Fürsten werden, den der Despotismus dumm, und zwischen einem Bauer, den die Sklaverei zum Vieh macht?

Sechstens, der Mißstand der militairischen Ansiedlungen. Die Timarioten waren Bauern und Soldaten zugleich. Es war ein Fehler der Türken, zu glauben, daß man auf diese Art die Bevölkerung wiederherstellt. Das Verfahren schlägt immer fehl. Ein Dorf, das ein Regiment ist, hört auf Dorf zu sein. Ein Regiment muß immer viereckig gestanft sein; ein Dorf mag nach den Seiten hinausdrängen und da natürlich und in der Sonne fortwachsen. Ein Dorf ist ein Baum, ein Regiment ein Balken. Erschafft man den Soldaten, so tödtet man den Bauer. Für das wahre und innere Leben der Staaten aber ist ein Bauer mehr werth als ein Soldat.

Siebtens, die Unterdrückung der eroberten Länder; eine barbarische Sprache dem Besiegten aufgedrungen; ein edles Volk, berühmt, historisch groß in den Erinnerungen und Sympathien Europa's, einst frei und republikanisch, jetzt decimirt, ausgerottet, dem Säbel und der Peitsche preisgegeben, im Manne, im Weibe, ja sogar im Kinde zu Grunde gerichtet, entwurzelt aus seinem eigenen Boden, in ferne Länder übersezt, in den Wind gestreut und mit Füßen getreten. Dieses Verfah-

ren des siegenden mit dem besiegten Volke wird von Schreckensrufen begleitet und empört endlich die ganze Erde. Schlägt einmal die Stunde, dann erheben sich die unterdrückten Völker und mit ihnen die Welt zu ihrem Schutze.

Achtens, die Religion ohne Erkenntniß, der Glaube ohne Erwägung, das heißt so viel als der Götzendienst; ein Volk, andächtig ohne allen Begriff von dem, was schön, gerecht und gut ist, das in seinem Kopfe nur die zwei schielenden und falschen Augen seiner Gläubigkeit hat: den Fatalismus, durch welchen hindurch es den Menschen, den Fanatismus, durch welchen es Gott sieht.

Also ein großes und schlecht verbundenes Ländergebiet, eine unwissende Regierung, die Verschwörungen des Divans, der Mißgriff in den militairischen Ansiedlungen, die Sklaverei des Landmanns, die grausame Unterdrückung der eroberten Länder, der Despotismus des Fürsten und der Fanatismus des Volkes: das war es, was die Türkei zu Grunde gerichtet hat. Möge Rußland dies beherzigen. —

Hören wir was Spanien zu Grunde gerichtet hat: —

Erstens, die Art des Landbesitzes. In Spanien gehörte Alles, was nicht des Königs war, der Geistlichkeit oder dem Adel. Der spanische Clerus war, man erlaube uns das streng biblische Wort, lästerlich reich. Der Erzbischof von Toledo hatte zur Zeit Philipp des III. zweihunderttausend Dukaten jährlichen Einkommens, was

so viel ist wie heut zu Tage etwa fünf Millionen Franken. Die Uebtrissin der Vuelgas von Burgos war Besitzerin von vier und zwanzig Städten und fünfzig Dorfschaften und hatte zwölf Pfründen zu vergeben. Die Geistlichkeit besaß, ohne die Zehnten und Präbenden zu rechnen, ein Drittheil des Bodens; die Granden besaßen das Uebrige. Die Besitzungen der spanischen Granden waren wie kleine Königreiche. Der König von Frankreich verbannte einen Herzog und Pär auf seine Güter; der König von Spanien verbannte einen Grand in seine Staaten, en sus estados. Die spanischen Herren waren die größten Gutsbesitzer, hatten große Landwirthschaften und noch größere Schäfereien. Der Marquis von Gebraleon hatte im Jahre 1617 eine Heerde von achthunderttausend Schaafen. Daher blieben ganze Provinzen, wie zum Beispiel Alt-Castilien, brach und zur Weide liegen. Ohne Zweifel hat kleines Besitzthum und kleiner Landbau seinen Uebelstand, aber es hat auch unlängbare Vortheile. Es knüpft das Volk durch den Einzelnen an den Erdboden. In jeder Furche liegt so zu sagen ein unsichtbarer Ring, der den Besitzer an die Gesellschaft bindet. Der Mensch liebt im Boden sein Vaterland. Man besitze nun einen Winkel Erde oder eine halbe Provinz, genug man besitzt und darin liegt die Hauptsache. Besitzen aber Kirche und Abel Alles, so besitzt das Volk Nichts; wenn aber das Volk nichts besitzt, dann hält es auch an nichts. Bei dem ersten Stöße läßt es das Reich fallen.

Zweitens, das grenzenlose Elend der untern Klassen. Das Feld war den Herren, folglich auch das Getraide und das Brod. Sie verkauften das Brod dem Volke und zwar sehr theuer. Ein schändlicher Mißbrauch, den sich alle Aristocraten und immer erlauben. Daher erkünstelte Hungernöth. Selbst zur Zeit Carl des V. starben in den harten Wintern die Armen vor Kälte und Hunger in den Straßen Madrids. Daher maapfloes Elend und tiefer Groll. Der Hunger krißt ein Loch in das Herz des Volkes und schiebt den Haß hinein. Erscheint der Tag, so thun sich alle Herzen auf und eine Revolution steigt daraus empor.

In Erwartung solcher Umwälzung bildet sich inzwischen der Diebstahl aus. Madrid war in den Händen der Diebe; anderwärts bilden diese eine Bande, in Madrid bildeten sie eine Znnung. Jeder kluge Reisende fand sich mit ihnen vorerst ab, zahlte sie in vorhinein für seinen Reifeweg und gab ihnen ihr Theil. Niemand ging aus, ohne eine Börse für die Diebe bei sich zu tragen. Während der Minderjährigkeit Carl des II. unter dem Ministerium des zweiten Don Juan von Oesterreich richtete der Corregidor von Madrid eine Bittschrift an die Regentin, um sie zu ersuchen, daß sie das Regiment von Aytona aus der Stadt entferne, dessen Soldaten, wenn die Nacht kam, den Dieben hülfreiche Hand leisteten, die Bürger auszugiehen.

Drittens, die Art in welcher die eroberten überseei-

schen Länder besessen und verwaltet wurden. In der ganzen neuen Welt gab es nur zwei Statthalter, den Virey von Peru und den Virey von Mexico; und diese zwei Statthalter waren gemeinlich schlechte. Als Repräsentanten Spaniens verläumdeten sie dieses durch ihre Erpressungen und machten es verhaßt. Sie zeigten den fernen Völkern nur zwei Gesichter, die Begierde und die Grausamkeit, indem sie die Güter plünderten und die Menschen unterdrückten. Sie vernichteten die einheimischen Fürsten des Landes und rotteteten die Ureinwohner aus. Ueber die europäischen Statthalter gab es ein italienisches Sprüchwort. Es besagt ganz kräftig, wie die spanische Herrschaft war und lautet: „Der sicilianische Beamte nagt, der neapolitanische ist, der mailänder verschlingt“.

Viertens, die religiöse Intoleranz. Wir sprechen vielleicht etwas später von der Inquisition. Hier sei blos erwähnt, daß die Bischöfe ein außerordentliches Gewicht in Spanien hatten. Ganze Klassen der Bewohner des Reiches, die Ketzer und die Juden, standen außerhalb des Gesetzes. Jeder arme Clerus ist im Sinne des Evangeliums; jeder reiche Clerus ist weltlich, sinnlich, staatsflug und daher intolerant. Seine Stellung ist gefucht und gefährdet, er muß sich vertheidigen und bedarf der Waffen. Die Intoleranz ist eine davon. Mit dieser Waffe verwundet er die menschliche Vernunft und schlägt das göttliche Gesetz todt.

Fünftens, die ungeheure Staatsschuld. So reich Spanien war, seine Lasten erdrückten es. Die Verschleuderungen des Hofes, die großen Gehalte der Würdenträger, die kirchlichen Stiftungen, das immer wachsende Geschwür der Volksarmuth, die Kriege in den Niederlanden, in Amerika und Asien, die theure geheime Politik, das Unterhalten verborgener Beistände die man allenthalben hatte, das unterirdische Werk der weltumfassenden Intrigue, das auf der ganzen Erde bezahlt und erhalten werden mußte, diese tausend Ursachen erschöpften Spanien. Seine Geldkassen waren immer leer. Man wartete auf die Gallione und, wie der Marschall Tesse schrieb, „wenn ein Sturm sie zu Grunde richtete, oder ein Feind sie wegnahm, so war Alles in Verzweiflung.“ Unter Philipp dem III. war der Marquis Spinola genöthigt, das Heer in den Niederlanden aus eigenen Mitteln zu erhalten. Vor zweihundert Jahren war Europa im finanziellen Bezuge ein schlechtverwaltetes Haus; die Monarchien waren die verschwenderischen Kinder, die Republiken die Bucherer. Es ist die ewige Geschichte vom Edelmann, der bei dem Kaufmanne borgt. Wir haben gesehen, daß die Schweiz ihre Armeen verkaufte; Holland, Venedig und Genua verkauften das Geld. So kaufte ein Fürst von den dreizehn Cantonen ein fertiges Heer; die Cantone lieferten es zum bestimmten Tage und Venedig bezahlte es; später wenn Venedig wieder bezahlt werden mußte, gab der Fürst eine Provinz her; zuweilen

ging sein ganzes Reich drauf. Spanien borgte auf allen Seiten und war überall schuldig. Im Jahre 1600 schuldete der katholische König an Genua allein sechszehn Millionen Gold.

Sechstens, ein nachbarliches, ja ein Brüdervolk, das lange für sich gelebt, seine eigenen Fürsten und Herrn gehabt und eines schönen Morgens durch Ueberraschung, fast durch Verrätherei überfallen, dem Mittelstaate gewaltsam einverleibt, aus einem Königreiche zur Provinz gemacht und als erobertes Land behandelt wurde.

Siebtens, die Art der Bewaffnung Spaniens. Die Bewaffnung zu Land war nur geringfügig im Vergleiche zu der auf der See. Die spanische Macht stützte sich vorzugsweise auf die Flotte. Das hieß von einem Windhauche abhängen. Das Loos der Armada ist die Geschichte Spaniens. Ein Wirbelwind, den man in Europa eine Wasserhose, oder in China einen Typhon nennt, ist immer da. Unglücklich die Macht die auf den Wind baut!

Achtens, die Zerstretheit des Ländergebietes. Die großen Besitzungen Spaniens, über alle Meere und Erdwinkel ausgesät, hatten keinen Zusammenhang mit dem Mutterlande. Einige derselben wie Indien lagen in einer Entfernung von viertausend Stunden und waren, wie wir bemerkten, mit dem Hauptlande nur durch die Schiffsspur verbunden. Was ist aber eine Schiffsspur?

Ein Faden. Und wie glaubt man wohl, daß eine Welt halten könne, die durch einen Faden verbunden ist?

Im vorigen Jahre fanden wir ein altes Buch irgendwo im Staube, welches jetzt Niemand liest und als es erschien, vielleicht auch Niemand gelesen hat. Es ist dies ein Quartband betitelt: „Abhandlung über die spanische Monarchie“, ohne des Verfassers Namen im Jahre 1617 in Paris bei Pierre Chevalier erschienen. Wir öffneten es zufällig und kamen, Seite 152, auf folgende Stelle, die wir wörtlich hiehersetzen: „Einige meinen, daß diese Monarchie nicht von langer Dauer sein könne, weil ihre Ländereien so zerstreut und verzettelt sind, daß sie unglaubliche Kosten aufbieten müsse, überall hin Schiffe und Menschen zu schicken, und weil überdies die Eingebornen der fernen Länder in Anbetracht der kleinen Zahl der Spanier zur Besinnung kommen, Muth fassen, sich gegen diese verbünden und sie fortjagen dürften.“ Das war im Jahre 1617, als ganz Europa vor Spanien zitterte und den Nimbus des castilianischen Reichs verehrte, wo ein Ungenannter es wagte, diese tolle Prophezeiung niederzuschreiben und drucken zu lassen. Zweihundert Jahre später erfüllte sie sich in ihrem ganzen Umfange und heut zu Tage ist ein jedes Wort des Anonymus von 1617 wahr und That geworden: Die zerstreuten Ländereien haben unglaubliche Kosten verursacht, das Mutterland hat sich an Menschen und Schiffen erschöpft, die Eingebornen der fernen Länder haben in

Anbetracht der geringen Zahl der Spanier Muth gefaßt, haben sich gegen diese verbündet und sie fortgejagt. Man könnte sagen, daß Simon Bolivar hier ganz vorausgesagt worden. — Zweihundert Jahre sind es, so war ganz Amerika eine Gruppe von Colonieen; merkwürdiger Gegensatz, heut zu Tage ist ganz Amerika, fast bis auf Brasilien, eine Gruppe von Freistaaten.

Also eine reiche Aristocratie, die den Boden besaß und dem Volke das Brod verkaufte, ein reicher, überwiegender und fanatischer Clerus, der ganze Volksklassen außerhalb des Gesetzes verletzte, die bischöfliche Intoleranz, das Elend des Volkes, die ungeheure Staatsschuld, die schlechte Wirthschaft der auswärtigen Statthalter, ein Brüdervolk wie erobertes Land behandelt, die Gebrechlichkeit einer Macht die sich auf den Ocean gründete, die Verstreuung des Länderbesitzes über die ganze Welt, der Mangel des Zusammenhanges zwischen den auswärtigen Besitzungen und dem Mutterlande, das Streben der Colonieen selbstständige Staaten zu werden: Das hat Spanien zu Grunde gerichtet. Möge England dies beherzigen!

Stellt man zusammen was dem türkischen und dem spanischen Reiche gemeinsam war, so ist es der Egoismus, ein unerfättlicher bodenloser Egoismus — staunenswerth, so viel Egoismus und doch keine Einheit! — eine unsittliche Politik, welche bald leidenschaftlich bald betrügerisch Bündnisse verrieth, um den eigenen Interessen

zu fröhnen; das Eine ein kriegerischer Geist ohne die ritterlichen Eigenschaften, die den Soldaten zur Stütze der Gesellschaft machen, das Andere ein kaufmännischer Geist ohne die kluge Ehrlichkeit, die den Handelsmann zum Bande des Staates macht; das Eine, wie wir gesagt, die Barbarei, das Andere die Verderbung verstellend; mit einem Worte das Eine der Krieg, das Andere der Handel und Keines von beiden die Civilisation: das war es was die beiden Colosse von ehemals gestürzt hat. Es diene dies den beiden Colossen von jetzt zur Warnung.

VI.

Ehe wir weiter gehen, fühlen wir das Bedürfnis zu erklären, daß dies Alles nur eine ernste Studie der Geschichte ist. Der Verfasser dieser Zeilen begreift die Haffe der Völker gegeneinander, die Abneigungen der Stämme, die Blindheiten der Nationalitäten; er entschuldigt sie, aber er theilt sie nicht. Nichts was man bisher gelesen, nichts was man noch weiterhin lesen wird, enthält einen Vorwurf, der auf die Völker selbst, von denen der Verfasser spricht, fallen könnte. Der Verfasser tadelt zuweilen wohl die Regierungen, aber niemals die Nationen. Im Allgemeinen sind die Nationen was sie sein sollen; die Wurzel des Guten liegt in ihnen, Gott entwickelt sie und läßt sie Früchte tragen. Selbst die vier Völker, deren Bilder hier skizzirt sind, werden

der Civilisation bedeutende Dienste leisten, wenn sie dereinst den allgemein menschlichen Zweck auch zu ihrem besondern machen werden. Spanien ist berühmt, England ist groß; ja Rußland und die Türkei selbst schließen viele bessere Keime der Zukunft in sich.

Wir glauben ferner in der vollkommenen Unpartheilichkeit unseres Strebens erklären zu müssen, das das, was wir von den Regierungen sagen, nicht auf die Fürsten ausgedehnt werden möge. Nichts ist heut zu Tage leichter als Könige beleidigen. Beleidigungen der Könige sind Schmeicheleien für gewisse andere Ohren. Die Schmeichelei aber, von welcher Gattung sie auch sei, nach Oben oder nach Unten, glaubt der Schreiber dieses nicht erst von sich zurückweisen zu müssen; er fühlt sich frei, er ist frei, weil er sich die Kraft zugesteht, bei Veranlassung zu loben, was ihm lobenswerth erscheint, und wäre es ein König. Er spricht es daher laut und aus voller Ueberzeugung aus: niemals, das beweist die Vortrefflichkeit unsers Jahrhunderts, niemals, zu keiner Zeit, welche geschichtliche Periode man auch mit der unsern vergleichen wolle, waren die Fürsten und die Völker so viel werth, als sie jetzt werth sind.

Man suche daher in der historischen Prüfung, der er sich hier überläßt, keine bezügliche Anwendung weder gegen die Ehre des Königthums, noch gegen die Würde der Völker; sie ist nicht vorhanden. Vor allem ist dies nur eine philosophische und speculative Arbeit. Es sind

nur Thatsachen im Allgemeinen, nichts mehr; es sind nur allgemeine Ideen, nichts mehr. Die Seele des Verfassers birgt keine Galle. Rein blickt er der heiteren Zukunft der Menschheit entgegen. Er hofft auf die Fürsten, er vertraut auf die Völker.

VII.

Dies einmal für allemal gesagt, setzen wir die Prüfung der Aehnlichkeiten zwischen den zwei Reichen fort, welche die Vergangenheit beunruhigten und zwischen den zwei Reichen, welche die Gegenwart beunruhigen.

Erste Aehnlichkeit. In dem Türken wie in dem Russen liegt etwas Tartarisches. Der Geist eines Volkes behält immer etwas von seiner Quelle.

Die Türken, Söhne der Tartaren, sind Menschen aus dem Norden, die durch Asien herabgestiegen und in Europa im Mittag eingetreten sind.

Napoleon sagte auf St. Helena: „Kraht den Russen ab und ihr findet den Tartaren.“ Was er vom Russen gesagt, kann man auch vom Türken sagen.

Der eigentliche Mensch aus dem Norden ist immer derselbe. In gewissen klimatischen und verhängnißvollen Epochen steigt er vom Pol herab und zeigt sich den mittäglichen Völkern, dann geht er fort, kommt in zweitausend Jahren wieder und die Geschichte findet ihn jetzt gerade so wie sie ihn damals entlassen.

Hier ein geschichtliches Bild welches wir in diesem Augenblicke vor Augen haben: „Der eigentliche barbarische Mensch ist dieser. Seine Glieder sind gedrunge, sein Hals ist dick und kurz, etwas unbeschreiblich Häßliches an seinem ganzen Körper macht ihn einem Ungeheuer mit zwei Füßen oder einer jener Gelanderdocken ähnlich, welche grob zu menschlichen Gestalten ausgehauen an den Treppen lehnen. Er ist ganz wild. Muß es sein, so entbehrt er des Feuers, selbst wenn es gilt seine Nahrung zu bereiten. Er ist Wurzeln und Fleisch, das gar oder vielmehr faul wird unter dem Sattel seines Pferdes. Er tritt unter kein Dach, blos wenn er dazu gezwungen ist. Vor Häusern fühlt er Abscheu wie vor Gräbern. Er zieht durch Berg und Thal, lauft vor sich her und weiß von Jugend auf Hunger, Durst und Kälte zu ertragen. Er trägt eine dicke Pelzmütze auf dem Kopfe, eine wollene Jacke auf dem Leibe, zwei Vocksfelle um die Schenkel und über den Rücken einen Mantel aus zusammengenähten Mattensellen. Er ist nicht im Stande zu Fuße zu fechten. Seine Füße, die in den großen Stiefeln lahm geworden, können nicht gehen und klimmen sich berggestalt an den Sattel, daß er mit seinem leichten kräftigen und häßlichen Pferde zusammengewachsen scheint. Er lebt zu Pferde, er verhandelt zu Pferde, er kauft und verkauft zu Pferde, er ist und trinkt zu Pferde, er schläft und träumt zu Pferde.

„Er pflügt keinen Boden, er bearbeitet kein Feld, er

weiß nicht was ein Pflug ist. Er irrt immer umher als ob er eine Heimath und einen Herd suchte. Fragt ihr ihn wo er ist, so weiß er es nicht. Er ist heute hier, aber gestern war er dort; er ist da unten erzogen, aber er ist viel weiter her.“

„Wenn die Schlacht beginnt, so stößt er ein fürchterliches Geschrei aus, sprengt an, schlägt ein, verschwindet und kehrt wie der Blitz wieder. In einem Augenblick plündert und schleppt er fort vom Angriffsfelde. Er kämpft in der Nähe mit dem Säbel und in der Entfernung mit einer langen Lanze, deren Spitze an einem sehr künstlichen Stiele steckt.“

So ist der Mensch aus dem Norden. Von wem er skizzirt worden, zu welcher Zeit und nach welchem Vorbilde? Ohne Zweifel im Jahre 1814 von einem erschreckten Redacteur des Moniteur nach einem Kosacken, in jener Zeit, wo Frankreich gebeugt war? Nein; dieses Bild ist nach dem Hunnen im Jahre 375 von Ammianus Marcellinus und Jordanis entworfen, in der Zeit als Rom fiel. Fünfzehnhundert Jahre sind verlaufen, die Gestalt ist wieder erschienen und das Portrait ist noch immer ähnlich.

Bemerken wir im Vorübergehen daß die Hunnen vom Jahre 375 wie die Kosacken von 1814 von den Gränzen Chinas hergekommen.

Der Mensch des Südens ändert sich, gestaltet sich um, entwickelt sich, blüht und trägt Früchte, stirbt und

erficht wieder wie die Natur; der Mensch des Nordens ist ewig unveränderlich wie der Schnee.

Zweite Aehnlichkeit. In Rußland wie in der Türkei hat Niemand ein rechtes Eigenthum, nichts ist vollständig besessen, nichts nothwendigerweise erblich. Der Russe wie der Türke kann nach dem Willen oder der Laune von oben sein Amt, seinen Grad, seinen Rang, seine Freiheit, seine Habe, seinen Adel, ja seinen Namen verlieren. Alles gehört dem Herrscher, wie alles nach gewissen mehr thörichten als gefährlichen Lehren, die man vergeblich dem französischen Geiste einimpft, Gemeingut sein würde. Nothwendig ist es hier zu bemerken, und wir überlassen es dem Bedenken der absoluten Demokraten, daß das Eigenthümliche des Despotismus im Nivelliren besteht. Der Despotismus stellt unter sich die Gleichheit her. Je vollkommener die Zwangsherrschaft, desto vollkommener die Gleichheit. In Rußland wie in der Türkei giebt es, mit Ausnahme des Aufbruchs, der kein normaler Zustand ist, keine wirklich entschieden und kräftig gegenhaltende Existenz. Ein russischer Fürst zersplittert wie ein Pascha; der Fürst wie der Pascha können zum einfachen Soldaten werden und in der Armee nichts mehr sein als eine Null wozu der Korporal die Ziffer ist. Russische Fürsten werden wie Paschas gemacht. Ein Hausirer wird Mehemet-Ali und ein Pastetenbäckerjunge wird Menzikoff. Diese Gleichheit, die wir hier nur anführen und nicht beurtheilen, steigt bis zum

Throne empor und findet in der Türkei immer, in Rußland zuweilen dort seinen Schlußpunkt. Eine Sklavin ist Sultania und eine Magd war Czarewna.

Der Despotismus haßt wie die Demagogie jedes natürliche und jedes gesellschaftliche Uebergewicht. Kämpfte er gegen dieses an, so schrickt er auch nicht vor Attentaten zurück, welche die Gesellschaft selbst enthaupten. Für ihn giebt es keine Menschen von großem Geiste; in Heinrich Tudors Wage ist Thomas Morus so leicht wie Bailly in der Wage Marats. Für ihn giebt es keine gekrönten Häupter; in Elisabeths Wage ist Maria Stuart so leicht wie Ludwig der XVI. in der Wage Robespierres.

Das Erste was in die Augen fällt, wenn man Rußland und die Türkei vergleicht, ist eine Aehnlichkeit; das Erste was in die Augen fällt, wenn man England und Spanien vergleicht, ist ein Gegensatz. In Spanien ist das Königthum unumschränkt, in England ist es beschränkt.

Denkt man aber darüber nach, so gelangt man zu dem sonderbaren Ergebnis, daß dieser Gegensatz eine Aehnlichkeit erzeugt. Das Uebermaaß der königlichen Gewalt erzeugt, für sich selbst und nur von diesem speciellen Gesichtspunkt aus betrachtet, dieselben Folgen, die das Uebermaaß der beschränkten Gewalt hervorbringt. In dem einen und in dem andern Falle hört der König auf zu sein.

Der König von England, der auf den Knien bedient wird, ist nur dem Namen nach König; der König von Spanien, ebenfalls auf den Knien bedient, ist auch nur König dem Namen nach. Beide sind unfehlbar. Merkwürdig, der Grundsatz der absolutesten Monarchie ist zugleich der Grundsatz des am meisten constitutionellen Staates. El rey no cae, der König fällt nicht, sagt das alte spanische Gesetz; The king can do no wrong, der König kann nicht irren, sagt das alte englische Gesetz. Was ist überraschender, wenn man die Geschichte durchstöbert, als daß man unter scheinbar ganz entgegengesetzten Thatsachen das starrste monarchische und das bedenklichste constitutionelle System auf demselben Stamme sitzen und aus derselben Wurzel hervorstammen sieht.

Der König von Spanien könnte so gut wie der König von England und ohne allen Nachtheil ein Kind, ein Minderjähriger, ein Unwissender, ein Blödsinniger sein. Das Parlament regiert für den einen, das Despacho Universal für den andern. Des Tages als die Neuigkeit der Einnahme von Mons nach Madrid gelangte, belustigte sich Philipp der IV. sehr stark und bedauerte ganz laut „den armen König von Frankreich.“ Kein Mensch wagte es ihm zu sagen, daß Mons ihm, dem Könige von Spanien, gehörte. Spinola schrieb während er Breda einschloß, das von den Holländern bewunderungswürdig vertheidigt wurde, an Philipp den III. in einem langen Briefe das ausführliche Detail, wie diese

Belagerung unmöglich sei; Philipp der III. schickte ihm den Brief zurück, nachdem er eigenhändig am Rande bemerkt: „Marquis, nimm Breda.“ Ein solches Wort niederschreiben konnte nur die Dummheit oder das Genie, man mußte entweder ganz unwissend oder überaus willenskräftig, Philipp der III. oder Bonaparte sein. Hieraus sieht man in welches Nichts der König von Spanien versank in seiner Abgeschlossenheit von allem Denken und Selbsthandeln, welche die Form seiner Gewalt mit sich brachte. Die große Charte schließt gleicherweise den König von England auch fast von Allem aus. Spanien kämpfte unter einem schwach sinnigen Könige gegen Ludwig den XIV., England unter einem wahnsinnigen Könige gegen Napoleon.

Beweist dies nicht in beiden Fällen, daß der König bloß den Namen führt? — Ist das gut? ist es schlecht? Dies ist wieder eine Thatsache, die wir bloß anführen und nicht beurtheilen.

Nichts ist weniger frei als ein König von England, wenn nicht ein König von Spanien. Beiden sagt man: „Sie können Alles unter der Bedingung, daß Sie nichts wollen“. Das Parlament bindet den ersten, die Etiquette den zweiten, und die Ironie der Geschichte geht so weit darzutun, daß diese zwei so verschiedenen Jeseln in gewissen Fällen dieselben Folgen haben. Zuweilen wird das Parlament aufrührerisch und ermordet den König von England, zuweilen empört sich die Eti-

quette und tödtet den König von Spanien. Eine sonderbare aber unumhößliche Zusammenstellung, in welcher das Schaffot Carl des I. die Kohlenpfanne Philipp des III. zum Seitenstück hat.

Eine der bedeutendsten Folgen dieser königlichen Ungültigkeit aus oft ganz entgegengesetzten Gründen, ist die, daß das falsche Gesetz überflüssig geworden ist. In Spanien wie in England können Weiber regieren.

Zwischen den beiden Völkern giebt es noch manch eine Beziehung, die eine aufmerksame Vergleichung herausfindet. In England wie in Spanien ist die Grundlage des Nationalcharacters Stolz und Geduld. Dies ist im Ganzen betrachtet und mit Zugabe der Ausnahmen, die wir anderwärts andeuten werden, ein bewunderungswürdiger Character, der die Völker zu großen Dingen treibt. Stolz ist eine Tugend für ein Volk, Geduld eine Tugend für den Einzelnen.

Mit Stolz herrscht man, mit Geduld erschafft man Colonien. Was aber findet sich auf dem Grunde der Geschichte Spaniens wie auf dem der Geschichte Großbritanniens? Herrschen und Pflanzstädte anlegen.

Vor Kurzem zeichneten wir mit geschichtlicher Treue das Bild der spanischen Infanterie. Man lese es noch einmal. Es ist zugleich das Bild der englischen Infanterie.

Vor Kurzem deuteten wir einige Züge der spanischen Geisteslichkeit an. Auch in England ist ein Erz-

bischof von Toledo; er heist der Erzbischof von Canterbury.

Steigt man zu kleinern Einzelheiten herab, so ersieht man aus diesem kleinen gebietrischen Gewebe des innern und materiellen Lebens, das einem Volke zur zweiten Natur wird, daß beide Nationen in gleicher Art dem Meere zinsbar sind. Der Thee ist für England das, was der Cacao für Spanien war: die Gewöhnung des Volkes; und daher je nach Umständen ein Grund zu Bündnissen oder ein Kriegsfall.

Uebergehen wir zu einer andern Gedankenreihe.

Es gab und es gibt noch bei gewissen Völkern eine gräßliche Lehre, die dem innern Gefühle des menschlichen Gewissens und der klaren Vernunft entgegen ist, welche letztere allein das Leben der Staaten bilden kann. Es ist jene unglückselige religiöse Verirrung, in gewissen Ländern zum Gesetz erhoben, die den Grundsatz aufstellt und glaubt, daß man die Seele rette, wenn man den Leib verbrennt, daß die Qualen dieser Welt den Menschen vor den Qualen jener Welt bewahren, daß der Himmel sich um körperlichen Schmerz erkaufen lasse und daß Gott nur ein großer Henker ist, welcher aus der Höhe seiner ewigen Hölle allen den kleinen scheußlichen Martern zulächelt, die der Mensch erfindet. Wenn je eine Lehre der Entwicklung der Menschengesellschaft zuwider war, so ist es diese. Sie spannt sich an den fürchterlichen Räberthurm von Jagghernath; sie saß vor ei-

nem Jahrhundert bei den jährlichen Menschenopfern von Dahomet. Wer nur fühlt und denkt, stößt sie mit Entsetzen von sich. Fruchtlos wollte der Cultus des Orients sie in die Religionen des Abendlands einschwärzen. Keine Philosophie hat sie angenommen. Seit dreitausend Jahren zittert das blasse Licht dieser Gräberlehre, ohne einen einzigen Denker anzulocken, um die Vorhöfe der riesenhaften Pagoden Indiens, um jene düstern und ungeheuern Baue, die von der erschreckten Menschheit nur halb gesehen, sich in den bodenlosen Finsternissen des unendlichen Geheimnisses verlieren.

Diese Lehre hat im sechszehnten Jahrhundert in Europa die Holzstöbe unter den Juden und unter den Ketzer angezündet; die Inquisition errichtete sie, Spanien schürte sie an. Noch entzündet diese Lehre in unsern Tagen die Scheiterhaufen der Wittwen in Asien; England errichtet sie nicht und schürt sie nicht an, aber es sieht zu wie sie brennen.

Wir wollen nicht mehr hineinlegen als darin enthalten; aber unmöglich ist es uns, die Bemerkung zu unterdrücken, daß ein Volk, das auf der rechten Straße der Civilisation begriffen, selbst aus Politik diese traurigen, empörenden und schändlichen Tollheiten nicht dulden sollte. Frankreich verwarf im sechszehnten Jahrhundert die Inquisition. Im neunzehnten, wenn Indien eine französische Colonie wäre, hätte Frankreich längst die Wittwenbrände ausgelöscht.

Da wir hier und dort der unbemerkten aber wirklichen Berührungspunkte zwischen Spanien und England gedenkend auch Frankreichs erwähnt haben, so sei hier bemerkt, daß man dieses auch in die scheinbar zufälligsten Ereignisse beider Staaten verflochten sieht. Spanien bewachte die Gefangenschaft Franz des I.; England hatte gleiche Ehre und Schmach: es bewachte die Gefangenschaft Napoleons.

Es giebt charakteristische und denkwürdige Daten, die wiederkehren und sich wiederholen, im fernen Echo der Geschichte als eine Lehre für aufmerksame Geister. Die Worte bei Waterloo: „Die Garde stirbt, aber ergiebt sich nicht“ sind nichts als eine heldenkräftige Uebersetzung der Worte bei Pavia: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht.“

Außer diesen unmittelbaren Annäherungen entschleiert endlich die Geschichte zwischen den vier Völkern, die der Stoff dieser Paragraphe sind, gewisse weiterliegende und so zu sagen diagonale Beziehungen, welche sie geheimnißvoll zu verbinden und dem Denker eine heimliche Aehnlichkeit der Einrichtungen und daher vielleicht auch der Bestimmungen zu zeigen scheinen. Wir führen hier nur zwei an. Die erste geht von England nach der Türkei: Heinrich der VIII. tödtete seine Frauen wie Mahomet der II. Die zweite geht von Rußland nach Spanien: Peter der I. tödtete seinen Sohn wie Philpp der II.

VIII.

Rußland verschlang die Türkei.

England verschlang Spanien.

Das ist unseres Erachtens eine letzte und entscheidende Annäherung. Ein Staat verschlingt den andern nur um ihn wieder neu hervorzubringen.

Es genügt die Augen auf zwei Karten von Europa zu werfen, davon jede nach einem Zwischenraum von fünfzig Jahren gezeichnet worden, um zu sehen auf welche unwiderstehliche, langsame und verhängnißvolle Weise die russische Gränze in das ottomanische Reich rückt. Es ist das düstere und fürchterliche Schauspiel einer ungeheuren herankommenden Fluth. Mit jedem Augenblick wachsen die Wogen herein und der Boden verschwindet. Rußland ist die Woge, die Türkei der Boden. Zuweilen weicht die Welle etwas, aber im nächsten Augenblicke erhebt sie sich wieder und tritt jetzt noch weiter aus. Ein großer Theil der Türkei ist bereits davon bedeckt und man erkennt ihn noch halb und halb unter der russischen Aufschwemmung. Am 20. August 1828 stürmte eine Woge bis nach Adrianopel, sie zog sich wieder zurück: aber wenn sie wieder kommt, wird sie Constantinopel erreichen.

Was Spanien betrifft, so können nur die Zerstücklungen des römischen und des carolingischen Reiches einen Begriff von der fabelhaften Zergliederung dieses Landes geben. Ohne Mailand zu zählen, welches Oester-

reich genommen, ohne Roussillon, Franche-Comté, die Ardennen, Cambresis und Artois zu zählen, die an Frankreich zurückfielen, so bildeten sich aus Stücken der ehemaligen Monarchie (und hier rechnen wir nicht einmal das Königreich Spanien) in Europa vier Königreiche: Portugal, Sardinien, Beide Sicilien, Belgien; in Asien ein Vice-Königreich so groß wie ein Kaiserthum, Indien; und in Amerika neun Republiken: Mexico, Guatemala, Columbien, Peru, Bolivia, Paraguay, Uruguay, la Plata und Chili. Theils durch Einfluß, theils durch unmittelbares Herrscherrecht besitzt Großbritannien heut zu Tage den größten Theil dieses unermesslichen Erbes. Es hat, wie wir im Eingang bemerkten, Spanien so verschlungen, wie dieses Portugal verschlang. Wenn man jetzt die Besitzungen der Engländer durchgeht, so findet man nichts als portugiesische und spanische Namen: Gibraltar, Sierra-Leone, la Ascencion, Fernando-Po, las Mascarenhas, el Cabo Delgado, el Cabo Guardafu, Honduras, las Lucayas, las Bermudas, la Barbada, la Trinidad, Tabago, Santa-Margarita, la Granada, San-Cristoforo, Antigoa. Ueberall ist Spanien sichtbar, überall blickt Spanien hervor. Selbst unter dem Drucke Englands haben die Bruchstücke des Reiches von Carl dem V. nicht ganz ihre Gestalt verloren, und, man erlaube uns diesen Vergleich, der unsern Gedanken wiedergiebt, man erkennt die ganze spanische Monarchie in den Besitzungen Großbritanniens so wieder,

wie man einen halbverdauten Jaguar in dem Leibe einer Boa wiederfindet.

IX.

Wie wir also im fünften Kapitel summarisch angedeutet, die beiden großen Reiche des siebenzehnten Jahrhunderts trugen in ihrer innern Einrichtung selbst den Grund ihres Verfalles. Aber sie lebten Zeitweise ein so fieberhaftes und furchtbares Leben, daß sie vor ihrem Untergange leicht die Civilisation hätten erdrücken können. Es that Noth, daß eine bedeutende äußere Veranlassung sie eben in ihrer Entwicklungsperiode zum Sturze brachte. Diese Veranlassung war, wie wir bereits aus einander gesetzt, der Widerstand Europa's.

Im siebenzehnten Jahrhundert widerstand Europa, die Hüterin der Civilisation, im Morgen und im Abend bedroht, der Türkei und der Macht Spaniens. Im neunzehnten Jahrhundert, durch oberherrliche Fügungen der Vorsehung gerade in dieselbe Lage versetzt, muß Europa der russischen und der englischen Macht widerstehen.

Wie aber wird es diesen jetzt widerstehen? was ist, von diesem besondern Punkte aus betrachtet, von dem alten Europa übrig, das gekämpft hat, und wo sind die Stützpunkte des neuen Europa's?

Das alte Europa, diese Festung, die wir im Geiste wieder aufzubauen versuchten, ist heut zu Tage zur Hälfte zerstört und nach allen Seiten von tiefen Löchern zerrissen.

Fast alle kleinen Staaten, Herzogthümer, Republiken

oder freien Städte, die sich an der allgemeinen Vertheidigung beteiligten, sind gefallen.

Holland, gar zu oft umgepflügt, wurde kleiner.

Ungarn ist eine Provinz Wales, Asturien oder die Dauphiné von Oesterreich geworden und erloschen.

Polen ist verschwunden.

Venedig ist verschwunden.

Genua ist verschwunden.

Malta ist verschwunden.

Der Papst ist nur noch dem Namen nach vorhanden. Der katholische Glaube hat an Boden verloren; und Boden verlieren heißt Steuerepflichtige verlieren. Rom ist arm geworden. Seine Staaten reichen kaum hin, eine Armee zu unterhalten; es hat kein Geld, sich eine zu kaufen, und übrigens leben wir auch nicht mehr in der Zeit, wo man Armeen verkauft. Als weltlicher Fürst ist der Papst verschwunden.

Was bleibt also von der ehemaligen Welt übrig? Wer steht noch aufrecht in Europa? Zwei Nationen allein: Frankreich und Deutschland.

Wohlan, das möchte hinreichen. Frankreich und Deutschland sind so recht wesentlich Europa. Deutschland ist das Herz, Frankreich ist der Kopf.

Deutschland und Frankreich sind so recht eigentlich die Civilisation. Deutschland fühlt, Frankreich denkt.

Gefühl und Gedanke sind der ganze civilisirte Mensch.

Zwischen beiden Völkern besteht ein inniger Zusam-

menhang, eine unläugbare Blutsverwandtschaft. Sie sind von demselben Stamme; gemeinschaftlich haben sie gegen die Römer gekämpft; sie sind Brüder in der Vergangenheit, Brüder in der Gegenwart, Brüder in der Zukunft.

Die Art ihres Ursprungs war eine gleiche. Sie sind kein Inselvolk, keine Eroberer; sie sind die rechten Ureinwohner Europa's.

Der heilige und tiefe Charakter der Ureinwohner ist ihnen so anhangend und entfaltet sich so mächtig in ihnen, daß er lange Zeit und trotz dem Bemühen der Jahre ihre Vermischung mit jedem eingebrungenen Volke, welches und woher dieses auch sein mochte, unmöglich machte. Ohne die Juden zu zählen, welche ein fahrendes, kein eroberndes Volk und überall eine Ausnahme sind, kann man hier als Beispiel die slavischen Volksstämme anführen, welche den deutschen Boden seit zehn Jahrhunderten bewohnen und vor hundertfünfzig Jahren noch immer keine Deutschen waren. Nichts ist in dieser Beziehung treffender als das was Tollius erzählt. Im Jahre 1687 war er am Brandenburger Hofe; der Kurfürst sprach eines Tages zu ihm: „Ich habe Vandalen in meinen Staaten. Sie bewohnen die Küsten des baltischen Meeres. Sie sprechen slavonisch, weil sie ehemals aus Slavonien heraufgekommen sind. Es sind betrügerische, treulose, dem Wechsel fröhnende, aufrührerische Leute; sie bewohnen fünf Dörfer in sechshundert Fami-

ken; sie haben insgeheim einen König ihres Stammes, der Scepter und Krone trägt und dem sie jährlich vom Kopfe eine Esterzie entrichten. Einmal sah ich diesen König, der ein junger Mann, munter an Geist und Körper war; wie ich ihn aufmerksam betrachtete, bemerkte mich ein Alter, errieth meinen Gedanken und fiel, um mich davon abzulenken, mit Stockstreichen über diesen König her, der sein König war und jagte ihn wie einen Sklaven davon. Sie sind leichtsinnigen Geistes und weichen, wenn man ihnen nahe kömmt, in die Wälder und in unzugängliche Sümpfe zurück; das hat mich verhindert, Schulen bei ihnen einzurichten; aber ich ließ die Bibel, die Psalmen und den Katechismus in ihre Sprache übersetzen. Sie führen Waffen, aber heimlich. Einmal als ich achthundert Grenadiere bei mir hatte, sah ich mich plötzlich von vier- oder fünftausend Vandalen eingeschlossen; meine achthundert Grenadiere hatten große Mühe sie zu zerstreuen.“

Nach einem Augenblicke des Stillschweigens, als der Herzog Tollius nachdenken sah, fügte er folgende denkwürdige Worte hinzu: „Tollius, Ihr seid Alchymist. Möglich daß Ihr Gold aus Kupfer macht; aber ich traue Euch nicht zu, daß Ihr aus einem Vandalen einen Preußen macht.“

Die Mischung war auch wirklich schwer; indessen was kein Alchymist vermag, wird die deutsche Nationalität mit Hülfe des hellen Lichtes des neunzehnten Jahrhunderts vollbringen.

Zur Stunde zeigen sich dieselben constituirenden Erscheinungen in Deutschland und in Frankreich. Was die Errichtung der Departements für Frankreich war, ist der Zollverein für Deutschland; er verleiht ihm Einheit.

Damit die Welt im Gleichgewicht bleibe, ist es unumgänglich nothwendig, daß Europa gleichsam als die zwei Schlüsselsteine des Continental-Gewölbes zwei große rheinische Staaten aufweise, beide befruchtet und innig verbunden von diesem wiedergebärenden Strome: den Einen derselben, Deutschland, nördlich und östlich, gestützt auf das baltische, das adriatische und das schwarze Meer, mit Schweden, Dänemark, Griechenland und den Fürstenthümern an der Donau als Gewölbepfeilern; den Andern, Frankreich, südlich und westlich, gestützt auf das mittelländische Meer und den Ocean, mit Italien und Spanien als Gegenpfeilern.

Seit tausend Jahren ward dieselbe Frage öfters und zu verschiedenen Zeitpunkten aufgeworfen und dieser Plan wurde bereits von drei großen Fürsten auszuführen versucht.

Zuerst von Carl dem Großen. Im achten Jahrhundert waren es nicht die Türken und die Spanier, nicht die Engländer und die Russen, es waren die Saronen und Normänner. Gegen sie erbaute Carl der Große seinen Staat. Das Reich Carl des Großen ist das erste, noch unbestimmte und wirre, aber doch immer erkennbare Muster jenes Europas, welches wir hier an-

deuten und das eines Tages ohne Zweifel das definitive Europa sein wird.

Später von Ludwig dem XIV. Dieser Fürst wollte den südlichen Rheinstaat so errichten, wie wir ihn angedeutet. Er setzte sein Geschlecht in Spanien, in Italien und in Sicilien ein und stützte dadurch Frankreich. Der Gedanke war neu, aber die Dynastie war verbraucht; der Gedanke war groß, aber die Dynastie klein. Dieses Mißverhältniß hinderte den Erfolg.

Das Werk war gut, der Werkmeister gut, aber das Werkzeug schlecht.

Endlich von Napoleon. Auch Napoleon begann den südlichen Rheinstaat wieder herzustellen. Er setzte sein Geschlecht nicht nur in Spanien, in der Lombardei, in Petrurien und in Neapel, sondern auch im Herzogthum Berg und in Holland auf den Thron, um unten das ganze mittelländische Meer und oben den ganzen Rheinlauf bis an den Ocean zu haben. Nachdem er dergestalt neu aufgerichtet was Ludwig der XIV. gethan, wollte er auch Carl des Großen Werk wieder aufrichten. Er versuchte, Deutschland in demselben Sinne wie Frankreich zu gestalten. Er heirathete Oesterreich, gab Westphalen an seinen Bruder, Schweden an Bernadotte und versprach Polen an Poniatowsky. Bei diesem ungeheuren Unternehmen stieß er auf England, Rußland und die Vorsehung und zerschellte. Die Zeit war noch nicht gekommen.

Wäre es ihm gelungen, so war die Gruppe des Continents gebildet.

Vielleicht soll das Werk Carl des Großen und Napoleons ohne Carl den Großen und ohne Napoleon ausgeführt werden. Derlei große Männer haben vielleicht das Funderliche, daß sich die Idee in ihnen zu stark personificirt und daß sie durch ihre mehr französische als deutsche Wesenheit die Eifersucht und Besorgniß der Nationalitäten aufregen. Daraus können Hintansetzungen entstehen und die Völker sich einbilden, daß sie mehr einem einzelnen Manne als einer Idee, mehr dem Ehrgeiz eines Menschen als der allgemeinen Civilisation dienen. Dann lösen sie sich auf. So geschah es auch im Jahre 1813. Es ist durchaus nicht nothwendig, daß es Carl der Große oder Bonaparte ist, der sich gegen die Feinde im Orient und im Occident vertheidige; es ist nur nothwendig, daß Europa es ist. Wird Mittel-Europa festgestellt und geformt sein, und es wird es dereinst, so wird das allgemeine Interesse einleuchten; Frankreich mit dem Rücken an Deutschland gelehnt, wird England die Stirne bieten, welches wie wir gesagt, der Handelsgeist ist, und es in den Ocean zurückwerfen; Deutschland mit dem Rücken an Frankreich gelehnt, wird Rußland die Stirne bieten, welches wie wir gleichfalls erklärt, der Eroberungsgeist ist, und es nach Asien zurückwerfen.

Der Handel ist im Ocean an seiner Stelle.

Was den Eroberungsgeist betrifft, dem der Krieg zum Mittel dient, so ruft und weckt er verstorbene Civilisationen ins Leben zurück und tödtet die lebenden. Der Krieg ist für die einen Wieergeburt, und für die andern Ende. Asien bedarf seiner, Europa nicht.

Die Civilisation läßt wohl den kriegerischen und den Handelsgeist zu, aber sie besteht nicht allein daraus. Sie bringt diese beiden in ein passendes Verhältniß mit den übrigen menschlichen Grundlagen. Sie verbessert den kriegerischen Geist durch Anschluß an die Gesellschaft und den Handelsgeist durch Uneigennützigkeit. Sich zu bereichern ist nicht ihr ausschließendes Augenmerk, sich zu vergrößern nicht ihr höchstes Streben. Aufzuklären um zu veredeln ist ihr Ziel, — und durch alle die Leidenschaften, die Vorurtheile, die Irrthümer, die Täuschungen und die Thorheiten der Völker und der Menschen hindurch läßt sie im ruhigen und majestätischen Strahlenscheine der Gedanken den Tag aufgehen.

Wiederholen wir also: die Vereinigung Deutschlands und Frankreichs wäre der Zügel Englands und Russlands, das Heil Europas, der Friede der Welt.

X.

Das hat die englische und die russische Politik, die Herrinnen des Wiener-Congresses, im Jahre 1815 wohl vorbedacht.

Damals gab es in der That einen Bruch zwischen Frankreich und Deutschland.

Die Veranlassungen dieses Bruches verdienen in wenigen Worten in Erinnerung gebracht zu werden.

Der Czar war aus Enthusiasmus für Bonaparte einen Augenblick französisch gesinnt. Als er aber sah, daß Napoleon den Norden Europas gegen Rußland erbaute, wurde er alsbald wieder russisch. Und so groß auch seine Freundschaft als Privatmann für Alexander sein mochte, so verdiente darum Napoleon keinen Tadel, daß er Europa gegen die Russen besetzte. Es ist den großen Carolen wie den Napoleonen eben so unmöglich ihr Europa nicht in einer gewissen Gestalt zu errichten, als dem Biber seinen Bau nicht in einer gewissen Form und gegen einen gewissen Wind aufzuführen. Wenn es sich um Erhaltung und Fortpflanzung, diese beiden großen Naturgesetze, handelt, so hat das Gente eben so seinen sichern, vorbestimmten, Allem was nicht Ziel ist fremdartigen Instinkt, wie der Instinkt des Thieres. Es folgt ihm, man lasse es gewähren und bewundere Gott im Kaiser wie im Biber.

England hatte nicht einmal den Moment der Täuschung, den Alexander gehabt hatte. Der Friede von Amiens hatte so lang wie ein Blitzleuchten gedauert; höchstens war For von Bonaparte geblendet. Napoleons Europa war gleichzeitig und vorzugsweise gegen England erbaut; daher brauchte der Czar um sich mit England

zu verbinden, nur die Hand zu erfassen, die ihm von dort schon so lange entgegengestreckt wurde. Man weiß den Ausgang des Jahres 1812. Der Kaiser Napoleon stützte sich auf Deutschland wie auf Frankreich; aber geneckt von allen Seiten, gehaßt und verrathen von den Königen aus alten Stämmen, verdüstert durch die Wolke der Londoner Schmähschriften, wie der Stier erbittert durch den Schwarm von Hornissen, verhindert an allen seinen Mitteln, gehört in seinem riesigen und der Vorsicht bedürftigen Unternehmen, hatte er zwei große Fehler, einen im Süden, den andern im Norden begangen, er hatte Spanien verwundet und Preußen verlegt. Es folgte eine fürchterliche und in gewisser Rücksicht gerechte Reaction. Wie Spanien, erhob sich auch Preußen. Deutschland zitterte unter dem Fuße des Kaisers. Indem er mit der Ferse nach einem Stützpunkt suchte, wich er bis nach Frankreich zurück und fand dort festes Land. Hier kämpfte er drei große Monate hindurch wie ein Riese Leib an Leib mit ganz Europa. Aber der Zweikampf war ungleich; wie in den homerischen Kämpfen kam der Ocean und Asien zu Europas Beistand her. Der Ocean spie die Engländer, Asien die Kosaken aus. Der Kaiser fiel; Frankreich verhüllte das Haupt; aber noch ehe es die Augen schloß vor dem Vortrab der russischen Horden, erblickte und erkannte es Deutschland.

Daher der Bruch zwischen den beiden Völkern. Deutschland hatte seinen Groll, Frankreich seinen Zorn.

Aber bei großmüthigen Nationen, die durch Blut und Denkweise Schwestern sind, verliert sich der Groll, schwindet der Zorn; das große Mißverständniß von 1813 mußte sich endlich aufklären. Deutschland so heldenmüthig im Kampfe, ward im Frieden nachdenklich. Alles was berühmt, was erhaben, wenn es auch außerhalb seiner Gränze ist, gefällt seinem ernstern und unpartheiischen Enthusiasmus. Ist der Feind seiner würdig, so schlägt es ihn so lang er aufrecht steht und ehrt ihn, wenn er gefallen. Napoleon war zu groß, als daß es nicht zu seiner Bewunderung gelangen, zu unglücklich, als daß es ihn nicht lieben mußte. Für Frankreich aber, dem St. Helena das Herz zusammen geschnürt, ist Jedermann der den Kaiser liebt und bewundert, ein Franzose. So waren die beiden Völker unwiderstehlich in eine Zeit des Verständnisses und der Ausöhnung geführt worden.

England und Rußland sahen diese unabwendbare Zukunft voraus, und um ihr ein Hinderniß in den Weg zu legen — da sie durch den Sturz des Kaisers als momentanen Grund des Bruches wenig beruhigt waren, — erschufen sie zwischen Deutschland und Frankreich einen ausdauernden Grund des Hasses.

Sie nahmen Frankreich und gaben Deutschland das linke Rheinufer.

XI.

Das war eine tiefe Politik.

Das hieß den mittäglichen Rheinstaat anschnelden, den Carl der Große entworfen, Ludwig der XIV. gebaut, Napoleon vollendet und ausgebeffert hat. Das hieß Mittel-Europa schwächen, ein chronisches Uebel in ihm hervorbringen und es mit der Zeit vielleicht tödten vermittelst dieses immer schmerzlicheren, immer krebshafteren Geschwürs. Das hieß in Frankreich ein Loch brechen, in das wahre Frankreich, das so rheinisch als mittelländisch ist; Francia rhenana besagen die alten carolovingischen Karten. Das hieß einen fremden Vortrab fünf Tagereisen von Paris aufstellen. Das hieß Frankreich für immer gegen Deutschland aufreizen.

Die tiefe Politik, welche man in der Auffassung eines solchen Gedankens erkennt, findet sich noch mehr in der Ausführung.

Das linke Rheinufer an Deutschland geben, war ein Gedanke; es aber an Preußen gegeben zu haben, ist ein Meisterwerk.

Ein Meisterwerk des Hasses, der Arglist, der Zwitteracht und des Elends, aber ein Meisterwerk. Die Politik hat aber derlei aufzuweisen.

Preußen ist ein junges, lebhaftes, thatkräftiges, geistvolles, ritterliches, nach Freiheit strebendes, kriegerisches, mächtiges Volk. Ein Volk von Gestern, dem aber sein Morgen gewiß ist. Preußen geht hohen Bestimmungen

entgegen, besonders unter seinem gegenwärtigen König, einem ernsten, edlen, geistreichen und rechtsinnigen Fürsten, der würdig ist, seinem Volke die letzte Größe, die Freiheit zu geben. In dem rechten und wahren Gefühle seines unhemmbaren Wachsthums, kann Preußen aus lobenswürdigem Ehrgefühl, — welches hier nur leider übel verstanden ist, — nichts fahren lassen, was es einmal in Besitz genommen hat.

Die englische Politik hütete sich wohl das linke Rheinufer an Oesterreich zu geben. Oesterreich ist seit zwei Jahrhunderten offenbar in Abnahme und rückgängig.

Im achtzehnten Jahrhundert, als Peter der Große Rußland erschuf, erschuf auch Friedrich der Große Preußen; er hat es größtentheils aus Stücken Oesterreichs gethan.

Oesterreich ist die Vergangenheit Deutschlands, Preußen ist seine Zukunft.

Fast wie Frankreich, wie wir es sogleich zeigen werden, ist es zugleich von ehemals und jetzt, alt und neu; Preußen ist in Deutschland das was Frankreich in Europa.

Zwischen Frankreich und Preußen sollte ein herzliches Zusammenstreben nach demselben Ziele, ein gemeinschaftliches Fortschreiten, eine tiefe Einigkeit und Sympathie statt finden. Die Theilung des Rheines erregt eine Abneigung.

Zwischen ihnen sollte Freundschaft sein; die Theilung des Rheines erregt Haß.

Frankreich mit Deutschland entzweien war immerhin Etwas; Frankreich mit Preußen entzweien war Alles.

Wiederholen wir also: die Einsetzung Preußens in die Rheinprovinzen war die Hauptthat des Wiener-Congresses. Sie war die größte Geschicklichkeit des Lord Castlereaghs und der größte Fehler des Herrn von Talleyrand.

XII

Den Umarbeitungen von 1815 lag aber folgende Idee zu Grunde. Das Uebrige that der Zufall. Der Congress dachte Frankreich zu zerrütten, nicht aber Deutschland zu ordnen.

Man gab Völker an Fürsten und Fürsten an Völker, oft ohne die Nachbarlichkeit, immer ohne die Geschichte, die Vergangenheit, die Nationalität, die Eigenliebe zu berücksichtigen. Denn auch Völker haben ihre Eigenliebe, und sagen wir es zu ihrer Ehre, sie hören auf diese oft mehr als auf ihren Vortheil.

Ein einziges auffallendes Beispiel möge hinreichen anzudeuten, auf welche Art in dieser Beziehung der Congress vorging. Mainz ist eine berühmte Stadt. Mainz war im neunten Jahrhundert stark genug um seinen Erzbischof Hatto zu strafen; im zwölften war es mächtig genug, um seinen Erzbischof Adalbert gegen Kaiser

und Reich zu vertheidigen. Mainz war im Jahre 1225 der Mittelpunkt der rheinischen Hansa und der Bindepunkt von hundert Städten. Es war die Stadt der Minnesänger, das heißt der gothischen Dichtkunst; es war die Wiege der Buchdruckerkunst, das heißt des neu-geformten Gedankens. Es zeigt und bewahrt noch das Haus, welches von 1443 bis 1450 Gutenberg, Johann Faust und Peter Schöffer bewohnt haben und welches es in einer herrlichen und gerechten Vergleichung den Dreikönigshof nennt. Achthundert Jahre hindurch war Mainz die Hauptstadt des ersten deutschen Kurfürsten; zwanzig Jahre hindurch war Mainz eine Festungsfronte Frankreichs. Der Congress hat es wie einen Marktflecken an einen Staat fünften Ranges, an das Großherzogthum Hessen gegeben.

Mainz hat eine unterschiedene, absteigende, hochmüthige und eifersüchtige Nationalität. Das Kurfürstenthum von Mainz galt viel in Europa. Heute zu Tage beherbergt es fremde Garnisonen. Es ist nichts mehr als eine Art Wachhaus, vor welchem Oesterreich und Preußen Frankreich beobachtend Schildwache stehen.

Mainz hatte im Jahre 1135 auf die ehernen Thore die ihm Willigis gegeben, die Freiheiten eingegraben, welche ihm Adalbert gegeben. Die ehernen Thore hat es noch, aber keine Freiheiten mehr.

In den Tiefen seiner Geschichte birgt Mainz römische Erinnerungen; es hat das Grab des Drusus. Es

enthält auch französische Erinnerungen: Pipin, der erste gesalbte König von Frankreich, wurde im Jahre 750 von einem Mainzer Erzbischofe, dem heil. Bonifaz gesalbt. Hessische Erinnerungen hat es nicht, außer etwa folgende: Im sechszehnten Jahrhundert wurde sein Gebiet von Johann dem Streitsüchtigen, Landgrafen von Hessen, verheert.

Dies beweist wie der Wiener Congreß vorgeschritten. Niemals wurde eine chirurgische Operation mehr auf Geradewohl vorgenommen. Man beeilte sich Frankreich zu amputiren, die rheinischen Nationalitäten zu verstümmeln und den französischen Geist herauszurotten. Gewaltfam zerriß man die Stücke des napoleonischen Reiches; der Eine nahm das, der Andere jenes, ohne darauf zu achten, ob das Stück nicht vielleicht dadurch leide, ob es nicht von seinem Mittelpunkte, das heißt von seinem Herzen getrennt werde, ob es anderwärts Leben gewinnen und anwachsen könne. Man hat keinen Verband angelegt, man hat nichts unterbunden. Was vor fünf und zwanzig Jahren blutete, blutet noch jetzt.

So hat man an Baiern einige Ringe der Vogesen-Kette gegeben, sechs und zwanzig Stunden in der Länge, ein und zwanzig in der Breite mit 517,080 Einwohnern, drei Stücke unserer drei Departements Sarre, Bas-Rhin und Mont-Tonnerre. Aus diesen drei Stücken hat Baiern vier Distrikte gemacht. Warum eben diese Zif-

fern und keine andern? Man forsche nach dem Grunde; man findet nichts als die Laune.'

Man gab an Hessen = Darmstadt die nördliche Spitze der Vogesen, den Nordtheil des Departements Mont-Tonnerre und 173,400 Seelen. Aus diesen Seelen und den Vogesen hat Hessen elf Bezirke gemacht.

Setzt man den Blick auf einer Karte Deutschlands auf den Zusammenfluß des Main und Rhein, so ist man sehr angenehm überrascht, sich hier eine große Blume mit fünf Blättern entfalten zu sehen, welche im Jahre 1815 von der zierlichen Scheere des Congresses ausgeschnitten worden. Frankfurt ist der Blumengriffel dieser Rose. Ein Blumengriffel, worin in üppigster Entwicklung zwei Bürgermeister, zwei und vierzig Senatoren, sechzig Bürger-Repräsentanten und fünf und achtzig Gesetzgeber leben, und der sechs und vierzigtausend Einwohner und darunter fünftausend Juden enthält. Die fünf Blumenblätter, die auf der Karte mit verschiedenen Farben gemalt sind, gehören fünf verschiedenen Staaten: das erste an Baiern, das zweite an Hessen = Cassel, das dritte an Hessen = Homburg, das vierte an Nassau, das fünfte an Hessen = Darmstadt.

War es denn nöthig, dergestalt zuzurichten und zu umgeben eine edle Stadt, wo, wenn wir uns darin befinden, es uns gemahnt, als fühlten wir das Herz Deutschlands pochen. Hier wurden die Kaiser erwählt und ge-

krönt; hier beräth sich der deutsche Bund; hier ist Göthe geboren.

Durchwandert man heut zu Tage die rheinischen Provinzen, welche vor nicht dreißig Jahren jene mächtige Gleichartigkeit durchströmte, die in weniger als einem halben Jahrhunderte das alte Landgrafenthum Elßas so ganz durchdrungen, so kommt man alle Augenblicke an einen Pfahl; dieser hier ist weiß und blau, man ist in Baiern; hier wieder einer weiß und roth, man ist in Hessen; dann wieder einer weiß und schwarz, man ist in Preußen. Warum? Hat das Alles einen Grund? Ist man über einen Fluß, eine Mauer, einen Berg gekommen? hat man eine Gränze berührt? hat sich das Land, das man durchschreitet, mittlerweile verändert? Nein. Nichts hat sich verändert als die Farben der Pfähle. Das Wahre aber ist, daß man weder in Preußen, weder in Hessen, noch in Baiern, sondern auf dem linken Rheinufer, das heißt in Frankreich ist, wie man auf dem rechten in Deutschland ist.

Bleiben wir also dabei: die Ausgleichung von 1815 war eine leonische Theilung. Die Könige sagten nichts Anderes als das Eine: „Theilen wir!“ Da lag das Kleid Josephs, man zerriß es und Jeder behielt, was er in Händen hatte. — Diese Stücke sind jetzt an jeden Staat unten angenäht; man sieht sie deutlich; niemals schleppten sich sonderbarer ausgezackte Fesseln auf einer Weltkarte herum. Niemand haben Lappen, von der

menschlichen Politik zusammengefügt, die ewigen und natürlichen Gränzlinien der Flüsse, Meere und Gebirge lächerlicher verdeckt und so unkenntlich machen wollen.

Und die edlen rheinischen Völker werden früher oder später darauf kommen, daß der Congress sich mit ihnen am wenigsten beschäftigt hat. Man konnte aus diesen nothwendigerweise gedrängten Zeilen ersehen, mit welcher Mißachtung der Congress die Geschichte, die Vergangenheit, die geographische und commercielle Nachbarschaft, mit einem Worte Alles, was die Wesenheit der Völker ausmacht, behandelte. Man vergrößerte sich, man rundete, man dehnte sich aus, das war Alles. Jeder bezahlte seine Schulden mit einem Stückchen Frankreich. Man machte Länderverleihungen auf Lebenszeit und auf Wiederkauf. Man wurde unter einander einig. Jener Fürst verlangte sein Angeld, man gab ihm eine Stadt; ein Anderer schrie um seinen Ausgleichungsrest, man warf ihm ein Dorf zu.

Aber unter diesem scheinbaren Leichtsinne lag, wir haben darauf hingewiesen, ein tiefer Gedanke, ein englischer und russischer Gedanke, der, offen gesagt, eben so gut auf Kosten Deutschlands wie auf Kosten Frankreichs ausgeführt wurde. Der Rhein ist ein Strom, der beide vereinigen sollte; man hat einen Strom daraus gemacht, der beide trennt.

XIII.

Diese Lage ist offenbar eine gemachte, gewaltfame, widernatürliche und daher nur eine momentane. Die Zeit führt Alles zur Ausgleichung; Frankreich wird zu seiner Normal-Gestalt und zu seinem nothwendigen Ebenmaß gelangen. Unseres Dafürhaltens muß es dies friedlich durch die Macht und Verbindung der Dinge und Ideen erreichen. Doch zeigen sich hiebei immerhin zwei Hindernisse:

- Ein dingliches Hinderniß;
- Ein moralisches Hinderniß.

XIV.

Das dingliche Hinderniß ist Preußen.

Wir wollen nicht erst wiederholen, was wir in dieser Beziehung bereits gesagt. Indessen ist es unmöglich, daß Preußen in einer gewissen Zeit nicht zur Einsicht folgender drei Punkte gelangen sollte.

Der erste ist, den persönlichen Charakter der Fürsten jederzeit bei Seite gelassen, daß die russische Allianz keine natürliche und klare Thatsache für einen Staat Mittel-Europas ist und sein kann. Das sind Annäherungen, deren Nachgedanke nur zu deutlich wird. Königreiche und Völker können sich auf vielerlei Art lieben. Rußland liebt Deutschland, wie England Portugal und Spanien liebt, wie der Wolf das Lamm liebt.

Der zweite ist, daß trotz aller Anstrengungen Preu-

bens seit fünf und zwanzig Jahren, trotz aller Jugen-
ständnisse der Wohlfahrt, wie das Herunterrücken der
Säge auf Taback, Hopfen und Wein, und so väterlich
sich auch die Regierung bewiesen, was wir gerne aner-
kennen, — das linke Rheinufer doch französisch geblieben
ist; während das rechte Ufer, natürlich und nothwendig
deutsch, alsbald preussisch geworden ist. Man durch-
wandere das rechte Ufer, trete in die Gasthöfe, in die
Kneipen, in die Kaufstaden, überall wird man das Bild
des großen Friedrich und die Schlacht bei Rossbach an
den Mauern finden. Man durchwandere das linke Ufer,
besuche ähnliche Orte, und findet überall Napoleon und
Austerlitz, den stummen Widerspruch. Die Freiheit der
Presse besteht in den preussischen Ländern nicht, aber die
Freiheit der Mauer besteht noch und sie ist, wie man
sieht, hinreichend, um die geheimsten Gedanken zu ver-
öffentlichen.

Als dritten Punkt wird Preußen einsehen, daß sein
Staat, so wie ihn der Congress zugeschnitten, schlecht ge-
formt ist. Was ist auch in der That das Preußen von
heut zu Tage? Drei Inseln auf festem Lande. Eine
sonderbare aber wahre Geschichte. Der Rhein, vor allem
aber der Mangel an Sympathie und Einheit schneiden
das Großherzogthum vom Niederrhein in zwei Theile,
welches überdies von Alt-Preußen durch einen fremden
Länderstrich getrennt ist, in dem mehrere deutsche
Bundesstaaten zusammentreffen und Hannover und Kur-

hessen an einander gränzen. Zwischen den zwei nächstgelegenen Punkten an diesem Länderstriche, zwischen Lichtenau und Wiggenhaus, liegt gerade Kassel, gleichsam um jede Verbindung zu untersagen. Wie lästig und auszusprechen fast ungereimt: der König von Preußen kann sich nicht in seine Staaten verfügen ohne aus seinen Staaten hinauszugehen.

Es ist klar, daß auch dieses nur eine provisorische Lage ist.

Preußen, — sagen wir es ihm nur selbst, — Preußen strebt und wird es erstreben, ein großes, gleichartiges, in allen Theilen wohlverbundenes Königreich, mächtig auf dem Lande und zur See zu werden. Zur gegenwärtigen Stunde hat Preußen keine Häfen als nur am baltischen Meere, einem Meere dessen Tiefe nicht einmal die achthundert Fuß des constanzer See erreicht, leichter zu schließen als das mittelländische, aber nicht wie das mittelländische von dem unschätzbaren Vortheil, daß es das eigentliche Becken der Civilisation ist. Ein Volk vom mittelländischen Meere umschlossen konnte Rom werden. Was soll ein Volk werden, welches das baltische Meer umschließt? Preußen bedarf der Häfen am Ocean.

Niemand besitzt das Geheimniß der Zukunft und Gott allein rückt vor, zurück, oder löscht aus mit seinem unbeugsamen erhabenen Finger die grünen und rothen Streifen, welche die Menschen auf die Weltarten zeich-

nen. Aber von jetzt an kann man es vorhersehen, denn ein Theil ist bereits sichtbar, das Werk Gottes schreitet bereits vor. Von jetzt an ordnet die Vorsehung in ihrer unfehlbaren und erhabenen Langsamkeit was die Congresse zerrüttet haben. Indem sie durch die gesegnete Thronbesteigung eines jungen Mädchens die Krone Hannovers von der Krone Englands trennt, indem sie das kleine Königreich von dem großen losreißt, indem sie den deutsch gebliebenen oder neuerdings deutsch gewordenen Stamm Braunschweigs mit verschiedenen moralischen und physischen Unfähigkeiten, man könnte sagen mit allen Blindheiten auf einmal schlägt und ihn so für ein baldiges Erlöschen vorbezeichnet; scheint es, daß sie ihre Mittel und ihren Zweck bereits halb sehen läßt: Hannover an Preußen und den Rhein an Frankreich zu geben.

Wenn wir sagen den Rhein, so verstehen wir das linke Ufer. Preußen aber besißt mehr am rechten Ufer als am linken und es wird das rechte behalten.

Für Hannover wäre die Einverleibung an Preußen ein großer Schritt zur Freiheit, zur Würde, zur Größe. Für Preußen wäre der Besitz Hannovers vorerst die Gleichartigkeit des Ländergebietes, das Aufhören des fremden Zwischenlandes und der Hindernisse, die Verbindung des Herzogthums am Rheine mit Alt-Preußen; dann aber wäre das unausweichliche Insihaufnehmen Hamburgs und Oldenburgs der offene Ocean, die freie

Schiffahrt, die Möglichkeit so mächtig in der Marine wie im Feldheere zu werden.

Was ist das linke Rheinufer allen diesen Dingen gegenüber?

Was das eigentliche Deutschland betrifft, so liegen seine künftigen Entschädigungen in den Fürstenthümern an der Donau. Liegt es denn nicht deutlich am Tage, daß das ottomanische Reich kleiner wird und hinschwindet, damit Deutschland sich vergrößere?

XV.

Das moralische Hinderniß besteht in der Unruhe und Besorgniß, welche Frankreich in Europa erregt.

Wirklich ist auch Frankreich für die ganze Welt der Gedanke, die Intelligenz, die Deffentlichkeit, das Buch, die Presse, die Tribune, das Wort; es ist die Zunge, das schlimmste Ding wie Aesop sagt, — aber auch das beste.

Um zu würdigen wie groß der Einfluß Frankreichs auf die Atmosphäre des Continents ist, welches Licht und welche Wärme er in ihr verbreitet, genügt es, Europa wie es vor zweihundert Jahren war und wir es in diesen Blättern geschildert haben, mit dem heutigen Europa zu vergleichen.

Wenn es wahr ist, und wir sind fest davon überzeugt, daß der Fortschritt der Gesellschaften darin besteht, in langsamen, folgegemaßen und friedlichen Umgestaltun-

gen von der Regierung eines Einzigen zur Regierung Mehrerer und von der Regierung Mehrerer zur Regierung Aller überzugehen; wenn dies wahr ist, so scheint es auf den ersten Anblick, daß Europa statt fortzuschreiten zurückgeschritten ist, wie dies auch viele gute Geister glauben.

Ohne in dieser Aufzählung die untergeordneten Monarchieen des deutschen Bundes in Anschlag zu bringen und nur die großen gänzlich unumschränkten Staaten zählend, wird man sich erinnern, daß im siebenzehnten Jahrhundert Europa nur zwölf erbliche Monarchieen aufzuweisen hatte; jetzt hat es deren siebzehn.

Damals gab es fünf Wahl-Monarchieen; jetzt gibt es nur eine, den heiligen Stuhl.

Ehemals waren acht Republiken; jetzt gibt es nur noch eine, die Schweiz.

Uebrigens muß bemerkt werden, daß die Schweiz nicht nur ausgedauert hat, sondern sogar größer geworden ist. Von dreizehn Kantonen erweiterte sie sich zu zwei und zwanzig. Im Vorübergehen bemerken wir auch, — denn wenn wir die moralischen Gründe festhalten, wollen doch die physischen nicht übergehen, — daß alle seither verschwundenen Republiken in den Ebenen oder am Meere gelegen waren; die einzig übriggebliebene war auf den Bergen. Die Berge aber erhalten die Freistaaten. Seit fünf Jahrhunderten, und trotz allen Angriffen und Gegenbündnissen gibt, es drei bergbewohnende Republiken

auf dem alten Continent: eine in Europa, die Schweiz, welche die Alpen inne hat; eine in Afrika, Abyssinien*), welche das Mond-Gebirge bewohnt; und eine in Asien, Circassien, welche sich am Caucasus festgesetzt hat.

Betrachten wir nach Europa den deutschen Bund, diesen Mikrokosmos Europas, so zeigt sich Folgendes: Preussen und Oesterreich abgerechnet, die zu den großen ganz unabhängigen Monarchieen gehören, sind die sechs Hauptstaaten des deutschen Bundes: Baiern, Württemberg, Sachsen, Hannover, Hessen und Baden. Von diesen sechs Staaten waren die vier ersten ehemals Herzogthümer und sind jetzt Königreiche; von den beiden letzten war Hessen ein Landgrafenthum und Baden ein Markgrafenthum, diese sind jetzt Großherzogthümer.

Die Wahl- und lebenslänglichen Throne des deutschen Bundes waren zahlreich und begriffen eine Menge geistlicher Fürsten in sich; diese haben alle aufgehört, und an ihrer Spitze erloschen für immer die drei kurfürstlichen Erzbischöfe am Rhein.

Uebergehen wir zu den Volksstaaten, so gab es in Deutschland siebenzig freie Städte; jetzt giebt es deren nur noch vier: Frankfurt am Main, Hamburg, Lübeck und Bremen.

*) Die Abyssinier weisen diesen Namen als einen beschimpfenden zurück und nennen sich *Agassis*, was „die Freien“ heißt.

Und wohlgemerkt, wir haben, um diese Vergleichung aufzustellen, uns nicht einmal in die günstigste Zeitepoche versetzt; denn wenn wir zum Beispiele statt dem Jahre 1630 das Jahr 1650 gewählt hätten, so hätten wir den monarchischen Staaten entziehen und den demokratischen beizählen können die englische Republik, welche jetzt wie alle übrigen verschwunden ist.

Fahren wir fort.

Von fünf Wahlreichen waren zwei von erstem Range, Rom und das Reich. Das einzige übriggebliebene, Rom, ist zum dritten Range heruntergesunken.

Von den acht-Republicken war eine, Venedig, eine Macht zweiten Ranges. Die einzige jetzt vorhandene, die Schweiz, ist wie Rom ein Staat dritten Ranges.

Die fünf Großmächte, welche jetzt Europa lenken, Frankreich, Preußen, Oesterreich, Rußland und England sind alle erbliche Monarchien.

Wer hat also nach dieser überraschenden Zusammenstellung an Terrain gewonnen? Die Monarchie. Wer hat daran verloren? Die Demokratie.

So sprechen die Thatsachen.

Aber die Thatsachen täuschen. Thatsachen sind oft nur scheinbar. Das innere und einstimmige Gefühl der Nationen straft die Thatsachen Lügen und sagt, daß das Gegentheil wahr ist.

Das monarchische Princip ist gewichen, das demokratische ist vorgerückt.

Daß die liberale Seite der Staatseinrichtungen des alten Europas nicht nur nichts verloren habe, sondern sogar ungemein gewonnen, trotz der Vielfältigung und dem Zuwachs des Königthumes, trotz dem Verfall aller lebenslänglich persönlichen Regenten, die in gewisser Art in Deutschland den Vorsitz führten, trotz dem Verschwinden von vier großen Wahl-Monarchieen unter fünf, von sieben Republiken unter acht, und von sechs und sechzig freien Städten unter siebenzig, — reicht eine einzige Thatsache hin: Frankreich ist aus einem rein monarchischen Staate eine Volks-Monarchie geworden.

Das ist nur Ein Schritt, aber einer, den Frankreich gethan; und in einer bestimmten Zeit wird die ganze Welt alle Schritte thun, die Frankreich thut. Das ist so ganz wahr, daß, wenn Frankreich sich zu sehr eilt, die Welt sich gegen es empört und Schadenersatz von ihm verlangt, indem sie es noch leichter findet, es zu bekämpfen, als ihm in solcher Hast zu folgen. Daher muß die Politik Frankreichs eine leitende sein und jederzeit zwei Grundsätze wahrnehmen: nie so langsam zu gehen, daß Europa stehen bleiben, und nie so schnell, daß Europa es nicht einholen könnte.

Das Bild, welches wir auf den wenigen vorhergehenden Seiten aufstellen, beweist gar mächtig Folgendes: daß die Worte nichts und die Ideen Alles sind. Wozu auch wirklich für oder gegen das Wort „Republik“ zum Beispiele streiten, wenn es bewiesen ist, daß sieben Re-

publikan, vier Wahlreiche und sechs und sechszig freie Städte in der europäischen Civilisation weniger Raum einnehmen als die Idee der Freiheit, von Frankreich in alle Winde gesät!

Fürwahr die Staaten schaden oder nützen der Civilisation nicht durch den Namen den sie tragen, sondern durch das Beispiel das sie geben. Ein Beispiel ist ein Aufruf.

Welches Beispiel aber gaben die verschwundenen Republiken, und welches Beispiel gibt Frankreich?

Benedig war leidenschaftlich für die Gleichheit eingenommen. Der Doge hatte nur eine Stimme im Senat. Die Polizei trat maskirt bei dem Dogen wie bei dem letzten Bürger ein und durchstöberte in seiner Gegenwart seine Papiere, ohne daß er ein Wort zu sagen wagte. Die Verwandten des Dogen waren der Republik schon darum verdächtig, weil sie des Dogen Verwandte waren. Die Cardinäle in Benedig waren ihr als auswärtige Fürsten verdächtig. Katharina Cornaro, Königin von Cypren, war in Benedig nur eine venetianische Dame. Die Republik hatte alle heraldischen Titel verbannt. Eines Tages ließ ein Senator, der vom Kaiser zum Grafen des heiligen Reichs ernannt worden war, über seinem Haushofe eine Grafenkrone aus Stein auf sein Wappenschild setzen. Des andern Morgens war die Krone verschwunden. Der Rath der Zehn ließ sie des Nachts mit dem Hammer herabschlagen. Der Senator

verschluckte die Schmach und that wohl daran. Unter Francesco Joscarl verlieh die Republik dem König von Dacien, der sich in Venedig aufhielt, den Rang eines Bürgers, nichts mehr. Bis hierher geht Alles gut und das eifersüchtigste Streben nach Gleichheit wüßte nichts zu tadeln. Aber tief unter den Bürgern gab es noch Kleinbürger (Cittadini). Die Bürger waren die Edlen, die Kleinbürger waren das Volk. Die Kleinbürger aber, das heißt das Volk, hatten keine Rechte. Ihre höchste Obrigkeit, welche der Kanzler der Kleinbürger hieß und eine Art plebejischer Doge war, hatte seinen Rang erst weit hinter dem letzten Edlen. Zwischen dem Unten und dem Oben des Staates gab es eine unübersteigliche Mauer und in keinem Falle konnte das Kleinbürgerthum zur Signoria führen. Nur ein einziges Mal, im vierzehnten Jahrhundert, richteten sich dreißig reiche Kleinbürger fast zu Grund um die Republik zu retten, und erhielten als Entschädigung, oder besser gesagt als Bezahlung den Adel; das aber brachte fast eine Revolution hervor, und diese dreißig Namen blieben in den Augen der reinen Patrizier bis auf unsere Tage Flecken des goldenen Buches. Die Signoria erklärte offen, dem Volke für nichts verpflichtet zu sein als für das wohlfeile Brod. Rechnet man hiezu noch den Carneval von fünf Monaten, und Juvenal kann sagen: Panem et circenses. — Das öffentliche Recht in Frankreich hat alle Privilegien abgeschafft. Es hat den freien

Zutritt aller Fähigkeiten zu allen Aemtern ausgesprochen und diese Gleichheit des ersten wie des letzten Reichsbewohners vor dem politischen Rechte ist die einzige wahre, die einzige vernunftgemäße, die einzige absolute. Wie auch der Zufall der Geburt sei, sie zieht die geistigen Vorzüge aus dem Dunkel hervor, anerkennt und würdigt sie und durch diese Gleichheit der Verhältnisse giebt sie der Ungleichheit der geistigen Kräfte den gebührenden Vorsprung.

In Genua wie in Venedig waren zwei Staaten: die große Republik, vom Palaste, das heißt vom Doge und der Aristocratie regiert; die kleine Republik, von dem Offiz San-Giorgio geleitet. Nur, im Gegentheil zu Venedig, irrte, fesselte, ja unterdrückte die untere Republik oft die obere. Die Gemeinde von San-Giorgio bestand aus allen Gläubigern des Staates, welche die Darleiher hießen. Sie war mächtig und geizig und brandschakte häufig den Adel. Sie hatte ein Mitrecht an der ganzen Salzsteuer, Theil an allen Privilegien und besaß ausschließlich Corsica, welches sie sehr drückend beherrschte. Keine Herrschaft ist härter als die der Adeligen, wenn nicht die Herrschaft von Kaufleuten. An sich betrachtet waren die Genuesen ein Schuldnervolk, von einem Gläubigervolk geleitet. In Venedig drückten die Abgaben vorzugsweise die Kleinbürger; in Genua erdrückten sie oft den Adel. — Frankreich das die Gleichheit Aller vor dem Gesetze ausgesprochen, hat zugleich auch die Gleichheit Aller in der Besteuerung eingeführt.

Es duldet kein Seitenfach in der Staatskasse. Jeder legt hinein und zieht heraus. Und was die Güte dieses Principis beweist, ist, daß die politische Gleichheit die Ungleichheit der geistigen Fähigkeiten und daß die Steuer-Gleichheit die Ungleichheit des Besitzes berücksichtigt

In Venedig verkaufte der Staat die Aemter und wenn sie eine gewisse Abgabe entrichteten, welche man das Raths-Depot nannte, konnten die Minderjährigen vor der Zeit in die Sitzungen eintreten, Platz nehmen und Stimmen abgeben. — Frankreich hat die Käuflichkeit der öffentlichen Stellen abgeschafft.

In Venedig herrschte das Schweigen. — In Frankreich herrscht das Wort.

In Genua wurde von einer Nota, die immer aus fünf ausländischen Doctoren bestand, Recht gesprochen. In Lucca bestand die Nota nur aus drei Doctoren, deren erster Podesta, der zweite Civil-Richter und der dritte Criminal-Richter war; diese mußten nicht nur Ausländer sein, sondern es war sogar erforderlich, daß sie mehr als fünfzig Meilen weit von Lucca gebürtig waren. — Frankreich hat der That und dem Principe nach festgestellt, daß die einzige Gerechtigkeit der Rechts-spruch des Landes selbst ist.

In Genua wurde der Doge von fünfhundert Deutschen bewacht; in Venedig war die Republik vom Festlande aus durch ein fremdes Heer verteidigt, welches immer von einem fremden General befehligt wurde; in

Magusa wurde das Geseß unter den Schuß von hundert Ungarn mit einem Hauptmann gestellt, welche allen Volkstreckungen beiwohnten; in Lucca wurde die Signoria in ihrem Palaste von hundert fremden Soldaten geschützt, die wie die Richter wenigstens fünfzig Meilen weit von der Stadt geboren sein mußten. — Frankreich stellt den Fürsten, das Geseß und die Regierung unter den Schuß der National-Garden. Die alten Republiken schienen sich selbst nicht zu trauen. Frankreich aber vertraut auf Frankreich.

In Lucca gab es eine Inquisition des Privatlebens welche der Rath der Discolen genannt wurde. Auf eine Angebung, die in den Kasten dieses Rathes geworfen worden, konnte jeder Bürger als discolo (lüderlich), das heißt als Mensch von üblem Beispiel erklärt und auf drei Jahre verbannt werden, unter Androhung der Todesstrafe, wenn er den Bann bräche. Das erzeugte zahllose Mißbräuche. — Frankreich hat jeden Ostracismus abgeschafft. Frankreich zieht um das Privatleben eine Mauer.

In Holland herrschten überall Ausnahmen. Die Staaten stimmten nach Provinzen, nicht nach Köpfen. Jede Provinz hatte ihre besonderen Geseße, in Westfriesland feudale, in Gröningen bürgerliche, in den Dmmelanden volksthümliche. In der Provinz Holland hatten nur achtzehn Städte (Dordrecht, Harlem, Delft, Leyden, Amsterdarn, Goude, Rotterdam, Gorcum, Schie-

dam, Schoonhewe, Briel, Almar, Doorne, Inhuifem, Edam, Monickendam, Medemblyck und Yurmesnynde) das Recht in den allgemeinen und gewöhnlichen Verhandlungen der Republik zu Rathe gezogen zu werden; sieben andere (Woordem, Dudewater, Ghertruydenberg, Heusden, Naerden, Weesj und Muyden) konnten zugelassen werden, ihre Meinung auszusprechen, aber nur wenn es sich um Krieg oder Frieden, oder um die Annahme eines neuen Fürsten handelte. Diese fünf und zwanzig ausgenommen, wurde keine der übrigen Städte zu Rathe gezogen, die Einen weil sie eigene Herren hatten, die Andern weil sie ohne Mauern waren. Drei kaiserliche Städte schlugen Geld und regierten Ober-Ittel, jede mit einem eigenen Vorrechte: Deventer war die erste, Campen die zweite und Zwol die dritte. Die Städte und Dörfer des Herzogthums Brabant gehorchten den General-Staaten ohne das Recht in ihnen vertreten zu werden. — In Frankreich gilt ein und dasselbe Gesetz für alle Städte und für alle Bürger.

Genf war protestantisch aber sehr intolerant. Das schreckliche Geknistern der Scheiterhaufen begleitete das zänktische Gekläffe seiner Doctoren. Der Scheiterhaufen Calvins ward so gut angezündet und flackerte so hell in Genf wie der Holzstoß Torquemadas in Madrid. — Frankreich bekennt sich zur Freiheit des Gewissens, bekräftigt sie und übt sie aus.

Wer sollte es glauben? Die Schweiz, anscheinend so

vollstämmlich und bürgerlich, war ein Land der Privilegien, des Kirchenregiments und der Ungleichheit. Die Republik war in drei Bezirke getheilt. Der erste Bezirk umfaßte die dreizehn Cantone und hatte das Recht der Oberherrschaft. Der zweite Bezirk enthielt die Abtei und Stadt St. Gallen, Graubünden, Walliserland, Richterschwyl, Biel und Mühlhausen. Der dritte Bezirk bestand aus einem unterthänigen Kreise der eroberten, untergebenen oder angekauften Ländereien. Diese Ländereien wurden auf ganz ungleiche und sonderbare Weise verwaltet. So gehörte Baaden im Aargau, im Jahre 1415, und Thurgau, im Jahr 1460 erworben, den acht ersten Cantonen. Die sieben ersten Cantone ausschließlich regierten die freien Provinzen, welche im Jahre 1415 genommen, und Sargans, welches im Jahre 1483 von dem Grafen Georg Werdenberg angekauft worden. Die drei ersten Cantone waren Oberlehnsherrn von Bistona und Bellinzona. Ragoß, Lugano, Locarno, Mendrisio, Val-Maggio, welche im Jahre 1513 vom Mailänder Herzoge Franz Sforza dem Bunde gegeben wurden, gehorchten allen Cantonen mit Ausnahme Appenzells. — Frankreich läßt keine Hierarchie zwischen den Theilen seines Ländergebietes zu. Elßas ist so gut wie die Touraine, die Dauphiné ist so frei wie Mayenne, die Franche-Comté ist so souverain als die Bretagne und Corsica so gut französisch als Ile de France.

Man sieht hieraus und es genügt hierzu die von uns

aufgestellte Vergleichung zu prüfen, daß die alten Republiken nur örtliche Absonderlichkeiten vorstellten; Frankreich stellt allgemeine Ideen vor.

Die alten Republiken vertraten ihren Vortheil. Frankreich vertritt Rechte.

Die alten Republiken, durch den Zufall entstanden, waren eine mittelmäßige Frucht der Geschichte, der Vergangenheit und des Bodens. Frankreich veredelt und verbessert den Baum und pflanzt auf eine gegebene Vergangenheit eine selbst gewählte Zukunft.

Die Ungleichheit der Einzelnen, der Städte, der Provinzen, die Inquisition des Privatlebens und des Gewissens, die Ausnahme von Steuern, die Käuflichkeit der Aemter, die Theilung in Casten, das Stillschweigen dem Gedanken auferlegt, das Mißtrauen zum Staatsgesetze erhoben, der fremde Rechtspruch in der Stadt, das fremde Kriegsheer im Lande: das ließen je nach dem Bedürfnisse ihrer Politik oder ihres Vorthails die alten Republiken zu. — Die Einheit der Nation, gleiches Recht, Unverletzbarkeit des Gewissens, der Gedanke als König, Abschaffung der Privilegien, übereinstimmende Besteuerung, National-Gerichtsbarkeit und National-Armee: das ist Frankreichs Ausspruch.

Die alten Republiken entsprangen immer aus einem gegebenen, oft einzigen Falle, aus einem Zusammentreffen von Ereignissen, aus einem glücklich ausgefallenen Aneinanderfügen fremdartiger Grundstoffe, kurz aus ei-

nen Zufall, niemals aus einem System. Frankreich wächst so lange es besteht; es untersucht und prüft seine Grundlagen und beweist dies von Schichte zu Schichte; es stellt Grundsätze auf und folgert daraus den Staatsbau; es hat einen Glauben, die Verbesserung; einen Cultus, die Freiheit; ein Evangelium, das Wahre in Allem. Die verschwundenen Republiken lebten kleinlich und nüchtern in ihrer armseligen politischen Wirthschaft; sie dachten an sich und nur an sich; sie sprachen nichts laut aus und lehrten nichts; sie störten und verläumderten keinen Despotismus durch die Nachbarschaft ihrer Freiheit; sie hatten nichts in sich, was auf andere Völker übergehen konnte. Frankreich aber unterhandelt für sein Volk und für alle Völker, für den Menschen und für alle Menschen, für das Gewissen und für alle Gewissen. Es besitzt das was die Völker erhält, die Einheit; es ist frei von dem was die Völker verdirbt, von Egoismus. Provinzen erobern dünkt ihm gut; Geister erobern dünkt ihm besser. Die Republiken der Vergangenheit bildeten, in ihre Winkel gepfercht, immer etwas Beschränktes und Abgefondertes; bleiben wir dabei stehen, ihre Form war für andere nicht anwendbar, ihr Zweck erstreckte sich nicht über sie selbst hinaus. Diese hier gestaltete sich als ein Adelthum, jene dort als ein Bürgerthum, die dritte als eine Gemeinde, die vierte als ein Kramladen. Frankreich gestaltet sich als eine menschliche Gesellschaft.

Die alten Republiken erloschen, die Welt bemerkte es

kaum. Des Tages wo Frankreich erlöschen wird, sinkt Abenddämmerung auf die Erde.

Wir sind weit entfernt zu behaupten, daß die alten Republiken für den Fortschritt Europas überflüssig gewesen seien, aber es ist gewiß, daß Frankreich dafür nothwendig ist.

Um Alles mit Einem Worte zu sagen: aus den alten Republiken entwickelten sich nur Thatsachen, aus Frankreich entwickeln sich Principien.

Das ist wohlthätig. Das ist aber auch gefährlich.

Aus der Mission welche Frankreich angetreten, oder wie wir besser sagen wollen, die ihm von Oben geworden ist, folgt mehr als eine Gefahr und mehr als ein Lärm.

Die ungemaine Dehnbarkeit der französischen Principien macht, daß auch die andern Völker sie sich anpassen wollen. Venedig zu sein, würde kein anderes Volk verlocken; Frankreich zu sein, das verlockt alle.

Frankreich spricht laut, immer und nach allen Seiten hin. Daher ein großer Lärm, der die Einen aufpassen läßt; daher eine große Erschütterung, die die Andern zittern läßt.

Oft ist das was für die Völker ein Versprechen ist, für die Fürsten eine Drohung!

Ber laut spricht beleidigt auch oft.

Frankreich giebt den Denkern viele Probleme zu lö-

fen. Aber was die Denker sinnen läßt, macht zugleich die Wahnsinnigen träumen.

Unter diesen Problemen giebt es manche, welche kräftige und redliche Geister durch den klaren Menschenverstand auflösen; aber es giebt auch andere, welche falsche Geister durch Trugschlüsse auslegen, und andere, welche wilde Geister in Auslauern, Aufruhr und Mord verwandeln.

Und dann, — das ist das Böse an den Theorien, — beginnt man damit, das Vorrecht zu läugnen, und darin hat man ganz Recht; dann läugnet man die Erbllichkeit, und hat nur mehr zur Hälfte Recht; dann läugnet man das Eigenthum und hat gar nicht mehr Recht; dann läugnet man die Familie und hat nun vollkommen Unrecht; dann läugnet man das menschliche Herz, und man wird ein Angeheuer. Schon wenn man das Vorrecht läugnet, hat man Unrecht, nicht unter dem Vorrecht, welches zum Vortheil eines Einzelnen gegründet worden und daher schlecht ist, und nicht unter dem Vorrecht zu unterscheiden, welches im Vortheil der ganzen Gesellschaft eingeführt worden und daher gut ist. Der menschliche Geist, von jener blinden Kraft geleitet, welche die Logik heißt, schreitet leicht vom Allgemeinen zum Absoluten und vom Absoluten zum Abstracten. In der Poetik aber wird das Abstracte leicht bössartig. Von Abstraction zu Abstraction wird man Nero oder Marat. Im vergangenen Jahrhundert, denn wir wollen nichts

gefälliger darstellen als es ist, rollte Frankreich diesen Abhang herunter, aber es endete damit, den rechten Weg wieder hinaufsteigen. Im Jahre 89 träumte es ein Paradies, im Jahre 93 verwirklichte es eine Hölle; im Jahre 1800 gründete es eine Dictatur, 1815 eine Restauration, 1830 einen freien Staat. Es hat diesen freien Staat aus Wahl und Erblichkeit zusammengesetzt. Es verschlang alle Thorheiten, bevor es zur Weisheit gelangte; es machte alle Revolutionen durch, bis es zur Freiheit kam. Aber seiner Weisheit von heut wirft man seine Thorheiten von gestern vor; seiner Freiheit wirft man seine Revolutionen vor.

Man erlaube uns hier eine Abschweifung, welche übrigens indirect zu unserm Ziele führt. Alles was man Frankreich vorwirft, Alles was Frankreich gethan hat, England hatte es schon vor ihm gethan. Nur, — ist dies vielleicht der Grund, daß man jenem nichts vorwirft? — waren die Principien, die aus der englischen Revolution resultirten, weniger fruchtbar als jene, die sich aus der französischen Revolution entwickelten. England, so egoistisch wie die andern verstorbenen Republiken, hat nur für das englische Volk verhandelt; Frankreich, wie wir eben gesagt, für die ganze Menschheit.

Uebrigens fällt die Parallele zu Gunsten Frankreichs aus. Das Blutbad von Connaught übertraf das von 93. Die englische Revolution hatte mehr Macht des Bösen als die unfrige und weniger Macht des Guten

als sie; sie tödtete einen viel größeren König und erzeugte einen weniger großen Mann. Carl den I. bewundert man; Ludwig den XVI. kann man nur beklagen. Was Cromwell betrifft, so jagt der Enthusiasmus vor diesem abscheulichen großen Marne. Was er von Scarron an sich hat, verdirbt das was er von Richelieu hat, und was er von Robespierre besitzt, das was von Napoleon in ihm ist.

Man fühlt sich versucht zu sagen, daß die englische Revolution, was ihr Hinausreichen und ihre Lichtverbreitung betrifft, wie England selbst vom Meere umschlossen und eingeschränkt war. Das Meer sondert die Ideen und Ereignisse so gut wie die Völker ab. Das Protectorat von 1657 verhält sich zum Kaiserreich von 1811 wie eine Insel zum Festlande.

So überraschend in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts jene Begebenheiten einer mächtigen Nation waren, so wußten die Zeitgenossen doch kaum darum. In diesem fremdartigen Getümmel sprach sich nichts Bestimmtes aus. Die Völker diesseits der Meerenge sahen die großen und verhängnißvollen Gestalten der englischen Revolution nur halb durch den Schaum der Brandung und durch die Nebel des Oceans. Die düstere und stürmische Tragödie, in welcher Cromwells Schwert und das Beil Hewlets bligte, wurde den Königen des Festlandes nur durch den ewigen Schleier der Seestürme sichtbar, welchen die Natur zwischen England

und Europa breitet. In dieser Entfernung und in diesem Dunkel waren es nicht mehr Menschen sondern Schatten.

Merkwürdig ist es um dabei zu verweilen: innerhalb eines halben Jahrhunderts durften in England zwei Königshäupter fallen, das eine auf der fürstlichen Hensfers-Bühne, das andere auf dem gewöhnlichen Schaffote, ohne daß die königlichen Häupter Europas dabei etwas Anderes als Mitleid fühlten. Als das Haupt Ludwig des XVI. in Paris fiel, schien die Sache ganz neu und das Attentat unerhört. Der Streich von der nichtswürdigen Hand Marats und Cuthons geführt, wirkte weit mehr auf den Schrecken der Könige ein als die beiden Diebe, welche der souveraine Arm Elisabeths und der furchtbare Arm Cromwells geführt hatte. Es wäre fast bezeichnend zu sagen, daß die Welt das als nicht geschehen betrachtet, was nicht in Frankreich geschehen ist.

1587 und 1649, zwei doch zu traurige Daten, sind als wenn sie nie gewesen wären und verschwinden bei dem häßlichen Geflacker der vier unseligen Ziffern: 1793.

Es ist gewiß daß in Beziehung auf England das *penitus toto divisos orbe Britannos* lange Zeit wahr war. In einer gewissen Hinsicht ist es noch. England liegt dem Continente weit weniger nahe als es selbst meint. Der König Kanut der Große, der im elften Jahrhunderte lebte, scheint Europa so ferne wie Carl der Große. Für den Blick weichen die Ritter der Tafel-

runde fast so weit in die Nebel des Mittelalters zurück wie die Palatine. Der Rubin Shakespeares brauchte hundertvierzig Jahre, um über den Canal herüber zu dringen. In unsern Tagen regen vierhundert Kinder von Paris, welche sich stillschweigend wie die Octoberfliegen um die schwarzen Ecken der alten Porte St. Martin anhäufen und drei Abende hindurch auf dem Boden zappeln, Europa weit mehr auf als das ganze wilde Geschrei der englischen Wahlen.

Es liegt also in der Furcht, welche Frankreich den europäischen Fürsten einflößt, eine optische und eine akustische Wirkung, eine doppelte Vergrößerung der man nicht trauen sollte. Die Könige sehen Frankreich nicht wie es ist. England thut Böses; Frankreich macht Lärm.

Die verschiedenartigen Vorwürfe, welche Europa besonders seit 1830 dem französischen Geiste macht, müssen nach unserer Ansicht an der Stirne erfasst werden, und wir unseres Theils scheuen vor keinem zurück. Im neunzehnten Jahrhundert, wir sprechen es mit Stolz und Freude aus, ist das Ziel Frankreichs das Volk, die stufenweise Erhebung der Intelligenzen, die allmähliche Milderung des Looses der zahlreichen bedrückten Classen, es ist sein Ziel, die Gegenwart durch Anleitung der Männer zu verbessern und die Zukunft durch Erziehung der Kinder sicher zu stellen. Gewiß eine heilige und rühmliche Aufgabe. Wir läugnen übrigens nicht, daß eben zur Stunde ein Theil des Volkes gewiß aber der unwürdigste

und vielleicht der am wenigsten leidende, von bösen Dri-
ben angeregt scheint; Neid und Eifersucht erwachen in
ihm; der Müßiggänger unten sieht mit Wuth nach dem
Müßiggänger oben, dem er immerhin ähnlich ist; und
zwischen diesen zwei Extremen, die sich mehr berühren
als sie es glauben, scheint die wahre Gesellschaft, die
große Gesellschaft, welche schafft und denkt, von dem
Conflikt der Beiden bedroht zu sein. Ein unterirdisches
Werk des Hasses und Ingrimmes wird im Finstern
bereitet, von Zeit zu Zeit plagt es in schwere Symptome
aus, und wir läugnen es nicht, daß die klugen Männer,
die heut zu Tage sich so wohlwollend zu den leidenden
Klassen neigen, ihren Sympatgien vielleicht etwas Miß-
trauen beimengen sollten. Unserer Meinung nach ist dies
ein Fall um zu wachen, nicht um zu erschrecken. Und
selbst hierin, man bedenke es wohl, in allen diesen Zei-
chen, vor denen Europa zurückbebt und sie als unerhört
erklärt, liegt gar nichts Neues. England hatte vor uns
Aufrührer; Deutschland selbst, es erlaube uns ihm dies
zu sagen, hatte vor uns seine Communisten. Ehe als
Frankreich enthauptete England das Königthum; ehe als
Frankreich läugnete Böhmen die Gesellschaft. Die Puffi-
ten, ich weiß nicht ob unsere dormaligen Sectirer es
wissen, setzten im fünfzehnten Jahrhundert alle die Theo-
rien derselben ins Werk. Sie pflanzten zwei Fahnen
auf; auf die eine schrieben sie: „Rache der Kleinen gegen
die Großen“ und griffen so die bestehende Ordnung der

Gesellschaft an; auf der andern stand: „Alle Städte der Erde auf fünf einschmelzen“ und griffen so die ewige Ordnung der Dinge an. Man sieht, daß sie der Idee nach gerade so weit vorgerückt waren, wie es die jetzigen Communisten wollen; der That nach aber waren sie so weit wie folgt: — Sie hatten einen König, Sigmund, aus seiner Residenz, aus Prag verjagt; sie waren Herren eines Königreichs, Böhmens; sie hatten einen ausgezeichneten Mann zum Anführer, Ziska; sie trotzten einem Concilium, dem Baseler im Jahre 1431, und acht Reichstagen, dem zu Brünn, dem zu Wien, dem zu Presburg, den beiden zu Frankfurt und den dreien zu Nürnberg; sie selbst hielten einen Reichstag zu Czaslau, setzten einen König feierlich ab und ernannten eine Regentschaft; sie boten zwei Kreuzzügen die Stirne, welche Martin der V. gegen sie entsandte; sie versetzten Europa in solchen Schrecken, daß man gegen sie einen beständigen Kriegsrath in Nürnberg, eine beständige Bewaffnung unter dem Befehl des Kurfürsten von Brandenburg, einen allgemeinen Landfrieden, der Deutschland alle seine Kräfte zu ihrer Unterdrückung zu versammeln erlaubte, und eine allgemeine Abgabe einführte, der allgemeine Heller genannt, welchen der regierende Fürst so gut wie der Bauer entrichtete. Die Angst vor ihrer Annäherung ließ die Krone Carl des Großen und die Reichsjuwelen von Carlstein nach Ofen und von Ofen nach Nürnberg übertragen. Sie hatten im Angesichte des bewaffneten

und erschrockenen Deutschlands acht Provinzen gräßlich verwüestet, Meissen, Franken, Baiern, die Lausitz, Sachsen, Oesterreich, Brandenburg und Preußen; sie hatten die besten Feldherren Europas geschlagen, den Kaiser Sigismund, den Herzog Coribut Jagello, den Cardinal Julian, den Kurfürsten von Brandenburg und den päpstlichen Legaten. Vor Prag, bei Deutschbrod, bei Saaz, bei Kuszig, bei Niesenberg, vor Mies und vor Taus hatten sie achtmal die Reichsarmee geworfen, und unter diesen acht Armeen war eine von hunderttausend Mann, vom Kaiser befehligt, eine von hundertzwanzigtausend Mann vom Cardinal Julian befehligt und eine von zweihunderttausend Mann, von den Kurfürsten von Trier, von Sachsen und von Brandenburg befehligt. Diese letzte allein stellt von dem Standpunkte der militärischen Kräfte des fünfzehnten Jahrhunderts für die Jetztzeit eine Bewaffnung von zwölftausend Soldaten vor. Wohlan, wie lange dauerte dieser Krieg, den eine Secte gegen Europa und das Menschengeschlecht führte? Sechszehn Jahre. Von 1420 bis 1436. Ohne Zweifel war dies ein wilder und riesiger Feind. Die Civilisation des fünfzehnten Jahrhunderts, denn da dieser die Barbarei war, war sie die Civilisation, war stark genug um ihn zu fassen, zusammenzudrücken und zu ersicken. Glaubt man, daß die Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts vor einem Duzend trunkener Faullenzer zittern soll, welche Schmähschriften in der Kneipe buchstabiren?

Einige Unglückliche mit einigen Elenden gemischt, das sind die Hussiten des neunzehnten Jahrhunderts. Gegen eine solche Secte, gegen eine solche Gefahr reichen zwei Dinge aus: das Licht der Geister und vier oder fünf Mann mit einem Korporal auf der Straße.

Beruhigen wir uns also und beruhigen wir den Continent.

Rußland und England bei Seite gelassen, wir sagten bereits warum, und die kleinen Staaten nicht gezählt, erkennt man in Europa zwei Arten von Monarchien, die alten und die neuen. Abgesehen von gewissen Ausnahmen im Einzelnen, nehmen die alten ab, während die neuen zunehmen. Die alten sind Spanien, Portugal, Schweden, Dänemark, Rom, Neapel und die Türkei. An der Spitze dieser alten Monarchieen steht Oesterreich, eine große deutsche Macht. Die neuen sind: Belgien, Holland, Sachsen, Baiern, Württemberg, Sardinien und Griechenland. An der Spitze dieser jungen Königreiche steht Preußen, eine andere große deutsche Macht. Eine einzige Monarchie hat in dieser Gruppe von Staaten jeden Alters den Vorzug zugleich alt und jung zu sein, so viel erlebt zu haben als Oesterreich und so viel Zukunft zu haben wie Preußen: es ist Frankreich.

Deutet dieses nicht ganz klar die nothwendige Rolle Frankreichs an? Frankreich ist der Bindepunkt dessen was war und dessen was sein wird, das gemeinschaftliche Band der alten Königreiche und der jungen Völker, die

Nation, die sich erinnert und die Nation, die hofft. Der Strom der Jahrhunderte mag fließen; der Uebergangspunkt für die Menschheit ist gesichert; Frankreich ist die granitene Brücke, welche die Völker von einem Ufer ans andere bringen wird.

Wer dächte also daran, diese Brücke der Vorsehung abzubrechen? wer dürfte daran denken, Frankreich zu zerstören oder zu zergliedern? Mißlänge es, so hiesse das sich selbst zum Thoren stempeln. Gelingen es, so hiesse das zum Vaternörder werden.

Was die Kronen so ganz besonders beunruhigt, ist, daß Frankreich, vermöge jener Macht der Ausbreitung, die allen allgemeinen Principien eigen ist, seine Freiheit nach außen zu verbreiten strebe.

Hier ist es nothwendig sich zu verstehen.

Die Freiheit ist den Menschen unentbehrlich. Man könnte sagen, daß die Freiheit die Athmungsluft der menschlichen Seele ist. Unter welcher Form auch immer, sie ist ihr nothwendig. Gewiß, alle europäischen Völker sind nicht vollkommen frei; aber alle sind es von einer gewissen Seite. Hier ist die Gemeinde frei, dort der Einzelne; hier der öffentliche Markt, dort das Privatleben; hier das Gewissen, dort die Meinung. Man möchte sagen, daß es Nationen giebt, die nur einseitig, wie gewisse Kranke, die nur mit einem Lungenflügel, Luft einathmen. Wenn ihnen eines Tages diese Einathmung untersagt oder unmöglich würde, müßten die

franken Nationen sterben. So aber leben sie, geduldig harrend, bis ihnen eines Tages die volle Gesundheit, das heißt die volle Freiheit erscheint. Zuweisen richtet sich diese Art der Freiheit nach dem Clima, dann ist es die Natur, die sie erschaffen und gegeben hat. Halbnacht herumgehen, die rothe Mütze auf dem Kopfe, mit einem leinenen Feszen als Hose und einem wollenen Feszen als Mantel, sich von der lauen Luft, von der leuchtenden Sonne, von dem blauen Himmel und von dem blauen Meere wohlthuen lassen, an der Treppe des Palastes zur selben Stunde wie der König in seinem Schlafgemach sich hinstrecken und draußen besser als der König drinnen schlafen; thun was man will; fast ohne Arbeit leben, ohne Mühe arbeiten, Morgens und Abends singen und sich wie der Vogel befinden, das ist die Freiheit des Volkes in Neapel. Zuweilen liegt die Freiheit im Charakter selbst der Nation; auch hier ist sie eine Gabe des Himmels. Sich den ganzen Tag in ein Wirthshaus hinsetzen, den besten Taback rauchen, das beste Bier trinken, den besten Wein versuchen, die Pfeife nur weglegen, um das Glas an den Mund zu setzen, und dabei doch die weiten Flügel seiner Seele ausbreiten, Dichter und Philosophen ins Gedächtniß rufen, an Allem das Schöne hervorsuchen, Utopien bauen, die Gegenwart umwerfen, die Zukunft aufrüsten, alle die schönen Träume, welche die häßliche Wirklichkeit verschleiern, wachend träumen, gedenken und vergessen zugleich, und so, edel, ernst

und sinnig, den Körper im Rauche, den Geist in Wahn-
bildern wiegend, hinleben: das ist die Freiheit des Deut-
schen. Der Neapolitaner hat eine materielle, der Deutsche
eine moralische Freiheit. Die Freiheit des Lazzarone hat
einen Rossini, die Freiheit des Deutschen einen Hoffmann
hervorgebracht. Wir Franzosen haben die moralische
Freiheit wie der Deutsche und die politische wie der
Engländer; aber wir entbehren der materiellen Freiheit.
Wir sind Sklaven des Klima's, Sklaven der Arbeit.
Das süße und reizende Wort „frei wie die Luft“, man
kann es vom Lazzarone, aber nicht von uns sagen. Be-
klagen wir uns aber nicht, denn die materielle Freiheit
ist die einzige, die der Würde entrathen kann; und in
Frankreich, auf dem Punkte der Civilisations-Initiative,
zu welcher die Nation gelangt ist, reicht es nicht allein
hin, daß der Einzelne frei sei, er muß auch würdevoll
dastehen. Unser Theil ist schön. Frankreich ist so edel
als das edle Deutschland; und was noch mehr als in
Deutschland, es hat das Recht, die befruchtende Kraft
seines Geistes direct zur Verbesserung der Wirklichkeit
anzuwenden. Die Deutschen haben die Freiheit des Ge-
fühls; wir haben die Freiheit des Gedankens.

Aber damit der freie Gedanke mittheilend wirke, müs-
sen die Völker lange Vorbereitungen, mehr noch göttliche
als menschliche, durchwandert haben. So weit sind sie
noch nicht. Des Tages, wo sie so weit sein werden,
wird die französische Idee, gereift durch alles das, was

sie gesehen und selbst vollbracht, weit entfernt die Könige zu verderben, sie vielmehr retten.

Dies wenigstens ist unsere tiefe Ueberzeugung.

Warum also dies Frankreich beirren und verkleinern, welches vielleicht in der Zukunft die Vorsehung der Völker sein wird?

Warum ihm verweigern, was ihm gebührt?

Man wird sich erinnern, daß wir nur die friedliche Auflösung dieser Aufgabe suchen wollten; liegt aber streng genommen nicht auch eine andere darin? Bereits lastet in der Wagschaale, worin einst die Rheinfrage gewogen werden soll, ein schweres Gewicht, Frankreichs gutes Recht. Wird noch ein anderes fürchterliches Gewicht hineingeworfen werden müssen, Frankreichs Zorn?

Wir gehören zu denjenigen, die fest glauben und hoffen, daß es dahin nicht kommen wird.

Man bedenke, was Frankreich ist.

Wien, Berlin, St. Petersburg, London sind nur Städte; Paris ist ein Gehirn.

Seit zwanzig Jahren wächst das verstümmelte Frankreich an jener Größe, die man nicht mit Augen sieht, die aber die reellste von allen ist, an intellectueller Größe. Zur Stunde, wo wir leben, vertritt der französische Geist nach und nach die Stelle aller frühern Seelen der Völker.

Die höchsten Intelligenzen, welche zu gegenwärtiger Zeit die Politik, die Literatur, die Wissenschaft und Kunst

der ganzen Welt vorstellen, Frankreich hat sie der Civilisation dargebracht.

Frankreich ist heut zu Tage in einer andern Art, aber so mächtig als jemals.

Man erfülle daher seine Wünsche. Besonders wenn man Folgendes bedenkt: —

Europa kann nicht ruhig sein, so lange Frankreich nicht zufrieden gestellt ist.

Und welches Interesse könnte es für Europa sein, daß Frankreich unruhig, zusammengedrängt, in peinlicher Lage durch naturwidrige Gränzen, gezwungen einen Ausweg für die Triebkraft zu suchen, die in ihm kocht, nun mit Gewalt, da eine andere Rolle versagt ist, ein Rom der künftigen Civilisation, materiell geschwächt, aber moralisch endlos angewachsen, würde; ein Mittelpunkt der Menschheit würde, wie das andere Rom es der Christenheit ist, an Einfluß mehr gewänne als es je an Ländern verloren, unter einer andern Form die Oberherrschaft wiederfände, die ihm gebührt und nie entrissen werden kann, sein ehemaliges militairisches Uebergewicht durch eine furchtbare geistige Macht ersetzte, welche die ganze Welt beben, die Fibern jedes Menschen pulsen und die Bretter jedes Thrones zittern machte; immer unverletzbar kraft seines Schwertes; aber von nun an geistiger König durch seine Welt-Sprache des neunzehnten Jahrhunderts, wie das Latein des zwölften, durch seine Zeitungen, durch seine Bücher, durch seine centralisirenden

Strebungen, durch seine öffentlichen oder geheimen, aber immer tiefen Sympathien der Völker; seine großen Schriftsteller aufweisend als Päpste, und keine andern Päpste als Pasquale! seine großen Sophisten als Antichristen, und keine andern Antichristen als Voltaire! wenn es die Welt bald erhellte, bald blendete, bald entzündete vermittelst seiner Presse, wie es Rom vermittelst seiner Kanzel gethan: verstanden, weil es gehört würde, gefolgt, weil ihm geglaubt würde, unzerstörbar, weil es in den Herzen Aller Wurzeln hätte; wenn es Dynastien im Namen der Freiheit absetzte, Könige mit dem schweren Bann der Menschheit belegte, Evangelien-Charten diktirte, Volks-Breven veröffentliche und Ideen schleuderte und Revolutionen bligte!

XVI.

Wiederholen wir:

Vor zweihundert Jahren drückten zwei gewaltig eindringende Staaten Europa.

Mit andern Worten, zwei Egoïsmen bedrohten die Civilisation.

Diese zwei Staaten, diese zwei Egoïsmen waren die Türkei und Spanien.

Europa erwehrte sich ihrer.

Die beiden Staaten sind gefallen.

Heut zu Tage wiederholen sich die beunruhigenden Erscheinungen.

Zwei andere Staaten, auf denselben Grundlagen wie die frühern erbaut, durch dieselben Kräfte stark und durch dieselben Gründe bewegt, bedrohen Europa.

Diese zwei Staaten, diese zwei Egoismen sind Rußland und England.

Europa muß sich ihrer erwehren.

Das alte Europa, das aus einem verwickelten Baue bestand, ist zusammengefallen; das gegenwärtige Europa ist von viel einfacherer Gestalt. Es besteht fast ganz aus Frankreich und Deutschland, den doppelten Punkten an welche sich im Norden wie im Süden die Gruppe der Völker anschließen muß.

Die Allianz Frankreichs und Deutschlands ist die Constitution Europas. Deutschland freundlich an Frankreich angestützt, hält Rußland auf; Frankreich freundlich an Deutschland angestützt, hält England auf.

Die Uneinigkeit Frankreichs und Deutschlands ist die gewaltsame Zertrennung Europas. Deutschland feindlich gegen Frankreich gerichtet, läßt Rußland leicht hereindringen; Frankreich feindlich gegen Deutschland gerichtet läßt England herbeikommen.

Was also die zwei eindringenden Staaten haben wollen, ist die Uneinigkeit Frankreichs und Deutschlands.

Diese Uneinigkeit ist von der russisch-englischen Politik im Jahre 1815 vorbereitet und geschickt berechnet worden.

Diese Politik hat einen nachhaltigen Grund der

Zwietracht zwischen den beiden Central-Völkern aufgebracht.

Dieser Grund der Zwietracht ist die Verleihung des linken Rheinufers an Deutschland. Dieses linke Ufer aber gehört naturgemäss an Frankreich.

Damit die Beute gut bewacht werde, hat man sie dem jüngsten und stärksten der deutschen Völker, den Preußen gegeben.

Der Wiener Congress hat den Völkern Gränzen wie Geschirre nach Zufall und Laune aufgelegt, ganz ohne sie anzupassen. Das was man damals dem bedrückten, erschöpften und besiegten Frankreich aufgelegt, ist ein Marter- und Zwangshemd; es ist ihm zu enge. Es drückt Frankreich und macht es bluten.

Mit Hilfe der Politik von London und St. Petersburg fühlen wir seit zwanzig Jahren den Dorn Deutschlands in der Wunde Frankreichs.

Daher entstand denn wirklich zwischen den zwei Völkern, geschaffen um sich zu verstehen und zu lieben, eine Abneigung die zum Hass werden könnte.

Während sich diese zwei Central-Völker fürchten, beobachten und bedrohen, entwickelt sich Rußland still und England breitet sich im Schatten aus.

Die Gefahr wird täglich grösser. Eine tiefe Mine ist gegraben. Eine große Feuersbrunst brütet vielleicht in den Finsternissen. Im vergangenen Jahre hätte mit Englands Zuthun das Feuer fast ganz Europa ergriffen.

Wer aber kann sagen, was bei einem solchen Brande aus Europa würde, so voll an zündbaren Geistern, Köpfen und Nationen?

Die Civilisation würde zu Grunde gehen.

Sie soll es aber nicht. Daher müssen sich die beiden Central-Völker verstehen.

Glücklicherweise sind weder Frankreich noch Deutschland Egoisten. Sie sind zwei aufrichtige, uneigennützig und edle Nationen; einst ein Volk aus Rittersn, jetzt ein Volk aus Denkern; einst groß durch das Schwert, jetzt groß durch den Geist. Ihre Gegenwart wird ihre Vergangenheit nicht Lügen strafen; Geister sind nicht weniger großmüthig als Schwerter.

Hier die Lösung: jeden Grund des Hasses zwischen den beiden Völkern abschaffen; die Wunde in unserer Seite von 1815 schließen; die Spuren einer leidenschaftlichen Reaction auslöschen; Frankreich das wiedergeben, was ihm Gott gegeben, das linke Rheinufer.

Hiebei finden sich zwei Hindernisse.

Ein materielles Hinderniß: Preußen. Aber Preußen wird früher oder später einsehen, daß an einem Staate, der stark sein will, alle einzelnen Theile fest ineinandergesugt sein müssen, daß die Gleichartigkeit belebt, die Zerstückelung tödtet; daß es dahin streben müsse das große nordische Königreich Deutschlands zu werden; daß es freier Häfen bedarf und daß, so schön der Rhein auch sein mag, der Ocean dennoch mehr werth ist.

Uebrigens befiel es ja in jedem Falle das rechte Rheinufer.

Ein moralisches Hinderniß: das Mißtrauen, welches Frankreich den europäischen Fürsten einflößt und die daraus folgende Nothwendigkeit, es zu verkleinern. Aber darin eben liegt die Gefahr. Man verkleinert Frankreich nicht, man reizt es bloß. Das gereizte Frankreich ist gefährlich. Das ruhige rückt im Fortschritt weiter; das ergrimimte möchte sich in Revolutionen ausbreiten.

Die beiden Hindernisse werden verschwinden.

Wie? Gott weiß es. Aber es ist gewiß, daß sie verschwinden werden.

In einer gewissen Zeit wird Frankreich seinen Theil am Rheine und seine natürlichen Gränzen haben.

Diese Lösung wird Europa seine rechte Gestalt verleihen, die menschliche Gesellschaft beschützen und den definitiven Frieden gründen.

Alle Völker werden dabei gewinnen. Spanien zum Beispiel, das immer berühmt geblieben, wird wieder mächtig werden können. England möchte aus Spanien den Markt seiner Erzeugnisse, den Stützpunkt seiner Schifffahrt machen; Frankreich wird Spanien zur Schwester seines Einflusses, seiner Politik und seiner Civilisation machen wollen. Es wird an Spanien sein zu wählen: entweder fortfahren herunter zu gehen oder beginnen neu empor zu steigen; ein Filial von Gibraltar, oder ein Gegenfeiler Frankreichs zu sein.

Spanien wird die Größe wählen.

So gestaltet sich bereits sichtbar und deutlich im Morgendämmer der künftigen Dinge die unausweichliche Zukunft des ganzen Continents.

Ist einmal der Grund zum Hasse verschwunden, so hat Europa kein Volk mehr zu fürchten. Deutschland fräube seine Mähne und stoße sein Gebrüll aus gegen den Orient; Frankreich spreite seine Flügel aus und schleudere seinen Blitz gegen den Occident. Dem gefürchteten Bündnisse des Löwen und des Adlers wird die Welt gehorchen.

XVII.

Man mißverstehe unsere Idee nicht: wir sind der Meinung, Europa müsse in jedem Falle gegen Revolutionen wachsam und gegen Kriege gerüstet sein; aber wir glauben zugleich, daß die bereits vor so vielen Stürmen und Klippen gerettete Civilisation, wenn kein außer der menschlichen Voraussehung liegendes Ereigniß den majestätischen Gang des neunzehnten Jahrhunderts stört, sich täglich von jener Charybdis, welche der Krieg heißt, und von jener Scylla, welche man Revolution nennt, mehr und mehr entfernen werde.

Eine Utopie, mag sein! Aber man vergesse nicht, daß wenn sie zum selben Ziele streben wie die Menschheit, das heißt nach dem Guten, Rechten und Wahren, die Utopien des einen meist die Thaten des nächsten

Jahrhunderts sind. Es giebt Menschen die sagen: „das wird geschehen“ und andere Menschen die sagen: „hier ist's“. Der ewige Friede war ein Traum bis zu dem Tage wo der Traum zur Eisenbahn geworden und die Erde mit einem festen, haltbaren und belebenden Netze umflochten hat. Watt ist die Ergänzung des Abbe's Saint-Pierre.

Gemals rief man bei allen Reden der Philosophen aus: „Träume und Wahnbilder, die sich in Dampf auflösen werden!“ — Lachen wir nicht mehr des Dampfes; er ist es, der die Welt führt.

Damit ein ewiger Friede möglich und die Theorie zur Wirklichkeit werde, bedurfte es zweier Dinge: eines Beförderungsmittels für die rasche Erfüllung der Interessen, und eines solchen Mittels für den raschen Austausch der Ideen; in andern Worten eine einfache und herrschende Art des Transportes und eine allgemeine Sprache. Diese beiden Bindemittel, welche die Gränzen der Reiche und der Geister niederreißen, die Welt hat sie jetzt: die Eisenbahn ist das erste, und die französische Sprache das andere.

Dies sind im neunzehnten Jahrhundert für alle im Fortschritt begriffenen Völker die beiden Mittel der Verbindung, das heißt der Civilisation, das heißt des Friedens. Man fährt im Waggon und spricht französisch.

Die Eisenbahn herrscht durch die Allgewalt ihrer Schnelligkeit; die französische Sprache durch ihre Klar-

heit, welche die Schnelligkeit einer Sprache ist, und durch die hundertjährige Obergewalt ihrer Literatur.

Ein merkwürdiger Umstand, der für die spätere Zeit kaum glaublich und in der gegenwärtigen nicht mit Schweigen zu übergehen ist: von allen Völkern und Regierungen, welche sich heut zu Tage dieser zwei bewunderungswürdigen Mittel der Verbindung und des Austausches bedienen, ist die französische Regierung diejenige, welche die Wirksamkeit derselben bisher noch am wenigsten einzusehen scheint. Zur Stunde, wo wir reden, hat Frankreich kaum ein Paar Lieues mit Eisenbahnen besetzt. Im Jahre 1837 gab man dem großen Kinde, welches Paris heißt, ein kleines Railroad als Spielzeug, und schon durch vier Jahre bleibt man dabei stehen. Was die französische Sprache, die französische Literatur betrifft, so glänzt und leuchtet sie für alle Regierungen und Völker, nur für die französische Regierung nicht. Frankreich hatte und hat noch immer die erste Literatur der Welt. Selbst heut zu Tage, wir werden nicht müde es zu wiederholen, ist unsere Literatur nicht nur die erste, sondern die einzige. Jeder Gedanke, der nicht der ihre ist, verschwand; sie ist lebendiger und belebender als jemals. Die dermalige Regierung scheint sich nicht um sie zu kümmern und benimmt sich darnach, und das ist, — wir sagen es ihr mit tiefem Wohlwollen und aufrichtiger Sympathie, — einer der größten Fehler, den sie seit elf Jahren begangen. Es ist Zeit, daß

sie die Augen öffne. Es ist Zeit, daß sie sich mit den neuen Schöpfungen, die jetzt literarisch sind, wie sie unter dem Kaiserreiche militairisch waren, beschäftige und ernstlich beschäftige. Ohne Groll erscheinen diese, weil sie voll von Gedanken sind; sie erscheinen mit dem Lichte in der Hand; aber man bedenke wohl, was wir kurz vorher in anderem Bezuge gesagt, daß das, was leuchten auch entzünden kann. Man nehme sie daher wohlwollend auf und weise ihnen ihre Stelle an. Kunst ist Kraft, Literatur ist Macht. Kraft muß man berücksichtigen und Macht mit Schonung behandeln.

Nehmen wir also wieder auf. Unserer Ansicht zu Folge, und wenn die Zukunft bringt was wir erwarten, muß die Möglichkeit der Kriege und der Revolutionen täglich abnehmen. Der allgemeine Friede ist eine Hyperbel, deren ewig auslaufenden Linien das Menschengeschlecht folgt.

Diesen glanzvollen Schwunglinien zu folgen, ist das Gesetz der Menschheit. Im neunzehnten Jahrhundert wandern alle Völker, selbst Rußland und England, und werden immer darauf hinwandern.

Was uns betrifft, und ist das Central Europa einmal so gestaltet wie wir es oben angedeutet, so gehören wir zu Jenen, welche ohne Eifersucht und Unruhe Rußland, das jetzt der Kaukasus aufhält, den Weg um das schwarze Meer nehmen und wie einst die Türken, diese andern Männer des Nordens, durch Klein-Asien in Con-

stantinopel ankommen sehen werden. Wir haben es bereits gesagt, Rußland ist schlimm für Europa und gut für Asien. Für uns ist es dunkel, für Asien leuchtend; für uns ist es barbarisch, für Asien christlich. Nicht alle Völker stehen auf derselben Stufe der Erleuchtung: in Asien ist es Nacht, in Europa tagt es; Rußland ist eine Lampe.

Es wende sich also gegen Asien, es verbreite dort was es an Licht hat, und wenn das ottomanische Reich zusammengestürzt, — ein großes Werk der Vorsehung, welches die Civilisation befestigen wird, — trete es durch Constantinopel in Europa ein. Frankreich in seine Größe wieder eingesezt, wird mit Freuden das griechische Kreuz statt des Halbmonds von der alten byzantinischen Kuppel des Soppriendomes leuchten sehen. Die Russen auf die Türken ist immer ein Schritt vorwärts.

Wir glauben daß der edle und fromme Kaiser, der jetzt so viele Millionen zu so schönen Bestimmungen führt, würdig wäre, diesen großen Schritt zu thun; wir selbst wünschen es ihm aufrichtig. Aber er denke daran, daß die grausame Behandlung Polens jetzt vielleicht ein Hinderniß für sein Volk und dereinst ein Vorwurf für seinen Ruhm sein dürfte. Der Schmerzensruf Griechenlands erhob ganz Europa gegen die Türkei. Das gelte dem Reiche. Die Pfalz bleibt ein Makel Lürenne's. Das gelte dem Kaiser.

Erforscht man die Rolle, welche England in seinen

allgemeinen Angelegenheiten, besonders aber in seinen bald heimlichen halb herausplazenden ewigen Kriegen gegen Frankreich spielt, so ist es unmöglich, sich des Gedankens an den alten bösen punischen Geist zu erwehren, der so lange gegen die lateinische Civilisation ankämpfte. Der punische Geist ist der Geist des Handels, der Geist der Abenteuererei, der Geist der Schifffahrt, der Geist der Gewinnsucht, der Geist des Egoismus, und dann ist er noch etwas mehr, nemlich eben der punische Geist. Die Geschichte sieht ihn im Hintergrunde des mittelländischen Meeres, in Phönicien, Tyrus und Sidon entstehen. Den Griechen ist er von Natur zuwider und sie treiben ihn aus. Er zieht fort, landet an der Küste Afrikas, gründet dort Carthago und sucht von da aus nach Italien einzudringen. Scipio schlägt ihn und glaubt im Triumphe ihn vernichtet zu haben. Gefeht! der Fuß des Consuls hat nur die Mauern zertreten; der punische Geist überlebte sie Carthago ist nicht todt. Seit zweitausend Jahren schleicht es um Europa herum. Zuerst nistete es sich in Spanien ein, wo es in seinem Gedächtniß die phöniciſche Erinnerung einer „verlorenen Welt“ aufgefunden zu haben scheint, von dieser beseelt über die Meere hin Amerika aufzusuchen ging, sich desselben bemächtigte, und, — wir haben gesehen wie, — auf der spanischen Halbinsel besetzt, einen Augenblick lang die ganze Welt ergriff. Die Vorsehung zwang es die Beute los zu lassen. Jetzt sitzt es in England fest; von neuem

hat es die Welt umgarnt, hält sie und bedroht Europa. Aber wenn Carthago von der Stelle gerückt ist, so ist dies mit Rom auch der Fall. Carthago hat es sich gegenüber wie einstmals, auf dem entgegengesetzten Ufer wiedergefunden. Einstens hieß Rom „die Stadt“, bewachte das mittelländische Meer und beobachtete Afrika; heut zu Tage heißt Rom Paris, bewacht den Ocean und beobachtet England.

Dieser Widerstreit Englands und Frankreichs ist so auffallend, daß alle Nationen davon zu sagen wissen. Wir haben ihn in Carthago und Rom dargestellt; Andere haben sich verschiedenartig aber treffend und einleuchtend darüber ausgedrückt. „England ist die Rage und Frankreich ist der Hund,“ sagte der große Friedrich. „Fürwahr, die Engländer sind Juden und die Franzosen sind Christen,“ meinte der Rechtsgelehrte Houard. Selbst die Wilden scheinen gewissermaßen diesen tiefen Gegensatz zwischen zwei wohlgeordneten Völkern zu fühlen. Die Indianer in Amerika sagen: „Der Christus war ein Franzose, welchen die Engländer in London kreuzigten; Pontius Pilatus war ein Offizier in englischen Diensten.“

Wohlan, unser Vertrauen auf eine unvermeidliche Zukunft ist so gewissenhaft, wir sind von so hohem Ehrgeiz und von so festen Hoffnungen für die Menschheit erfüllt, daß nach unserer Ueberzeugung Gott eines Tages diese Feindseligkeit, so weit sie verderbenbringend ist,

zwischen beiden Völkern zerstören müsse, so gegründet sie auch scheine oder sei.

Unfehlbar muß England entweder unter der furchtbaren Reaction der Welt zu Grunde gehen, oder es wird begreifen, daß die Zeit Caribagos nicht mehr ist. Unseres Erachtens wird es dies begreifen. Selbst von dem Gesichtspunkte des Eigennuzes ist die punische Treue eine schlechte Fahne, die Treulosigkeit eine schlimme Aussicht. Die ganze Menschheit immer als Betrüger betrachtet ist gefährlich; keinen andern Wind als den des eigenen Vortheils in den Segeln haben, ist traurig; immer dem Starken gegen den Schwachen zu Hülfe kommen, ist niederträchtig; unaufhörlich über das spotten, was man die sentimentale Politik nennt, und niemals Etwas für die Ehre, für den Ruhm, aus Aufopferung, aus Sympathie, zur Verbesserung des Looses Anderer thun, ist eine kleine Rolle für ein großes Volk. England wird es fühlen.

Die Inseln sind da um dem Festlande zu dienen, nicht um es zu beherrschen; die Schiffe sind da um den Städten zu dienen, welche das erste Meisterwerk des Menschen sind; die Schiffe sind erst das zweite. Das Meer ist eine Straße, kein Vaterland. Die Schifffahrt ist Mittel nicht Zweck; vielweniger Selbstzweck. Trägt sie nicht die Civilisation, so verschlinge sie der Ocean.

Mögen sich die zahllosen Schiffsspuren aller Marinen Faden um Faden an das Netz aller Eisenbahnen schließen,

um auf dem Ocean den unbegrenzten Umlauf aller Interessen, Vervollkommnungen und Ideen fortzusetzen und zu fördern; ströme das sociale Princip Europas durch diese tausend Adern bis an die Endpunkte der Erde; England selbst habe die erste dieser Marinen, Frankreich aber die zweite, und es kann nicht besser gehen. In solcher Weise wird England dem ganzen Geseze nachkommen, weil es dem allgemeinen folgt. In solcher Weise wird das belebende Princip der Welt von drei Nationen vertreten werden: von England mit seiner Handelsthätigkeit, von Deutschland mit seiner moralischen Ausdehnung und von Frankreich mit seinem intellectuellen Strahlenglanze.

Man sieht es, unser Gedanke schließt Niemand aus. Die Vorsehung verflucht und enterbt keines der Völker. Nach unserem Dafürhalten büßen die Völker, die ihre Zukunft verlieren, diese durch eigene Schuld ein.

Völker, die des Lichtes bedürfen, zu erleuchten, soll von nun an die Aufgabe der aufgeklärten Völker sein. Die Erziehung des Menschengeschlechts ist die Mission Europa's.

Jedes europäische Volk wird zu diesem heiligen und großen Werke nach Maassgabe des eigenen Lichtes mitwirken müssen. Jedes wird sich mit dem Theile der Menschheit in Berührung setzen, auf welchen es wirken kann. Alle können nicht Alles.

Frankreich zum Beispiele würde nur schlecht colonisiren und damit nur mühsam fertig werden. Die vollkommene Civilisation, die zugleich zart und sinnig, human in Allem und so zu sagen bis zur Uebertriebenheit ist, hat durchaus keinen Berührungspunkt mit einem wilden Staate. Sonderbar wenn man es sagt und doch wahr: das was Frankreich in Algier fehlt, ist ein wenig Barbarei. Die Türken kamen schneller, sicherer und weiter; sie wußten die Köpfe besser abzuhaueu.

Die erste Sache, die auf den Wilden wirkt, ist nicht die Vernunft, sondern die Gewalt.

Was Frankreich fehlt, hat England, und Rußland auch.

Sie taugen für die erste Arbeit der Civilisation; Frankreich für die zweite. Der Unterricht der Völker hat zwei Stufen, die Colonisation und die Civilisation. England und Rußland werden die barbarische Welt colonisiren, und Frankreich wird die colonisirte civilisiren.

XVIII.

Man erlaube uns am Schlusse, um einer letzten Bemerkung Raum zu geben, den speciellen Gesichtspunkt etwas zu verrücken, von welchem aus diese kurze Darstellung gewissenhaft ins Auge gefaßt wurde. So groß und so edel die Ideen sein mögen, welche den Nationalitäten zum Grunde liegen und sich auf dem Continent gruppiren, so fühlt man doch, wenn man sie durchläuft, das Bedürfniß, sich noch etwas höher aufzuschwingen

und eines jener allgemeinen menschlichen Gesetze zu erreichen, welche die materielle so gut wie die moralische Welt leiten und, indem sie sich hie und da mit den nationalen und continentalen Ideen vermischen, diese befruchten.

Nichts was wir jetzt sagen wollen, läugnet oder entkräftet, sondern es befestigt vielmehr das, was wir bisher gesagt haben. Wir wollen nur auch auf Dieses und noch Anderes hinweisen. Es ist schliesslich ein letzter Rath, der sich so gut an die speculativen und metaphysischen Geister wie an die practischen Menschen richtet. Von Idee zu Idee steigend, erreichten wir den Gipfel unseres Gedankenbaues und werfen nun, ehe wir herniedersteigen, einen letzten Blick von diesem weiten Horizont auf die Dinge. Nichts mehr.

Ehedem als noch die alten Gesellschaften bestanden, beherrschte der Süden die Welt und der Norden warf sie über den Haufen; zugleich, wieder in einer andern aber parallelen Ordnung der Dinge, leitete die reiche, aufgeklärte und glückliche Aristocratie den Staat, und die arme, finstere und elende Democratie beunruhigte denselben. So scheinbar verschieden auf den ersten Blick die innere und die äußere Geschichte der Völker seit dreitausend Jahren ist, so zeigt sich doch auf dem Grunde beider immer die eine Thatsache: der Kampf des Unge-
machs gegen den Wohlstand. Zu gewissen Zeitpunkten führten schlechtgelegene Völkerschaften die europäische

Ordnung und schlechthetille Volksclassen fördern die gesellschaftliche Ordnung. Bald wird Europa, bald der Staat unvermuthet und heftig angegriffen, Europa von denen welche die Kälte, der Staat von denen welche der Hunger drückt; das heißt, das eine vom Norden, der andere vom Volke. Der Norden schreitet durch Invasionen, das Volk durch Revolutionen vor. Daher kommt es, daß in gewissen Epochen die Civilisation einfinkt und für den Augenblick verschwindet bei dem furchtbaren Andränge der Babaren, davon die einen von außen die andern von innen herankommen; die einen stürmen aus dem Hintergrunde des Continents nach dem Süden, die andern steigen aus den Tiefen der Gesellschaft nach der Macht empor. Die Zwischenräume welche diese großen, immerhin fruchtbaren, wenn gleich schmerzlichen Catastrophen von einander scheiden, sind nichts anderes als das Maas menschlicher Geduld, von der Vorsehung in die Geschichte eingetragen. Sie sind hingestellte Ziffern um die Lösung folgender düsteren Fragen zu erleichtern: Wie lange Zeit kann ein Theil der Menschheit Kälte ertragen? Wie lange Zeit kann ein Theil der Menschheit Hunger ertragen?

Jetzt aber scheint sich ein neues Gesetz enthüllt zu haben, welches in Bezug auf den erstgenannten Drang der Dinae von der Demüthigung des spanischen Reiches, und in Bezug auf den zweiten Drang von der Umgestaltung der französischen Monarchie datirt. Man möchte sagen, daß die Vorsehung, die immer auf das Gleichgewicht bedacht ist und durch allmähliche Verringerungen die allzuheftigen Schwankungen der Menschheit einstellt, nach und nach den äußersten Landstrichen Europas und den untersten Classen des Staates jenes schlimme Recht des Selbsteinschreitens entzieht, welches sie sich bisher angemast haben, die Einen um zu tyrannisiren und auszuschließen, die Andern um aufzuwiegeln und zu zerstören. Die Herrschaft der Welt scheint von nun an den gemäßigten Erdstrichen und den Mittelclassen anzu-

gehören. Carl der V. war der letzte große Vertreter des südlichen Reichs, so wie Ludwig der XIV. der letzte große Repräsentant der unumschränkten Monarchie.

Wenn aber gleich Europa nicht mehr vom Süden, wenn gleich die Gesellschaft nicht mehr von der Aristocratie beherrscht wird, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß die Mittelclassen und die Staaten der Mitte nur dann ihre Macht wahren können, wenn sie ihre Reiben öffnen. Dichte Massen schlafen und leiden in den unwohnlichsten Fernen und warten so zu sagen ab, daß sie die Reihe treffe. Der Norden und das Volk sind die Wasserbehälter der Menschheit. Stehen wir ihnen bei, daß sie ruhig ausfließen nach den Orten, nach den Dingen und nach den Ideen, welche sie befruchten sollen. Lassen wir sie nicht überlaufen. Gewähren wir aus Klugheit wie aus Pflicht den schlecht gelegenen Völkern einen breiten und gemächlichen Ausgang nach den von der Sonne begünstigten Zonen und den übelbetheilten Classen den Eingang zu den socialen Genüssen. Unterdrücken wir das Ungemach überall. Hiedurch unterdrücken wir die Anlässe zum Kriege auf dem Continent und die Anlässe zu Revolutionen im Staate. Für die innere wie für die äußere Politik, für die Völker unter sich wie für die Classen des Landes, für Europa wie für die Gesellschaft des Staates liegt das Geheimniß des Friedens vielleicht in dem einzigen Worte: dem Norden seinen Theil am Süden und dem Volke seinen Theil an der Macht einzuräumen.

Paris, geschrieben im Juli 1841.

E n d e.

Inhalt.

Erster Band.

	Seite
Erster Brief. Von Paris nach Fertè-sous=	
Jouarre	5
Zweiter Brief. Montmirail. Montmort.	
Epernay	15
Dritter Brief. Chalons. Sainte-Menehould.	
Barennès	23
Vierter Brief. Von Villiers=Cotterets bis	
an die Grenze	47
Fünfter Brief. Givet	71
Sechster Brief. Die Ufer der Meuse. Dinant.	
Namur	78
Siebenter Brief. Die Ufer der Meuse. Huy.	
Lüttich	86
Achter Brief. Die Ufer der Vesdre. Verbières.	99
Neunter Brief. Aachen. Das Grab Karl	
des Großen	103
Zehnter Brief. Köln	134

	Seite
Elfter Brief. In Bezug auf das Haus Sabach	165
Zwölfter Brief. Aus Anlaß des Wallraff's- schen Museums.	173
Dreizehnter Brief. Andernach	181
Vierzehnter Brief. Der Rhein	193
Fünfzehnter Brief. Die Maus	219
Sechzehnter Brief. Querselbein	230
Siebzehnter Brief. St. Goar.	236
Achtzehnter Brief. Bacharach	252
Neunzehnter Brief. Feuer! Feuer!	261
Zwanzigster Brief. Von Lorch nach Bingen	272

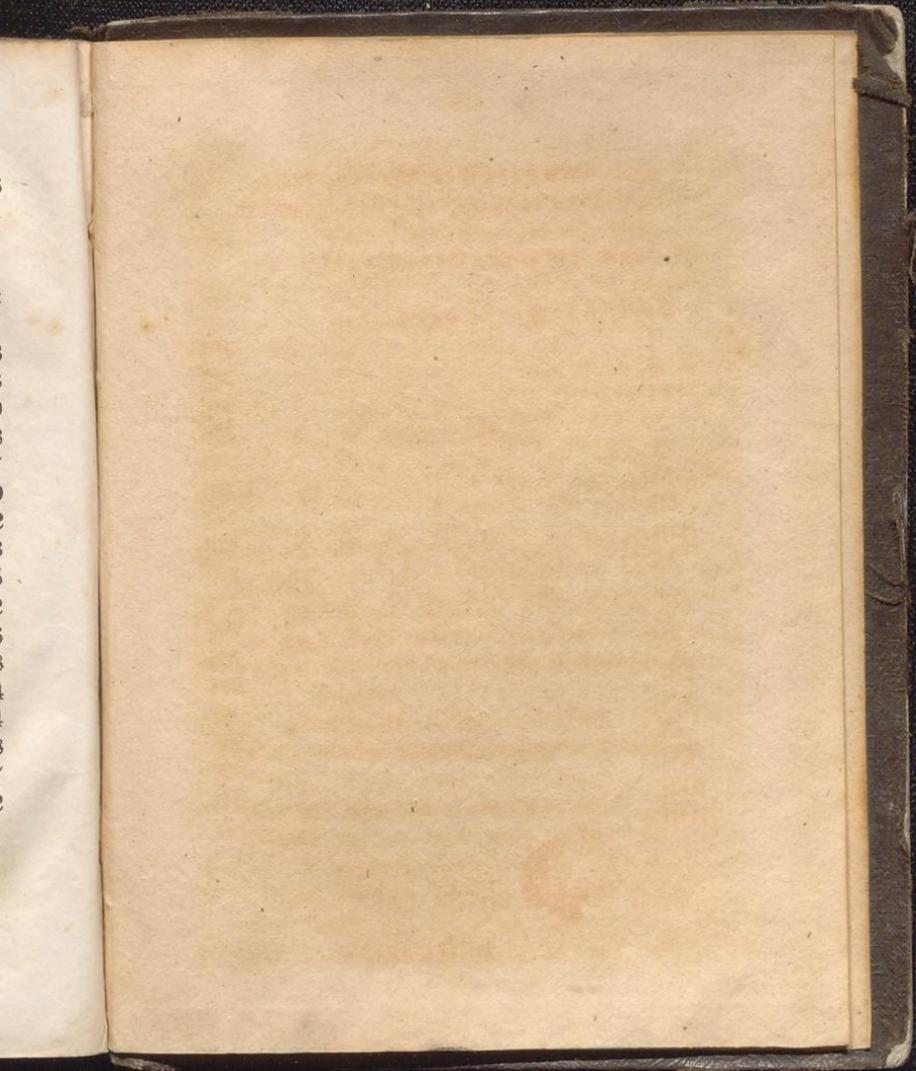
Zweiter Band.

Ein und zwanzigster Brief.	5
Das Märchen vom schönen Pecopin und von der schönen Bathilde.	
I. Eingang	6
II. Der Vogel Phönix und der Planet Venus	10
III. Worin der Unterschied dargelegt wird zwischen dem Ohr eines jungen Mannes und dem Ohr eines Greises	12
IV. Worin abgehandelt wird von verschie- denen Eigenschaften, die verschiedenen Gesandten eigen sind	16

	Seite
V. Guter Erfolg eines guten Gedankens .	20
VI. Worin man sieht, daß der Teufel selbst Unrecht thut, wenn er gefräßig ist .	21
VII. Wohlmeinende Vorschläge eines alten Weisen, der sich in eine Blätterhütte zurückgezogen .	33
VIII. Der wandernde Christ .	36
IX. Worin man sieht, mit was sich ein Zwerg in einem Walde unterhalten kann .	40
X. Mit Hunden und Pferden! .	42
XI. Welchen Dingen man sich aussetzt, wenn man ein Pferd besteigt, so man nicht kennt .	50
XII. Beschreibung einer bösen Nachtherberge .	58
XIII. Wie das Wirthshaus so die Tafel .	63
XIV. Neueste Art vom Pferde zu fallen .	66
XV. Worin man die Redensart kennen lernt, deren sich der liebe Gott am liebsten bedient .	71
XVI. Worin die Frage beantwortet wird, ob man Jemand, den man nicht kennt, wiedererkennen kann .	73
XVII. Kleinigkeiten am Thore .	77
XVIII. Woraus kluge Leute lernen, welche die abscheulichste aller Gleichnisse ist .	82
XIX. Schöne und kluge Worte der vier zwei- füßigen besiederten Philosophen .	85
Zwei und zwanzigster Brief. Singen 87	

	Seite
Drei und zwanzigster Brief. Mainz .	106
Vier und zwanzigster Brief. Frankfurt am Main	130
Fünf und zwanzigster Brief. Der Rhein	152
Schlußbemerkungen.	
I.	193
II.	213
III.	219
IV.	238
V.	247
VI.	260
VII.	262
VIII.	273
IX.	275
X.	282
XI.	286
XII.	288
XIII.	294
XIV.	294
XV.	298
XVI.	327
XVII.	332
XVIII.	341





90. MAI 1968

Handwritten blue ink markings on the left edge of the page, possibly indicating page numbers or a list of entries.

40 26351 2 031

